

Osterreich € 5,10
Schweiz sfr 7,-
Dänemark dkr 48,-
Belgien € 5,20
Finland € 7,40
Frankreich € 6,-
Griechenland € 6,50
Hongkong HK\$ 88,-
Italien € 6,-
Japan Yen 1.800,- (tax)
Lettland € 5,60
Litauen € 5,60
Norwegen NOK 72,-
Polen (ISSN 0037452) zł 29,-
Portugal (cont) € 6,-
Slowakei € 6,20
Slovenien € 5,90
Spanien € 6,-
Spanien/Kanaren € 6,30
Thailand Baht 450,-
Tschech. Republik Kč 175,-
Türkei TL 23,-
Ungarn Ft 2.170,-
Printed in Germany



Brummmm!

DIE SPRACHE DER STERNE

Sensationelle Signale: Das Universum erzählt sein Geheimnis



BRANDHERD SYRIEN

Der Krieg, der unsere Welt verändert

Applaus für die Zugaben!

Die Aktions-Backöfen CulinArt Gourmet –
jetzt zusätzlich mit Miele Gourmet-Bräter



Aktionszeitraum: 01. Oktober 2015 – 30. September 2016

www.miele.de/culinart

Miele
IMMER BESSER

Hausmitteilung

Betr.: „Lügenpresse“, Syrien, DEIN SPIEGEL, NRW

Journalisten sind es gewohnt, dass sie für ihre Arbeit kritisiert werden. Die Wut und das Misstrauen jedoch, die den deutschen Medien, auch dem SPIEGEL, seit einigen Monaten in Leserbriefen und im Internet entgegenschlagen, sind neu. Den Titel der vergangenen Woche beispielsweise („Die Hassprediger“) kritisierten Leser als „linksblödes Getue“, einer schrieb: „WIR sind das Volk, und wir werden die Regierungsmischpoke und die Lügenpresse (dazu zählt auch der Spiegel) hinwegfegen.“ Ein SPIEGEL-Team hat versucht, die Ablehnung zu verstehen. Die Redakteure sprachen mit erbosten Leserbriefschreibern und betroffenen Journalisten. „Es geht nicht nur um Hass“, sagt SPIEGEL-Redakteur Markus Brauck. „Es gibt eine neue Unsicherheit, auf die der Journalismus eine Antwort finden muss.“

Seite 58

Über den Bürgerkrieg in Syrien hat der SPIEGEL in der Vergangenheit immer wieder berichtet; SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter hat das Land länger und intensiver bereist als die meisten europäischen Journalisten. Inzwischen ist die Lage durch die russischen Luftangriffe so verzweifelt, dass selbst Reuter auf den Besuch in Aleppo verzichtet hat. Gemeinsam mit einem Team von SPIEGEL-Redakteuren beschreibt er in diesem Heft, was die Hilflosigkeit des Westens in Syrien anrichtet. Fast alle Gesprächspartner waren wütend und fassungslos über die Gleichgültigkeit der Welt, die zuschaut, wie syrische Städte und Dörfer unter Dauerbeschuss stehen. Über rauschende Skype-Verbindungen, die immer wieder abbrechen, erzählten die Menschen von zerfetzten Leibern und entvölkerten Landstrichen. Einer von ihnen war aus Aleppo geflohen, dann aber zurückgekehrt. „An dieser Stadt“, sagte er, „wird sich zeigen, ob die Welt es ernst meint mit Gerechtigkeit.“



EMIN OZMEN / DER SPIEGEL

Reuter in Aleppo im Mai 2015

Seite 10



In der Regel haben Kinder zwischen 10 und 13 Jahren keine Vorstellung davon, was sie später einmal werden wollen – aber viele würden gern mit Tieren arbeiten. DEIN SPIEGEL, das Nachrichten-Magazin für Kinder, stellt 22 solcher Berufe vor, vom Landwirt bis zum Meeresbiologen. Den jungen Lesern wird erklärt, welche Ausbildung sie benötigen und für wen der Beruf überhaupt geeignet ist. Außerdem im Heft: Wer heute Kind ist, hat nie bewusst jemand anderen als Angela Merkel im Kanzleramt erlebt. DEIN SPIEGEL erklärt kindgerecht, weshalb die Kanzlerin auf einmal umstritten ist – selbst in der eigenen Partei. DEIN SPIEGEL erscheint am kommenden Dienstag.

Persönlichkeit

Armaturen mit Persönlichkeit geben einem Raum Charakter und krönen jeden Waschtisch oder jede Küche. Armaturen von Dornbracht sind nicht nur stilbildend schön. Sie faszinieren auch bei jedem Blick, bei jeder Berührung mit Ausstrahlung, Klarheit und Substanz.

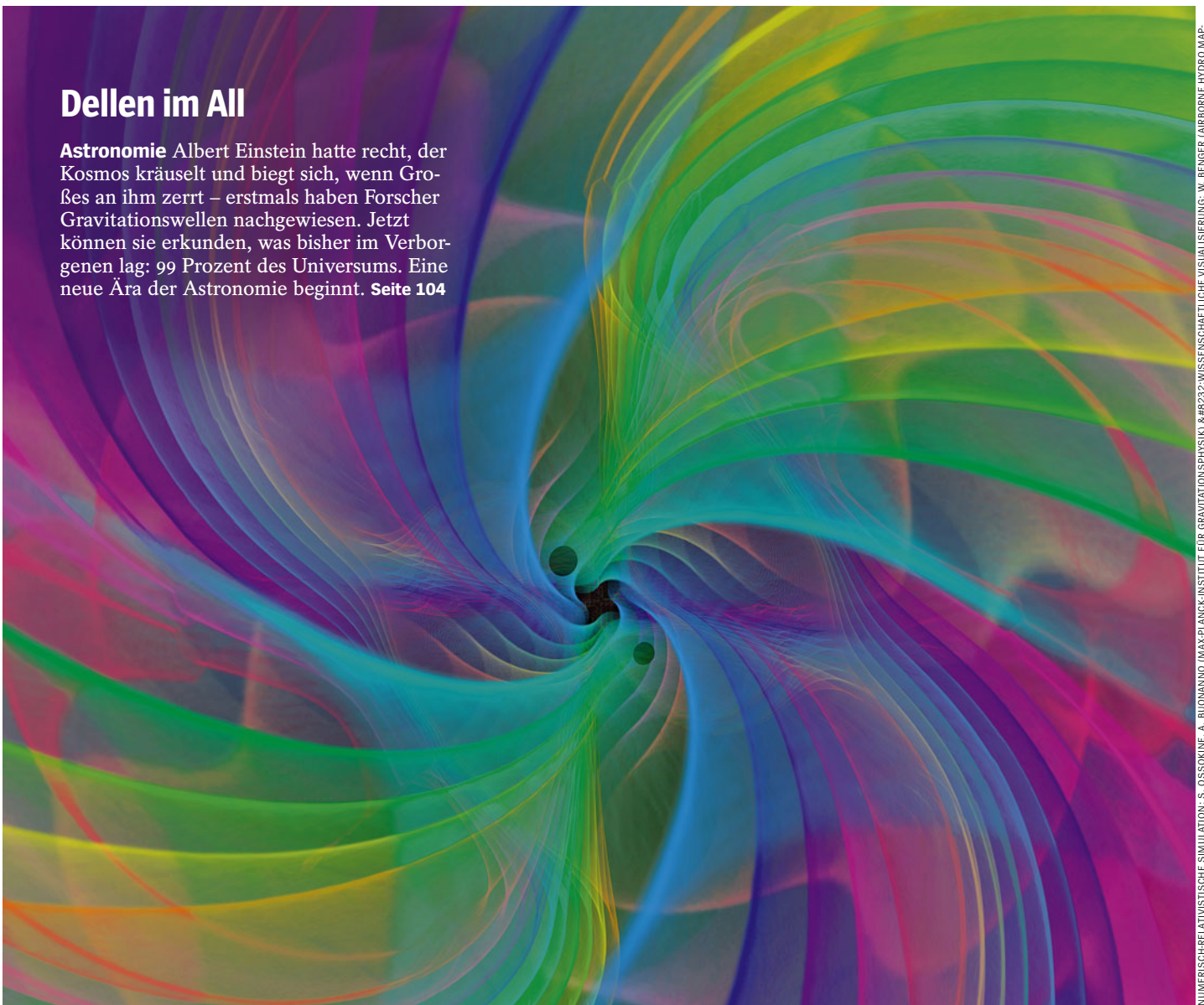
Charakter made in Germany



DORN
BRACHT

Dellen im All

Astronomie Albert Einstein hatte recht, der Kosmos kräuselt und biegt sich, wenn Großes an ihm zerrt – erstmals haben Forscher Gravitationswellen nachgewiesen. Jetzt können sie erkunden, was bisher im Verborgenen lag: 99 Prozent des Universums. Eine neue Ära der Astronomie beginnt. **Seite 104**



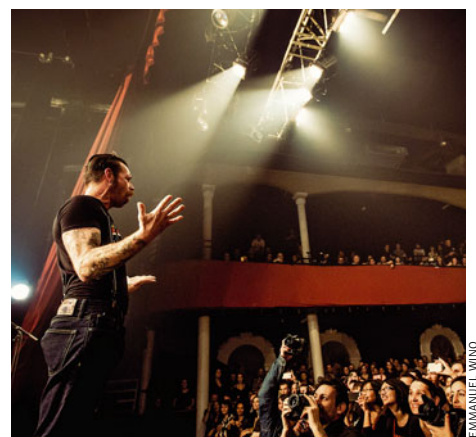
NUMERISCH-RELATIVISTISCHE SIMULATION: S. OSSOKINE, A. BUONANNINO (MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR GRAVITATIONSPHYSIK) & #8232; WISSENSCHAFTLICHE VISUALISIERUNG: W. BENSER (AIRBORNE HYDRO MAP-PIG GMBH)



SPENCER PLATT / GETTY IMAGES



IBRAHIM ERU LEYS / ANADOLU AGENCY / GETTY IMAGES



EMMANUEL WIND

Die Krise kehrt zurück

Finanzmärkte Seit Anfang des Jahres brechen die Aktienkurse ein, allen voran die Bankenwerte: Die Börsianer fürchten eine Rückkehr der Finanzkrise. Denn die globalen Schulden sind seit 2008 weiter gestiegen, und die Lage der Weltwirtschaft ist so fragil wie lange nicht. **Seite 74**

Die Verlassenen

Nahost Die Stadt Aleppo, wichtiges Symbol des Widerstands in Syrien, ist beinahe eingekesselt, es gibt kaum Strom, Wasser und Lebensmittel. Den Menschen, die bleiben, droht der Hungertod. Jene, die fliehen, stehen vor geschlossenen Grenzen. Und was tut der Westen? Er schaut zu. **Seite 10**

Nach dem Anschlag

Frankreich Drei Monate nach den Attentaten von Paris kämpfen die Opfer noch immer mit dem Grauen, das sie in der Nacht des 13. November erlebten. Vier Überlebende berichten über die Stunden, die sie in der Gewalt der Terroristen im Bataclan verbrachten. **Seite 84**

Titel

Astronomie Einsteins Erben – Forscher haben die Sprache des Universums entziffert **104**

Syrien-Krise

Nahost Die Katastrophe von Aleppo – wie der Westen versagt hat **10**
Regierung Merkels Flüchtlingsdiplomatie droht zu scheitern **18**

Deutschland

Leitartikel Die Sehnsucht der bürgerlichen Mitte nach dem Radikalen **6**
Meinung Kolumne: Der gesunde Menschenverstand / So gesehen: Sendung mit der Maus **8**
Politiker wollen zweite Amtszeit von Gauck / Umweltministerin fordert Strafabgabe auf Luxusautos / Neue Chefin für Vertriebenenstiftung **22**
Karrieren Ministerin Ursula von der Leyen versucht, die Affäre um ihre Doktorarbeit auszusitzen **26**
Grüne Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer kritisiert im SPIEGEL-Gespräch die „Pippi-Langstrumpf-Politik“ seiner Partei **30**
Affären Die Nähe des damaligen Staatsministers Eckart von Klæden zu Daimler **34**
Asyl Der Europarechtler Daniel Thym über das herrschende Recht an den deutschen Grenzen **36**
Verkehr Die Hintergründe des Bahnunglücks von Bad Aibling **38**
Geschichte Ein Gutachten facht den Streit über Reparationen neu an **41**
Essay Stefan Berg über sein Bedürfnis nach Grenzen **42**
Justiz Ehemalige Bewohner der Colonia Dignidad leiden noch immer – und beschuldigen den einstigen Arzt der Sekte **44**

Gesellschaft

Früher war alles schlechter: Das Ende des Guineawurms / Wohin kann man noch in den Urlaub fahren? **50**
Eine Meldung und ihre Geschichte Ein Uhu bringt das Abenteuer nach Purmerend **51**
Überforderung Tausende unbegleitete Kinder im Zug der Flüchtlinge testen die Grenzen des deutschen Sozialstaats **52**
Kolumne Leitkultur **57**

Medien

Meinungsfreiheit Warum vertrauen viele Menschen der Presse und dem Fernsehen nicht mehr? **58**

Sport

Der Vertrag zum Transfer von Xabi Alonso zum FC Bayern / DFB-Affäre: Brisante Notiz aufgetaucht **65**
Fifa Vor der Wahl des neuen Präsidenten betreiben die Kandidaten intensive Hinterzimmerpolitik **66**
Leichtathletik Olympiasieger Nils Schumann plädiert in einem Buch für die Freigabe von Doping **70**

Wirtschaft

Dobrindt schreibt Wutbrief an Brüssel / Neuer Zeuge im Porsche-Prozess / Ende des Kükensterbens? **71**

Finanzmärkte Das Börsenbeben nährt die Furcht vor einer neuen Wirtschaftskrise **74**

Ikea Wie der Möbelkonzern Milliarden Gewinne an den Steuerbehörden vorbeischiebt **78**

Management Interview mit der Ökonomin Evi Hartmann über ethischen Konsum und die Verantwortung der Kunden **80**

Ausland

Politischer Streit in Polen um den Flugzeugabsturz des damaligen Präsidenten Lech Kaczyński / Interview mit einem iranischen Reformpolitiker, der nicht für das Parlament kandidieren darf **82**

Frankreich Drei Monate nach den Anschlägen von Paris – Überlebende berichten über die Nacht im Konzertsaal Bataclan **84**

USA Der erstaunliche Erfolg des demokratischen Präsidentschaftsbewerbers Bernie Sanders **90**

Ukraine Ein Ministerrücktritt löst die größte politische Krise seit den Maidan-Protesten aus **92**

Schweiz Der erstaunliche Weg des Journalisten Roger Köppel vom Blattmacher zum Rechtspopulisten **96**

Wissenschaft

Das „Netzwerk Homöopathie“ schützt vor esoterischen Quacksalbern / Stinkige Mimosen / Kommentar: Wie Eltern fast jede Schulreform stoppen **102**

Forensik Freiheit nach verbüßter Strafe oder für immer hinter Gittern? Der Fall eines Triebtäters offenbart ein Justizdilemma **112**

Humanbiologie Die Deutschen wurden von Generation zu Generation immer größer **115**

Kultur

Zeitgeist-Hymnen der Band Isolation Berlin / Solar-Futurismus im Bildband / Kolumne: Zur Zeit **116**

Intellektuelle Der syrische Lyriker Adonis erklärt im SPIEGEL-Gespräch, warum er Assad und dessen Gegner gleichermaßen ablehnt **118**

Biografien Die Großtante und das Massaker von Rechnitz – eine Spurensuche in der eigenen Familie **122**

Raubkunst Archäologen kritisieren, das neue Kulturgutschutzgesetz begünstige den Schmuggel des IS **124**

Debatte Bürokratie dient den Interessen des Neoliberalismus. Von David Graeber **126**

Serienkritik „Vinyl“ erzählt vom Rock-’n’-Roll-Rausch der Siebziger **130**

Bestseller **129**

Impressum, Leserservice **132**

Nachrufe **133**

Personalien **134**

Briefe **136**

Hohlspiegel/Rückspiegel **138**

Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/investigativ



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Evi Hartmann

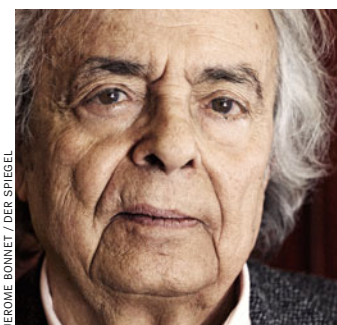
Die BWL-Professorin nennt deutsche Verbraucher „Sklavenhalter“, weil sie Produkte kaufen, von denen sie wissen, dass sie unter unfairen Bedingungen hergestellt wurden. Sie selbst, sagt sie, halte rund 60 Sklaven. **Seite 80**



ARND WIEGMANN / REUTERS

Roger Köppel

Einer der begabtesten Journalisten der Schweiz ist zum rechtspopulistischen Politiker geworden. Seinem verblüffenden Werdegang widmet der SPIEGEL den Titel in der Teilaufgabe für die Schweiz. **Seite 96**



JEROME BONNET / DER SPIEGEL

Adonis

Für seine Haltung im Syrien-Konflikt wurde der Dichter scharf kritisiert, trotzdem wird er nun in Osnabrück mit dem Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis ausgezeichnet – im SPIEGEL-Gespräch verteidigt er sich. **Seite 118**

Leitartikel

Sprache des Notstands

Die Sehnsucht nach dem Radikalen hat die bürgerliche Mitte erreicht.

Von Carl Schmitt, dem verfemten Staatsrechtler des 20. Jahrhunderts, kennen wir den Ausnahmezustand. „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet“, lautet sein berühmter Satz. Jetzt lernen wir den Staatsnotstand in der bayerischen Variante kennen.

Nach der Rückkehr von seiner Moskaureise hat Ministerpräsident Horst Seehofer der „Passauer Neuen Presse“ ein Interview gegeben, in dem er über das Ende des Rechtsstaats sprach. „Wir haben im Moment keinen Zustand von Recht und Ordnung“, sagte er. „Es ist eine Herrschaft des Unrechts.“ Die Sätze bezogen sich nicht auf Russland, wie der unaufmerksame Leser hätte meinen können. Er sprach über die Bundesrepublik unter Angela Merkel. Verglichen mit den Zuständen in Berlin, so musste man ihn verstehen, verblasst sogar das Regime des Wladimir Putin.

Viele haben sich angewöhnt, über Seehofer zu lächeln, aber das ist ein Fehler. Man sollte ihn unbedingt ernst nehmen. Sein Satz, dass Deutschland unter eine Herrschaft des Unrechts gefallen sei, ist ein unerhörter, um nicht zu sagen radikaler Befund. Von hier aus ist es nur noch ein kleiner Schritt, Politiker als „Volksverräter“ zu bezeichnen.

Es gibt eine Tradition des bayerischen Ungehorsams, die bis in die Anfänge der Bundesrepublik zurückreicht. Dieser Tradition fühlte sich noch jeder Ministerpräsident in München verpflichtet. Bis heute ist unvergessen, wie sich Franz Josef Strauß über Helmut Kohl ausließ und ihm jegliche Eignung fürs Kanzleramt absprach, die „charakterliche“, die „geistige“ und die „politische“. Aber das blieb auf der Ebene der Schmähung. Seehofers Einlassungen zur Lage der Nation gehen weit über das Persönliche hinaus, auch wenn persönliche Kränkung ihr Grund sein mag. Hier spricht ein Verfassungsorgan über das andere. Damit ist der Raum betreten, den Carl Schmitt für uns ausgeleuchtet hat.

Wir haben in Deutschland lange nicht mehr die Sprache des Radikalen gehört. Es war aus der Mode gekommen, in Begriffen des Unbedingten zu reden. Das demokratische Reden befließigt sich des Ungefährlichen, es hält sich immer eine Tür offen, weil alles auf den Kompromiss zuläuft. Wer den Notstand gekommen sieht, dem eröffnet sich eine ganz andere Kategorienwelt. Wo das Unrecht regiert, ist Widerstand Pflicht. An die Stelle des Gesprächs tritt die Poetik der Tat. Das macht den Reiz und auch die Gefahr des Radikalen aus.

Es gibt eine Sehnsucht nach der Ruhe der Normalität, diese Sehnsucht hatte Angela Merkel zur beliebtesten

Kanzlerin der Deutschen gemacht. Wie sich zeigt, gibt es auch eine Sehnsucht nach dem Aufstand. Solange die Rhetorik des Notstands auf die politischen Randzonen beschränkt war, musste man sie nicht ernst nehmen, aber sie hat den Rand verlassen und sich in die bürgerliche Mitte vorgearbeitet. Die ersten Ansätze zeigten sich in Stuttgart und Frankfurt am Main, da ging es noch um einen Bahnhof und die Startbahn eines Flughafens. Dann trat die Wutsprache in Dresden auf die Straße, vordergründig gegen den Islam, in Wahrheit gegen die Politik und die Gesellschaft an sich. Jetzt ist die Wut in der Staatskanzlei angekommen. Bislang war es Konsens unter Demokraten, sich von der Sprache des Aufruhrs fernzuhalten – diesen Konsens hat Seehofer verlassen.

Das Radikale lässt sich nicht durch Erfolg mäßigen. Politisch hat sich die Lage zugunsten Bayerns verschoben. Man mag es außerhalb Münchens noch nicht überall so sehen, aber was die Beurteilung der Flüchtlingskrise angeht, hat Seehofer recht behalten. Nach dem Asylpaket I folgt in diesen Tagen das Asylpaket II, und es wird nicht lange dauern, bis das Asylpaket III in Angriff genommen wird. Selbst bei den Grünen reden sie inzwischen wie selbstverständlich davon, dass Deutschland 2016 nicht noch einmal so viele Menschen aufnehmen könne wie im vergangenen Jahr. Man könnte also meinen, dass es für den bayerischen Ministerpräsidenten allen Grund gäbe, milder aufzutreten. Doch das Gegenteil ist der Fall.

„Seit jeher formuliere ich meine Politik nicht danach, wie jemand auf mich zu sprechen ist, sondern nach dem, was notwendig ist zur Erreichung eines Zieles, das unserem Land dient“, hat Seehofer auf die Frage geantwortet, ob er dabei bleiben will, gegen die Bundeskanzlerin wegen Rechtsbruchs zu klagen. So redet niemand, der am Kompromiss interessiert ist. So spricht jemand, der sich einer höheren Wahrheit verpflichtet fühlt. Aber was könnte die sein?

Viele rätseln, was den Mann aus Bayern antreibt. Man unterstellt ihm, dass es ihm darum gehe, seine Mehrheit zu verteidigen. Doch das ist zu bescheiden gedacht. Wer in den Kategorien des Ausnahmezustands denkt, hält alles für gerechtfertigt, auch den Aufstand gegen die Bundeskanzlerin. Man darf das nicht als Plan verstehen, es ist eher die gedankliche Fluchtlinie, eine mehr oder weniger bewusste Vorbereitung.

Der Ausweg aus dem Notstand ist der Putsch.

Jan Fleischhauer



KAY NIETFIELD / DPA

Transporter TOP DEAL

Angebote nur für Gewerbetreibende

0,00 € Anzahlung!



All-in Leasing

Der Citan Kasten-
wagen mtl. ab

169 €¹
214 €

Der Vito Kasten-
wagen mtl. ab

199 €¹
276 €

Der Sprinter Kasten-
wagen mtl. ab

249 €¹
347 €

Monatliche Gesamtrate ohne Anzahlung inkl. Vorteilspaket mit Komplettservice
zzgl. der gesetzlichen USt., Laufzeit 48 Monate, Gesamtleistung 40.000 km

Inklusive
4 Jahre
Rundum-
sorglos-Paket!

Nur bis 31.03.2016

Das least man gern.

Der Mercedes-Benz Citan, Vito und Sprinter jetzt mit All-in Leasing und 0 € Anzahlung.

Ein Angebot von Profis für Profis: Mit diesen Transportern lässt sich arbeiten – und mit den attraktiven All-in Leasingpreisen sogar richtig sparen. Dank vier Jahren Komplettservice machen Sie auch langfristig ein gutes Geschäft. www.transporter-topdeal.de

¹CharterWay ServiceLeasing ist ein Angebot der Mercedes-Benz CharterWay GmbH, Mühlenstr. 30, 10243 Berlin. Unser Leasingbeispiel für den Citan 108 CDI Kastenwagen/Vito 109 CDI Kastenwagen/Sprinter 210 CDI Kastenwagen/Sprinter 210 CDI Pritsche: Kaufpreis ab Werk 11.990,00 €/17.990,00 €/20.990,00 €/20.990,00 €, Leasing-Sonderzahlung 0,00 €, Laufzeit 48 Monate, Gesamtleistung 40.000 km, monatliche Gesamtleasingrate inkl. Komplettservice gemäß unseren Bedingungen 169,00 €/199,00 €/249,00 €/249,00 €. Gilt nur für gewerbliche Einzelkunden bis 31.03.2016. Alle Preise zzgl. der gesetzlich geltenden Umsatzsteuer.

Mercedes-Benz

Vans. Born to run.

Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart



Markus Feldenkirchen Der gesunde Menschenverstand

SPD ohne Duzen



Wenn Historiker später die Frage beantworten müssen, wer den Niedergang der deutschen Sozialdemokratie verschuldet hat, werden sie bei Klaus Ulbricht aus Köpenick landen. Nicht bei Gerhard Schröder mit seiner Agenda 2010, nicht bei Oskar Lafontaine mit seiner Agenda 1891. Dabei hatte es Ulbricht, der mit Walter weder verwandt noch verschwägert ist, nur gut gemeint, als er Angela Merkel im Herbst 1989 zu einer Veranstaltung der Sozialdemokraten mitnahm. „Wir beide interessierten uns für die SPD, weil diese ein Programm hatte“, verriet Ulbricht später. Obwohl er selbst an jenem Abend Mitglied wurde und später sogar Bezirksbürgermeister, ermunterte er Merkel, sich noch bei anderen Parteien umzusehen. Er verwies auf den neuen Pluralismus, den Wettbewerb der Parteien. Aus demokratischer Sicht war das vorbildlich, aus sozialdemokratischer eine Rieseneselei.

Denn Merkel sah sich tatsächlich um. Später, als sie bereits Vorsitzende der CDU war, erklärte sie, dass ihr das Geduze bei der SPD auf den Keks gegangen sei – und das ständige „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“-Gesänge. Dass aber der Demokratische Aufbruch, bei dem sie schließlich hängen blieb, von der CDU geschluckt werden würde und mit ihm all seine Mitglieder, hatte Merkel auch nicht geahnt. „Mit der CDU will ich nichts zu tun haben“, hatte sie im Herbst 1989 gesagt. Aber sie rebellierte nicht. Sie wählte den reformatori-

schen Weg, die CDU so zu ändern, bis sie ihre Partei wurde: eine SPD ohne Geduze.

Das hat gut geklappt. Es würde den ohnehin sehr dünnen Rahmen sprengen, hier alle sozialdemokratischen Erfolge Angela Merkels aufzuführen. Seit Willy Brandt war Deutschland jedenfalls nicht mehr so sozialdemokratisch. Merkel wusste, dass Konservative lieber an der Macht leiden, als in der Opposition mit sich im Reinen zu sein. Bei den Sozialdemokraten ist das umgekehrt. Mit ihrer Willkommenskultur für Flüchtlinge aber hat Merkel es nun übertrieben. Ihre Partei ist kreuzunglücklich über so viel christliche Nächstenliebe. Wenn es so weitergeht, werden aus der Union bald die ersten Kim-Jong-Un-Vergleiche kommen.

Merkel, man muss es so sagen, hat inzwischen alle unglücklich gemacht. In der SPD hat man ihretwegen längst die Hoffnung aufs Kanzleramt aufgegeben. Die Stimmung ist so verzweifelt, dass sogar erwogen wird, den eigenen Parteichef als Spitzenkandidaten ins Rennen zu schicken. Vieles spräche dafür, den historischen Irrtum von 1989 endlich zu korrigieren. Ein Parteiwechsel wäre ungewöhnlich, aber möglich, zumal Merkel nie einen Mitgliedsantrag bei der CDU unterschrieben hat. Mit einer Kanzlerkandidatin Merkel hätte die SPD 2017 plötzlich eine realistische Chance auf das höchste Regierungsamt und müsste sich nur das Singen und Duzen verknäufen. Und die Union müsste endlich nicht mehr leiden. Am glücklichsten aber wäre wohl ein gewisser Klaus Ulbricht.

An dieser Stelle schreiben Jakob Augstein, Markus Feldenkirchen und Jan Fleischhauer im Wechsel.



Sendung mit der Maus

So gesehen Beatrix von Storch will nicht mehr schießen.

Das mit den Schusswaffen war gar nicht so gemeint, behauptet Beatrix von Storch. Für solche Fälle gibt es in der Politik eine gängige Formel – Politiker benutzen sie, wenn sie etwas gesagt haben, was sie hinterher nicht gesagt haben wollen: „Da bin ich missverstanden worden.“ Besonders beliebt ist diese Ausrede nach verunglückten Hitler-Vergleichen. Die AfD-Frau hat diese beliebte Formel nicht benutzt, sie fühlte sich nicht missverstanden. Wie auch? Auf die Frage, ob an der deutschen Grenze auf Frauen und Kinder geschossen werden soll, hatte sie bei Facebook mit einem knappen „Ja“ geantwortet. Da ist der Interpretationsspielraum extrem gering. Also kein Missverständnis, sondern ein Versehen, ein „technischer Fehler“, abgerutscht sei sie auf der Computermaus. So viel Pech muss man erst mal haben: Erst aufs J gefallen, dann aufs A und dann noch auf „Senden“. Im Vergleich wirkt Storchs andere schöne Geschichte, wonach Angela Merkel bald nach Chile flüchten wird, ziemlich glaubwürdig. Statt um einen technischen Fehler scheint es sich eher um menschliches Versagen zu handeln. Wer eine so dummreiste Ausrede bemüht, will gar nicht, dass man sie glaubt. Der tut nur so, als ob er sich distanziiert. Denn so versteht jeder: Das war kein Mausexkurs. Storch musste also noch mal nachbessern, sich entschuldigen, einen Fehler eingestehen. Und noch eins drauflegen: nicht schießen, sagt sie jetzt, noch nicht mal „auf Männer“. So ist es brav.

Christiane Hoffmann

Kittihawk



So nah, so fern.

= Bergsommer Tirol



tirol

*Heute ein Moment.
Morgen ein bleibendes Erlebnis.*

Tirol. Dich erleben und sich entdecken. Dich entdecken und sich erleben. Sich in deiner schier unendlichen Bergwelt verlieren. Und finden.

Erleben Sie eine kostbare Zeit und außergewöhnliche Sommergeschichten: mein.tirol.at



Anwohner in zerstörtem Rebellenviertel in Aleppo: „Seit zwei Wochen leben wir in einem Albtraum, der alles übertrifft“

Von allen verlassen

Nahost Die fast vollständige Einkesselung Aleppos ist eine humanitäre Katastrophe – und ein Sieg für Wladimir Putin. Er hat den syrischen Bürgerkrieg genutzt, um den ohnmächtigen Westen vorzuführen und seine Ziele durchzusetzen.



THAER MOHAMMED / AFP

Schon lange ist Aleppo eine gespenstische Stadt, und kaum jemand hätte gedacht, dass es noch schlimmer werden könnte. Aber es geht immer noch schlimmer, das lernen jetzt die Menschen, die sich in diesem furchtbarsten Krieg unserer Zeit eingerichtet haben. Die sich gewöhnt haben an Leichen in den Straßen, an Hunger und daran, ein Leben zu führen, das jede Sekunde zu Ende sein kann.

„Seit zwei Wochen leben wir in einem Albtraum, der alles übertrifft“, sagt Hamza, ein junger Arzt in einem Krankenhaus

von Aleppo. Am Anfang, 2011, habe er leichte Wunden versorgt, Folgen von Tränengas oder Schlagstöcken. Als das Regime 2012 begann, Fassbomben abzuwerfen, wurden die Verletzungen schlimmer. Jetzt jedoch, seit Beginn der russischen Luftangriffe, arbeiten die Ärzte im Ausnahmezustand. Alle zwei, drei Stunden fliegen die Kampfjets Angriffswellen über die Stadt, sie zielen auf alles, was noch nicht zerstört ist, auf Wohnhäuser, Schulen, Kliniken, oft mit international geächteten Streubomben.

Hatten sie vorher 10 Schwerverletzte am Tag, so seien es nun bis zu 50, sagt Hamza. Sie seien nur noch damit beschäftigt, die passenden Teile der Leichen zu sortieren, um sie den Angehörigen zur Beerdigung zu übergeben. Die russischen Raketen zerfetzten jeden, der sich in einem Umkreis von 35 Metern aufhalte.

„Wir hatten an einem Tag 22 tote Zivilisten, am Tag davor 20 verletzte Kinder, ein Siebenjähriger starb, ein Achtjähriger verlor sein linkes Bein.“ Die Russen hätten morgens angegriffen, als die Kinder zur Schule gingen. „Wir werden Jahre der Therapie brauchen, um all das zu bewältigen.“

Sieben Ärzte arbeiten noch in dem Krankenhaus. „Seit die Russen die Stadt bombardieren, sind noch mehr Ärzte geflohen“, sagt Hamza. In ganz Aleppo seien weniger als 30 Mediziner im Einsatz. Auch sein Krankenhaus sei unter Beschuss, Hamzas Stimme am Telefon zittert. Das Regime habe sie in den vergangenen Jahren fünfmal angegriffen, aber immer verfehlt. „Das russische Bombardement dagegen ist sehr akkurat.“ Eine Bombe sei haarscharf neben ihnen eingeschlagen.

„Dabei gibt es hier im Zentrum keine Stellungen der Freien Syrischen Armee, nur Zivilisten“, sagt der Arzt. „Sie bombardieren, um dem Regime den Boden zu bereiten.“ Assads Truppen hätten viele Dörfer in der Umgebung eingenommen. Er fürchtet jetzt, dass Aleppo bald vollständig belagert wird. Nur auf Hilfe hofft er nicht mehr. Die internationale Gemeinschaft habe Syrien längst aufgegeben. „Die USA unterstützen doch die Angriffe.“

Wie er überleben wird? Er weiß es nicht. Wenn er geht, dann ist wieder ein Arzt weniger da, dann werden noch mehr Menschen sterben. Aber er sieht, wie die Menschen rundherum aufbrechen, wie ganze Viertel sich leeren. Wer kann, der flieht, solange es noch geht.

Ausgerechnet Aleppo, die einst größte Stadt Syriens, Wirtschaftszentrum, Weltkulturerbe, seit über drei Jahren geteilt zwischen Regime und Rebellen. Denselben Rebellen, die vor zwei Jahren den „Islamischen Staat“ (IS) mit vereinten Kräften aus der Stadt vertrieben. Aleppo ist ein Symbol des Widerstands, das wichtigste im Land. Und jetzt: so gut wie eingekesselt, vom wichtigsten Versorgungsweg abgeschnitten,

kein Diesel, kaum Lebensmittel, Strom und Wasser. Laut Uno bis zu 300 000 Menschen, nun dem schnellen Bombentod aus der Luft und dem langsamen Hungertod am Boden preisgegeben. Ein Albtraum, schlimmer noch als einst Sarajevo.

Doch damals, während der Belagerung von Sarajevo in den Neunzigerjahren, griff die Nato ein. Am Ende gab es den Vertrag von Dayton und einen Frieden, der bis heute hält. In Aleppo sieht nichts nach Frieden aus. Seit fünf Jahren dauert dieser Bürgerkrieg an, mit einer viertel Million Toten, vielleicht gar einer halben Million, die Uno hat das Zählen aufgegeben. Ein Krieg, in dem jeder Zehnte verletzt oder getötet wurde, mit mehr als elf Millionen Geflohenen im Land und außerhalb. Und trotzdem ist kein Dayton in Sicht.

In Aleppo steht der Westen vor den Trümmern seiner Politik des Nichtstuns, die er als Diplomatie verkaufte. Westliche Politiker, auch der deutsche Außenminister, haben immer wieder gemahnt: Es könne nur eine diplomatische Lösung für Syrien geben. Auch jetzt versucht US-Außenminister John Kerry, die bis zum 25. Februar ausgesetzten Genfer Gespräche fortzuführen – am Donnerstag wurde bis in die Nacht verhandelt.

Wie zynisch dieses Spiel geworden ist, zeigt Moskaus Angebot: Man könne über einen Waffenstillstand ab Ende Februar reden. Bis dahin wird weiter gebombt. Erst militärische Gewinne, dann verhandeln, das ist die russische Logik. Im unwahrscheinlichen Fall einer Waffenruhe wollen die Russen laut deutschen Diplomaten keine Garantien abgeben, dass das Assad-Regime sich auch daran hält.

In Aleppo zeigt sich jetzt, dass es sehr wohl eine militärische Lösung für Syrien geben kann: den weitgehenden Sieg Assads, herbeigebombt durch russische Jets sowie syrische und iranische Bodentruppen. Es wäre der Sieg eines Regimes, das foltert und mordet, sein Volk mit Fassbomben bewirft und mit Giftgas erstickt. Dem die Uno die absichtsvolle „Vernichtung“ seiner Bevölkerung vorwirft.

Es wäre aber wohl ein Sieg, der keinen Frieden bringt. Wenn die Rebellen vernichtet sind, so das Kalkül Assads, wird es keine Alternativen mehr geben außer dem Regime und dem IS. Die Sunniten, die bisher die Bevölkerungsmehrheit bildeten, werden sich mit dem alawitisch-schiitischen Assad-Regime kaum abfinden. Syrien könnte auf Jahre eine Art Somalia bleiben, ein gescheiterter Staat.

Es geht in diesem Konflikt aber längst nicht mehr allein um Syrien. Das Land ist ein Ground Zero der Weltpolitik, hier trifft alles zusammen, in unheilvoller Mischung: der russische Großmachtsanspruch, eine zunehmend autoritä-



Porzellanteller mit Präsidenten Putin, Assad: Der russische Blitzkrieg schlug Zehntausende in die Flucht

re Türkei, eine zaghafte US-Außenpolitik, der Kurdenkonflikt, die Erzfeindschaft zwischen Iran und Saudi-Arabien, der islamistische Terror, die Handlungsunfähigkeit der gespaltenen, krisengeschüttelten EU.

Der Krieg in Syrien ist vom Bürgerkrieg zum Weltkrieg geworden.

Er hat auch Europa längst erreicht: Terror in Paris, Angriffe auf Touristen in Tunesien und Istanbul, Millionen Flüchtlinge in Europa. Und Amerika, das bisher den Westen anführte und die Sicherheit Europas garantierte, will nicht eingreifen. Aleppo ist auch eine Bewährungsprobe für das Verhältnis des Westens zu Russland, den Wert der Demokratie und die Frage, was eine moralische Außenpolitik wert ist.

Gesiegt hat schon jetzt Wladimir Putin. Er hat nun das Sagen, was den Krieg in Syrien angeht. Ohne seine Bomber, Militärberater und Sondereinsatzkräfte könnte die geschwächte syrische Armee nicht vorrücken. Es war ja gerade die drohende Niederlage Assads, die Putin Ende September zum Eingreifen veranlasste. Damals behauptete er noch, den IS zu bekämpfen, und viele westliche Regierungen hofften naiv, vielleicht könnte wenigstens Putin für Ordnung in Syrien sorgen.

Inzwischen ist offensichtlich, dass das Gegenteil der Fall ist: In viereinhalb Monaten hat Putin das Blatt im syrischen Bürgerkrieg zugunsten des Diktators gewendet, das Chaos vergrößert – und den IS geschont. Mehr noch, Moskau hat genau jene Rebellen unter Beschuss genommen, von denen der Westen sich erhofft hatte, dass sie den IS bekämpfen. Putin hat die Supermacht USA in ihre Schranken gewiesen, die Uno diskreditiert und Russland zur einflussreichen Macht im Nahen Osten gemacht.

Mit seinem brutalen Blitzkrieg hat er zudem Zehntausende in die Flucht geschlagen und damit den Konflikt zwischen der Türkei und der EU angefacht, er stellt Europa vor eine Zerreißprobe und verschafft den EU-feindlichen Rechtspopulisten Aufwind. Das sind einkalkulierte Nebeneffekte nach dem Motto: Was Europa schwächt, macht Russland stark.

Auch in Berlin ist man inzwischen überzeugt, dass es Putin in Syrien um mehr geht als die Unterstützung für seinen Verbündeten Assad, um mehr als um den Nahen Osten. Putin geht es um Europa. Um ein Ende der Sanktionen. Um eine Anerkennung der russischen Einflusszone. „Putin verschärft die Flüchtlingskrise gezielt, um die EU zu destabilisieren. Das ist Teil der hybriden Kriegsführung Russlands“, sagt der SPD-Außenexperte Niels Annen.

Russland, das zeigt sich nun, ist kein Partner im Kampf gegen den IS, wie manche hofften. Sondern ein Gegner, der seine Ziele notfalls militärisch durchsetzt.

Wie also soll Europa mit diesem unbe-rechenbaren Herrscher im Kreml umgehen, soll es mit ihm reden oder ihn bekämpfen? Welche Folgen hat die amerikanische Zurückhaltung für Europa? Und wie lässt sich diese fünfjährige Tragödie beenden, ja, gibt es überhaupt noch eine Lösung, die nicht Baschar al-Assad heißt?

Das Moskauer Außenministerium verbindet alten Stolz mit neuem Selbstbewusstsein. Die Spitze des Stalin-Baus ragt finster wie eh und je in Moskaus Winterhimmel, aber die Fassade des rechten Gebäudeflügels strahlt bereits in frischem Glanz. Im fünften Stock empfängt der für Syrien zuständige Vizeaußenminister Gennadij Gatilow.

Der Nahe Osten, sagt Gatilow, werde auf Jahre hinaus im Fokus der russischen Außenpolitik stehen. Gatilow sieht Moskau in einer besonderen Verantwortung: Russland sei den Ländern der Region „geografisch und historisch näher, wir verstehen ihre Mentalität besser, als es der Westen vermag. Zumindest haben wir nie versucht, den Menschen dort unseren Willen aufzudrängen“. Der Seitenhieb gilt Washington. Im syrischen Drama hat Moskau allerdings einen anderen Hauptfeind: die Türkei. Die Ambitionen von Recep Tayyip Erdoğan seien eine Gefahr, das müsse doch endlich auch dem Westen klar werden.

Würde Moskau sein Bombardement während der Verhandlungen aussetzen, als Zeichen des guten Willens? Gatilow schüttelt den Kopf: Nein, die Angriffe müssten weitergehen, „selbst wenn es eine Feuerpause geben sollte. Der Sinn einer Waffenruhe erstreckt sich auf jene, die echtes Interesse haben am Beginn von Verhandlungen, nicht aber auf Terroristen“.

Rund 3000 russische Soldaten sind in der Provinz Latakia stationiert, etwa 7300 Einsätze haben Moskaus Jets seit Ende September geflogen. Alle 20 Minuten startet tagsüber eine Suchoi von der Basis Chmejmim. Täglich verbreiten die Kreml-Medien neue Triumphmeldungen: „Riesige Verluste der Terroristen bei Aleppo!“ und „Immer mehr Freiwillige schließen sich Assad an!“ Aufnahmen vom Vorrücken der Assad-Einheiten werden mit hymnischen Chorgesängen untermalt.

Weil die Assad-treuen Truppen, die schon länger vor allem aus Iranern und Libanesen bestehen, in der Realität aber nur langsam vorankommen, werden sie inzwischen von russischen Soldaten unterstützt.



Luftschlag auf einen Lkw-Konvoi bei Aleppo (Aufnahme aus russischem Kampfjet): In wenigen Tagen mehr erreicht als das Regime in den Jahren zuvor

Das legen Videoaufnahmen aus Nordwestsyrien nahe, die russische Aktivisten des Conflict Intelligence Team ausgewertet haben. Ein Video zeigt einen russischsprachigen Offizier, der die Gefechte beobachtet; auf einer anderen Aufnahme sind Artilleriegeschütze des Typs Msta-B zu sehen, die Assads Armee nie besessen hat. Zu hören sind russische Kommandos: „Nummer zwei, fertig. Feuer!“

Mit ihrer Offensive haben die Russen in wenigen Tagen mehr erreicht als das Regime in den Jahren zuvor – und zudem den Einfluss Teherans in Syrien zurückgedrängt. Putin ist jetzt der mächtigste Mann in Damaskus, und er wendet eine ähnliche Strategie an wie einst in Tschetschenien: alles kaputt schlagen, bis es keine Bevölkerung mehr gibt, keinen Widerstand, keine politische Alternative. Und dann einen Anführer nach Wahl einsetzen.

Mit Staunen, Empörung und Entsetzen verfolgt der Westen, mit welcher konsequenter Brutalität Wladimir Putin seiner neuen außenpolitischen Strategie folgt. Dabei zeichnete sich diese Linie in Putins Reden oder in Papieren kremlnaher Denkschulen seit Langem ab.

Generaloberst Leonid Iwaschow, früher auf hohem Posten im Verteidigungsministerium und heute Präsident einer „Akademie für geopolitische Probleme“ hat vor Wochen bereits 2016 zum entscheidenden Jahr erklärt: „Indem Russland im Nahen Osten einsteigt und damit den Westen herausfordert, knüpft es erneut an seine zivilisatorische Bestimmung an. Russland wird zum selbstständigen Spieler in der Geopolitik.“ Russland habe seine Ziele neu definiert, es werde sich vom Westen entfernen und die dominierende Rolle Amerikas brechen. Das zentrale Feld der

Auseinandersetzung werde der Nahe Osten sein.

So würde Putin das öffentlich zwar nicht sagen, aber er dürfte ähnlich denken. Er hat aus seinen außenpolitischen Vorstellungen kein Hehl gemacht. Sie zeigten sich 2008 während des Georgienkriegs und erst recht in der Ukraine Krise. Und nun eben in Syrien.

Deswegen ist es naiv, wenn deutsche Nebenaußenpolitiker wie Sigmar Gabriel oder Horst Seehofer bei Putin vorstellig werden und darauf hoffen, er könnte Deutschlands und Europas Probleme lösen. Den Dialog zwischen Ost und West, den sie angeblich wieder in Gang bringen wollen, gab es die ganze Zeit. Putin aber hat die Vermittlungsbemühungen nie honoriert, er nutzt Moskaureisen westlicher Politiker lediglich für seine innenpolitische Propaganda. Eher schmerzte Putin da offenbar die unmissverständliche Kritik Angela Merkels, die gerade erklärte, sie sei „entsetzt, was an menschlichem Leid für Zehntausende Menschen durch Bombenangriffe entstanden ist, vorrangig von russischer Seite“. Das wies der Kreml sofort schroff zurück. Ein Zeichen dafür, dass solch deutliche Worte Wirkung zeigen.

Auch die Nato hat inzwischen ihre Strategie geändert, was den Umgang mit Putin angeht. Die Allianz bereitet eine Beteiligung am Kampf gegen Schleuserbanden in der Ägäis vor und will zusätzliche Truppen ins östliche Bündnisgebiet schicken. Die Planungen sollen bis zum Nato-Gipfel Anfang Juli abgeschlossen sein; pro Land könnten bis zu tausend Bündnissoldaten entsandt werden. Beides sind vor allem Signale an Putin: Die Nato handelt, sowohl in der Flüchtlingskrise wie bei Provokationen im Osten. Ein Wort aus dem Kalten

Krieg geistert jetzt wieder durch die Debatte: Abschreckung.

Durch den intensivierten Luftkrieg gegen den IS in Syrien steigt jedoch auch die Gefahr einer direkten Konfrontation mit Moskau. Immer wieder kam es in den vergangenen Monaten zu Luftraumverletzungen; im November schoss die Türkei einen russischen Militärjet ab.

Ankara verzichtete damals darauf, die Verbündeten zu Hilfe zu rufen. Doch sollten die russischen Provokationen anhalten, könnte die türkische Regierung sich auf Artikel 5 des Nato-Vertrags berufen, den sogenannten Bündnisfall, dann stünde die westliche Allianz kurz vor einer militärischen Konfrontation mit Russland.

An Aleppo könnte sich eine Eskalation zwischen dem Westen und Russland entzünden, wie es sie seit Jahrzehnten nicht mehr gegeben hat.

Genau dort, wo diese Gefahr derzeit am größten ist, an der Grenze zwischen Syrien und der Türkei, campieren inzwischen die Flüchtlinge aus Aleppo und Umgebung. Mehrere Zehntausend Menschen sind in den vergangenen Tagen vor den russischen Luftangriffen geflohen, darunter viele Frauen und Kinder, viele Arme, Alte und Kranke. Die meisten besitzen kaum mehr als die Kleider, die sie am Leib tragen. Etliche von ihnen wurden in dem Bürgerkrieg bereits mehrmals vertrieben.

In den Zelten, die türkische und internationale Hilfsorganisationen auf der syrischen Seite der Grenze aufgestellt haben, ist längst kein Platz mehr. Die Menschen schlafen trotz Regen und Kälte auf Pappkartons im Freien. Die meisten wollen so schnell wie möglich raus aus Syrien. Doch



Flüchtlinge in Richtung türkische Grenze nördlich von Aleppo: „Warum hilft Erdoğan uns nicht?“

das türkische Militär riegelt die Grenze ab, nur noch Kranke und Verletzte dürfen passieren. Soldaten patrouillieren zwischen den Checkpoints, Panzer rollen über die Straßen, während in der Ferne Explosionen zu hören sind und Rauch aufsteigt.

„Wir bräuchten allein hier mindestens 1500 weitere Zelte, haben keine Sanitäreinrichtungen, kaum Nahrung“, klagt der Manager des Flüchtlingslagers am Grenzübergang Bab al-Salama, dem „Tor des Wohlergehens“. „Allein bei uns und in sieben anderen Lagern an der Grenze leben schon 60 000 zuvor Geflohene. Alle Schulen und Moscheen sind voller Menschen, es ist kalt, es regnet. Wir brauchen Hilfe!“

Auf einer Brache auf der türkischen Seite der Grenze nahe der Stadt Kilis campieren Dutzende Flüchtlinge. Waled Kabso, 66, Mathematiklehrer aus Tall Rifaat, einer Kleinstadt im Norden Aleppos, kauert auf einer Decke am Boden. Er hat seine Tochter begleitet, deren Sohn verwundet wurde und nun in Kilis behandelt wird. Seine Frau und elf weitere Kinder sitzen in Syrien fest. Kabso zieht ein Mobiltelefon aus seiner Jackentasche. Er versucht vergebens seine Familie zu erreichen. „Erdoğan sagt, wir Syrer seien seine Brüder, aber warum hilft er uns dann nicht?“

Über 2,5 Millionen Flüchtlinge hat die Türkei bereits aufgenommen, doch nun will Erdoğan keine Syrer mehr ins Land lassen. Nicht so sehr aus Angst vor Überforderung, sondern um Europa zu politischen Zugeständnissen zu zwingen. Brüssel hat Ankara für die Eindämmung der Flüchtlingskrise drei Milliarden Euro in Aussicht gestellt. Türkische Regierungspolitiker sagen schon länger, dass sie diese Summe für zu gering halten.

Die Eskalation des Konflikts bietet Erdoğan zudem die Chance, ein von ihm lange gehegtes Vorhaben voranzutreiben: die Errichtung einer Pufferzone in Nordsyrien, in die er Flüchtlinge zurückschicken kann. Vor allem aber will er so den Vormarsch der Kurden unterbinden. Denn Erdoğan gehört zu den großen Verlierern im syrischen Drama. Er hat jahrelang einen Teil der Rebellen gegen Assad unterstützt, doch nun ist dessen Sturz wohl in weite Ferne gerückt – und Erdoğan's Albtraum könnte wahr werden: ein kurdischer Proto-Staat direkt an der Grenze, regiert von Verbündeten der verbotenen kurdischen Arbeiterpartei PKK. Der außenpolitische Sprecher der prokurdischen Partei HDP, Evren Çevik, sagt: „Erdoğan fürchtet die Kurden mehr als Assad oder den IS.“

Die Kurden haben sich im unübersichtlichen syrischen Konflikt am schlauesten positioniert: Sie sind Verbündete des Westens gegen den IS, neuerdings aber mehr und mehr auch der Russen. Am Mittwoch eröffnete die kurdisch-syrische PYD am Stadtrand von Moskau ihre weltweit zweite Vertretung. Bislang besteht das Verbindungsbüro nur aus einem Telefonanschluss, einem Konferenztisch und zwei Dutzend Stühlen. Aber die symbolische Wirkung ist groß, was man schon daran ablesen kann, dass bei der Eröffnung ein Veteran von Moskaus hybrider Kriegsführung dabei war: Alexander Borodai, bekannt geworden als „Regierungschef“ der „Volksrepublik Donezk“.

In derselben Nacht eroberten die syrischen Kurden die Luftwaffenbasis Minnigh zwischen Aleppo und der türkischen Grenze, nach Bombardements der Russen und dem Vormarsch der Truppen der Assad-Unterstützer. Die Kurden bestreiten, dass

sie für das Regime kämpfen, aber alles sieht nach einer Kooperation aus.

Die größte Gefahr aber ist in diesen Wochen eine direkte Konfrontation zwischen der Türkei und Russland. Seitdem die Türkei im November einen russischen Kampfflugzeug abgeschossen hat, hat Moskau seine Luftabwehr so weit aufgerüstet, dass die Türken nur noch schwer im Nachbarland eingreifen könnten. Aber es gibt Gerüchte, die Türkei könne den Einmarsch von Soldaten vorbereiten.

Doch was geschieht, wenn ein türkischer Hilfskonvoi von russischen Jets angegriffen wird? Oder wenn Russland die Kurden mit mobilen Flugabwehrraketen ausrüstet – und diese dann einen türkischen Jet abschießen? Oder wenn die Türkei die Rebellen mit solchen Waffen ausstattet, mit denen diese auf russische Jets zielen? Greift dann die Nato ein?

Der Mann, der viele dieser Fragen beantworten könnte, äußert sich in diesen dramatischen Tagen kaum zu Syrien. Barack Obama hat zwar früh davon gesprochen, dass Assad zurücktreten müsse, er nennt ihn immer noch einen „brutalen, rücksichtslosen Diktator“. Aber er unternimmt nichts gegen ihn, und nichts deutet darauf hin, dass er es noch vorhat.

Die „New York Times“ schreibt, es sei schwer, Putins und Obamas Syrienpolitik überhaupt noch auseinanderzuhalten. Und der Historiker und Publizist Michael Ignatieff klagt in der „Washington Post“: „Es ist Zeit für all jene, die sich um das moralische Ansehen der USA sorgen, zu sagen, dass diese Politik eine Schande ist.“

Deutlich zeigt sich jetzt, dass Amerika keine Strategie hat, jenseits der halbherzigen Versuche, Rebellen zu trainieren und

auszurüsten – und ansonsten auf Verhandlungen zu setzen. Doch wie fruchtlos das ist, zeigte sich Anfang Februar.

Drei Monate lang hatte Kerry daran gearbeitet, die verfeindeten Parteien unter Schirmherrschaft der Uno in Genf an einen Tisch zu bekommen, moderate Rebellen und Regimevertreter, Iraner, Saudi-Araber und Russen. Doch als es endlich so weit war, startete Moskau seine Offensive. Innerhalb von 48 Stunden flog die Luftwaffe 320 Angriffe allein in Nordsyrien. Es war kein Zufall, dass der Sturm auf Aleppo genau in jenem Moment begann. Er sollte jegliche Möglichkeit zerstören, dass die Opposition mitredet, wenn es um die Zukunft Syriens geht.

„Allen Seiten war bewusst, dass eine Fortsetzung der Verhandlungen, während das Regime seine Militäroffensive intensivierte, für die Opposition immer schwieriger wurde“, heißt es aus Genfer Diplomatentreisen. Nach zwei Tagen erklärte der Uno-Vermittler eine Verhandlungspause. Aber es sieht nicht so aus, als sei die Opposition bereit, am 25. Februar nach Genf zurückzukehren. Wozu auch?

Assad will zunächst eine Art „Kernsyrien“ militärisch erobern, in dem die Mehrheit der Bevölkerung lebt. Wenn ihm das gelungen ist, wird er die Verhandlungen aus einer Position der Stärke heraus führen und die Bedingungen diktieren.

Sein Abtritt wird sicher nicht dazugehören.

Als drei syrische Menschenrechtlerinnen auf einem Empfang anlässlich der Syriengeberkonferenz in London Anfang Februar Kerry fragten, warum die USA nichts zum Schutz der Zivilisten unternähmen, erwiderte er: „Es ist alles die Schuld der syrischen Opposition, beschwert euch da!“

„Kerry war regelrecht aufgebracht“, erinnert sich eine der drei Frauen, die anonym bleiben will: „Er sagte, die Opposition hätte annehmen sollen, was sie bekommen könne. Wir erwiderten ihm, die Russen hätten an einem Tag 230 Bomben auf Aleppo abgeworfen, er korrigierte uns, es seien nur 180 gewesen. Dann sagte er: ‚Diese Bombardements werden noch drei Monate weitergehen. Die Opposition wird dezimiert werden.‘ Und das sei deren Schuld, nicht die der Russen.“

Spätestens seit Putins Syrieneinsatz hat Obama alle Hoffnung fallen lassen, die Krise im Nahen Osten lösen zu können, er fürchtet eine Konfrontation mit den Russen, auch weil er sie für den Erfolg des iranischen Nuklearabkommens braucht. „Die US-Regierung wird ihr Engagement nicht ausweiten“, sagt Hardin Lang vom regierungsnahen Center for American Progress. „Die Ablösung Assads ist in weite Ferne gerückt. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie ein Machtübergang von As-

sad zu einer neuen Regierung in der näheren Zukunft funktionieren soll. Die Welt sieht heute ziemlich anders aus als noch vor drei oder vier Monaten.“

Obamas Syrienstrategie besteht nun vor allem darin, den IS zu bekämpfen. Er betrachtet die Terroristen als Bedrohung für Amerikas Sicherheit – im Gegensatz zu Assad, der nur ein lästiger Diktator ist.

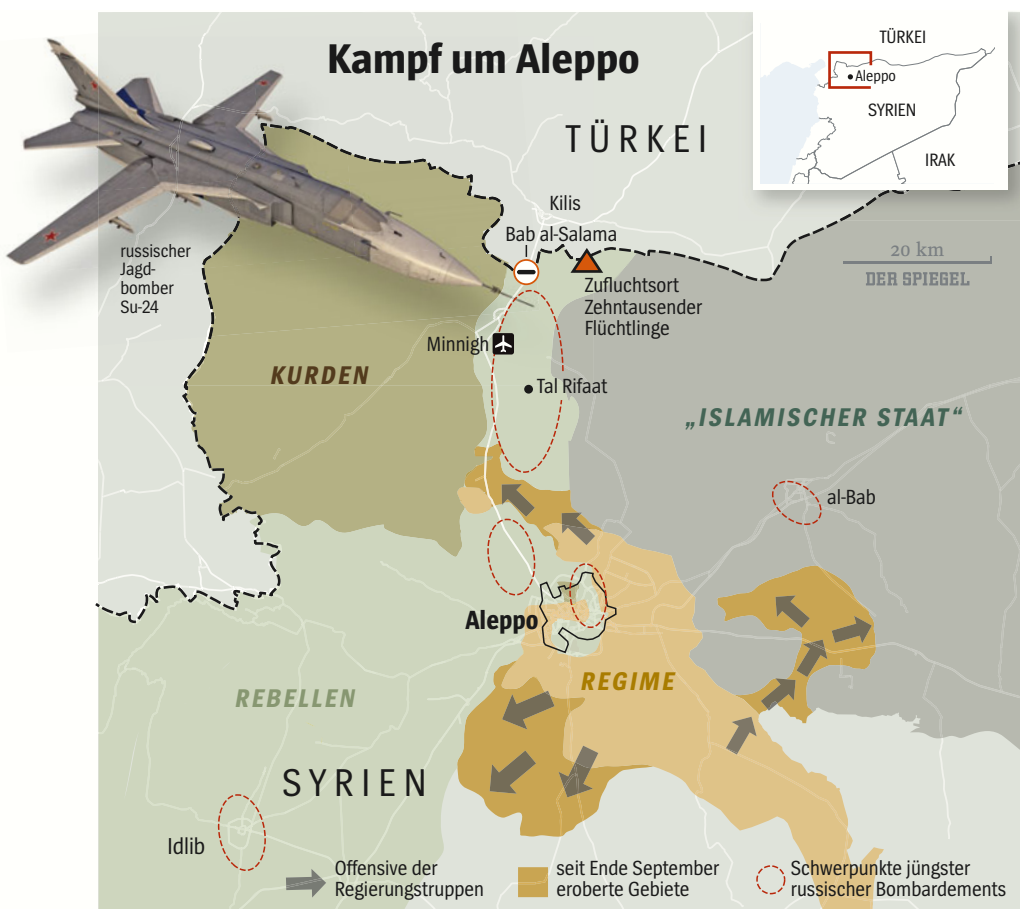
Neben den Luftangriffen bedeutet das insbesondere die Unterstützung der Kurden, die den IS bekämpfen sollen. Mehr als 50 Elitesoldaten der US-Armee operieren im Norden Syriens und im Irak, um die Kurden bei Operationen zu unterstützen. Die Strategie zeigt, wenn auch nur langsam, Wirkung. Das Gebiet, das der IS noch hält, ist um etwa ein Drittel geschrumpft. So hat sich aber auch eine bizarre Arbeitsteilung eingespielt: Obama bombardiert im Osten den IS, während Assad und Putin den Rest des Landes zurückerobern. Für viele Syrer sieht das nach Zusammenarbeit aus.

Gleichzeitig haben die USA, um die Rebellen zu den erfolglosen Gesprächen in Genf zu zwingen, ihre Militärhilfe gestoppt – und auch ihre Alliierten unter Druck gesetzt, keine Waffen mehr zu liefern. Die Rebellen, die gegen Assad, aber auch gegen den IS kämpfen, sind verbittert, wütend, verzweifelt: „Wie konnte Obama so naiv sein zu glauben, dass er Putin oder Assad nur freundlich bitten müsste?“, fragt fassungslos Ismail Naddaf von der Fatah-Brigade aus Aleppo. „Amerika wollte Assad nie stürzen, sie wollten Verhandlungen, aber das war illusorisch. Assad verhandelt nicht.“

Auch Abd Alsalm Hmedi, ein früherer Kampfpilot aus Aleppo, der 2012 zur Freien Syrischen Armee überlief, fühlt sich im Stich gelassen. „Ihr habt die Revolution bejubelt, aber nun seht ihr zu, wie wir von Assad und den Russen massakriert werden.“ Wie viele moderate Rebellen hat er das Gefühl, dass sich nun bewahrheitet, was die Radikalen schon lange vorhergesagt haben: Amerika hat sie verraten. Einige Kämpfer werden sich nun dem IS anschließen, viele der Nusra-Front, die zu al-Qaida gehört.

Auch Diplomatie hat ihren Preis, vor allem wenn sie scheitert. Der Preis des westlichen Nichteingreifens ist: endloses Leid der Menschen in Syrien, die Stärkung Putins, die Spaltung Europas und der Aufstieg der Radikalen.

Dabei hätte es in den vergangenen fünf Jahren Möglichkeiten gegeben, das Geschehen in Syrien auf einen anderen Kurs zu lenken. Der Westen, allen voran die USA, hätte sich klarer zu den Rebellen bekennen und sie ausreichend ausstatten können. Er hätte in Teilen des Landes eine Flugverbotszone durch-



NEU

finanzen.net Brokerage
Handeln zum Festpreis



- ✓ fixe Orderprovision für alle Wertpapiere
- ✓ 9.000 Fonds ohne Ausgabeaufschlag
- ✓ kostenlose Depot-/Kontoführung

www.finanzen-broker.net

finanzen.net

ONLINE BROKERAGE

Kooperationspartner der OnVista Bank

Syrien-Krise

setzen und so eine Alternative, auch eine Bleibeperspektive für viele Syrer, ermöglichen können. Nach dem Giftgaseinsatz in Damaskus am 21. August 2013 hätten der amerikanischen Drohung von der „roten Linie“ Konsequenzen folgen müssen, etwa in Form gezielter Militärschläge gegen Regimestellungen und Militärbasen.

Damals wäre es für all das noch nicht zu spät gewesen.

Würde der Westen jetzt militärisch intervenieren, um eine Tragödie in Aleppo zu verhindern, wäre das Risiko einer direkten Konfrontation mit Russland groß. Trotzdem fordern immer mehr Beobachter ein solches Eingreifen. Wenn die USA und die Nato die Belagerung von Aleppo zuließen, machten sie sich zu „Komplizen bei Kriegsverbrechen“, schreibt der Historiker Michael Ignatieff. „Aleppo ist ein Notfall, und es braucht daher Notfallmaßnahmen.“ Dies sei die vielleicht letzte Gelegenheit, Syrien zu retten.

Der Plan, den er entwirft, sieht vor, dass die USA mithilfe ihrer Marine und Luftwaffe und unter dem Schirm der Nato eine Flugverbotszone von Aleppo bis zur türkischen Grenze schaffen – und klarmachen, dass sie diese verteidigen. Eine Konfrontation mit Russland sei zwar ein Risiko, aber keineswegs zwangsläufig, schließlich spreche die US-Luftwaffe bereits jetzt ihre Einsätze mit den Russen ab. Und wenn sich der Preis des Einsatzes für Putin erhöhe, sei er eher zu Konzessionen bereit. „Das könnte die Bühne bereiten für harte, aber ernsthafte Verhandlungen, die die Kämpfe beenden könnten.“

Saudi-Arabien hat bereits angekündigt, Bodentruppen entsenden zu wollen, am Donnerstag warnte der russische Premier Dmitrij Medwedew deshalb vor einem „Weltkrieg“. Doch nichts deutet darauf hin, dass Amerika eine Invasionsarmee anführen will. Zumindest nicht, solange Obama im Amt ist. Ab 2017 wird im Weißen Haus aller Voraussicht nach ein stärker interventionistisch denkender Präsident – oder eine Präsidentin – sitzen. Aber bis dahin könnte Assad gesiegt haben. Es wäre ein Sieg mit sehr vielen Verlierern.

Denn fast alle Rebellen und ebenso die meisten Flüchtlinge gehören zur Bevölkerungsmehrheit der Sunniten. Für den Nahostexperten Nicholas Heras vom Center for a New American Security ist die Veränderung der Demografie ein Eckpfeiler von Assads Strategie: „Das Regime verfolgt eine klare Verwüstungs- und Entvölkerungspolitik. Assad und Russland ist klar, dass es zum Gewinn des Krieges nötig ist, die lokalen Gemeinschaften zu zerstören, die den Rebellen Rückhalt gegeben haben.“ Wenn sich manche Rebellen dann al-Qaida oder dem IS anschließen, wird das Assad sogar nutzen, weil es die Bereitschaft erhöhen wird, sich mit ihm als

kleinerem Übel abzufinden. Und doch wird es kein Zurück zum Syrien vor 2011 geben, wird es nicht die Stabilität und Sicherheit geben, die für eine Rückkehr der Flüchtlinge Voraussetzung wäre. Dazu ist der Hass zu stark, die Zerstörung zu groß und die Angst vor Rache und Verfolgung durch Assads Geheimdienste zu ausgeprägt. Die verbleibenden Rebellen könnten mit dem Regime einen erbitterten Zermübungskrieg führen.

Es werden weiterhin Menschen sterben, Menschen wie der Kanarienvogelzüchter Dschumaa al-Nadschar, 45, seine Frau und die 18-jährige Tochter, von denen nur Beine, Arme und Kopf blieben, eilig beerdigt in sechs Plastiktüten. Als die russischen Angriffe begannen, waren sie aus ihrer Heimatstadt Maraa zwischen Aleppo und der türkischen Grenze geflohen, am Montag kehrten sie wieder zurück, in der Hoffnung, bald in die Türkei flüchten zu können. Doch dann traf am Dienstag die Bombe eines russischen Jets ihr Haus.

Es werden weiterhin Menschen verwundet, wie die Enkel der Bauersfrau Fatima al-Dik im Dorf Ratjan, getroffen von einer Rakete. Sie ringen nun im Krankenhaus der türkischen Grenzstadt Kilis um ihr Leben. Oder wie die 82-jährige Urgroßmutter Fattum Kaddour, die sie zum zweiten Mal aus den Trümmern ihres zerbombten Hauses in Aleppo gezogen haben, die nun an die türkische Grenze geflohen ist und sagt: „Ich wünschte, ich wäre tot.“

Der Horror, er geht einfach weiter, wie in Aleppo, wo gerade zwei Kinder von einer russischen Bombe zerfetzt wurden, vor ihrer improvisierten Kellerschule, denn nur unter der Erde ist es halbwegs sicher. So erzählt es der einstige Jurastudent Zuhair, der den Unterricht in sieben Schulen in Aleppo organisiert. „Ganze Viertel haben sich geleert, die Lehrer sind geflohen, viele Familien. Und das, obwohl die Grenze zu ist und niemand weiß, wo er sicher ist. In den Gesichtern sehe ich überall Angst.“

Am Montag seien im Viertel Sachur nacheinander mehrere Bomben auf einer Straße eingeschlagen, „es war furchtbar, überall lagen Körperteile verstreut, hier eine Hand, dort ein Kopf, ein Fuß, ein Rumpf. Die Leute gingen einfach weiter, kaum einer schien geschockt, keiner blieb stehen“, erzählt Zuhair. „Sind wir Monster geworden? Oder ist das unser Weg, normal zu bleiben im Wahnsinn um uns herum?“

Benjamin Bidder, Katrin Kuntz,
Juliane von Mittelstaedt, Christian Neef,
Maximilian Popp, Christoph Reuter,
Mathieu von Rohr, Christoph Schult, Holger Stark,
Wladimir van Wilgenburg, Bernhard Zand



Video: Flucht vor Assads Bomben

spiegel.de/sp072016syrien
oder in der App DER SPIEGEL

SPIEGEL testen lohnt sich!

JETZT 10 AUSGABEN LESEN, PRÄMIE SICHERN UND 35 % SPAREN.

Prämie
zur Wahl



USB-PowerBank „Q-Pack Winner“

Externer Akku für Ihre Mobilgeräte mit 6600 mAh. Mit Kapazitätsanzeige in Prozent. Aufladung einfach über den USB-Anschluss. Zuzahlung € 1,-.



Tchibo Cafissimo PICCO Kapselmaschine

Mit nur einem Knopfdruck bereiten Sie dank des 2-Brühdrukstufen-Systems schnell perfekten Espresso und Caffè Crema. Mit 0,9-l-Wassertank. Zuzahlung € 1,-.

Rosenzweig & Schwarz, Hamburg

Ja, ich möchte 10 x den SPIEGEL für nur € 29,90 frei Haus testen, **35 % sparen** und eine Prämie!

Meine SPIEGEL-Testvorteile:



- ✓ 10 x den SPIEGEL testen
- ✓ 35 % Preisvorteil
- ✓ Kostenfreie Lieferung
- ✓ Inklusive LITERATUR SPIEGEL
- ✓ Praktischer Urlaubsservice

Gleich mitbestellen!

- Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für € 3,99 im Einzelkauf.

SD16-029

Meine Wunschprämie:

- USB-PowerBank „Q-Pack Winner“, Zzgl. € 1,- (5301)
 Tchibo Cafissimo PICCO in Rot, Zzgl € 1,- (5238)

Anschrift:

Frau
 Herr
Name/Vorname _____
Straße/Hausnr. _____ Geburtsdatum 19 _____
PLZ _____ Ort _____
Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____ E-Mail (für eventuelle Rückfragen) _____

Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 4,40 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf. Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Ich nutze die bequemste Zahlungsart: per SEPA-Lastschrift*

DE _____ Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.
IBAN _____
Datum _____ Unterschrift _____ SP16-027

Coupon ausfüllen und senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700

abo.spiegel.de/ma716

Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Meine Prämie erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de
* SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubigeridentifikationsnummer DE50ZZ000000030206

Der Riss

Regierung Merkels Flüchtlingsdiplomatie kommt seit Monaten kaum voran. Nun droht auf dem bevorstehenden EU-Gipfel der offene Showdown zwischen den verfeindeten Lagern.

An einem windigen Samstagmorgen sticht António Rocha im Norden der griechischen Insel Lesbos in See, um seinen Auftrag auszuführen: die Sicherung der Seegrenze zwischen Griechenland und der Türkei. Rocha, 52 Jahre alt und Offizier der portugiesischen Küstenwache, treibt die „Tejo“ gegen die meterhohen Wellen, die beiden 350-PS-Schiffsmotoren jaulen auf. Breitbeinig steht er am Steuer und hält nach Schlauchbooten mit Flüchtlingen Ausschau. „Nur ein Wahnsinniger würde heute rausfahren“, sagt der Mann mit Stoppelbart. Wahnsinnige, oder, genauer gesagt, Verzweifelte, gibt es in diesen Tagen allerdings genug.

Rocha und seine drei Kollegen sind erst seit einigen Wochen für die europäische Grenzschutzagentur Frontex in der Ägäis im Einsatz, aber die Geschichten, die sie in der acht Kilometer breiten Meerenge zwischen Lesbos und der türkischen Küste erlebt haben, lassen sie schon jetzt um Fassung ringen. Einmal brachte Rocha ein Schlauchboot auf, es war völlig überfüllt, und in ihrer Not hielten Mütter ihre Babys über die Bordwand. Sie wollten so erzwingen, als Erste gerettet zu werden.

Eines allerdings haben Rocha und seine Leute noch nie erlebt: dass ein Boot der türkischen Küstenwache die Flüchtlinge aufgehalten hätte. „Manchmal umfahren sie die Schlauchboote der Flüchtlinge und sagen, sie sollen umkehren“, sagt der griechische Verbindungsoffizier auf der „Tejo“. „Wenn dann nichts geschieht, ziehen die Türken einfach wieder ab.“

Es sind keine guten Nachrichten für die deutsche Kanzlerin, die am kommenden Donnerstag nach Brüssel reist, um mit den europäischen Partnern und der Türkei über eine Lösung der Flüchtlingskrise zu beraten. Ankara ist der wichtigste Baustein in Angela Merkels Strategie, der türkische Ministerpräsident Ahmet Davutoğlu ist deshalb zu dem Gipfel der europäischen Staats- und Regierungschefs eingeladen.

Doch nach Lage der Dinge hat Merkel keine guten Karten. Seit Ausbruch der Flüchtlingskrise gelten in Brüssel neue Regeln: Nicht Deutschland bestimmt mit seiner Macht und seinem Geld die Linie, Merkel ist darauf angewiesen, dass die Partner ihr aus gutem Willen und aus Einsicht folgen.

Merkel hat den Deutschen versprochen, die Flüchtlingszahlen zu reduzieren, in diesem Jahr sollen nicht noch einmal eine

Million Menschen kommen. Aber sie will das schaffen, ohne dass die Schlagbäume in Europa nach unten rauschen. Das macht die Sache so kompliziert: Nur wenn sich eine Koalition der Willigen findet, die bereit ist, Flüchtlinge aufzunehmen, besteht Hoffnung, dass Merkels Plan aufgeht.

Der Gipfel ist also ohnehin schon ein Spiel mit vielen Unbekannten, aber nun kommen auch noch Wladimir Putins Bomben auf Aleppo dazu, die Zehntausende Menschen an die türkische Grenze treiben. Merkel hat die Regierung in Ankara darum gebeten, den Verzweifelten Schutz zu gewähren, aber die Türkei beherbergt bereits über zwei Millionen Menschen aus Syrien, und je mehr kommen, desto größer ist die Versuchung, die Last einfach nach Europa weiterzureichen.

Dazu kommt der Ärger zu Hause: Die CSU spricht inzwischen über die eigene Kanzlerin wie über eine Potentatin, gegen die Widerstand erste Bürgerpflicht ist. Man kann Horst Seehofers Wort von der „Herrschaft des Unrechts“ als das übliche Alpengrollen abtun, doch der CSU-Chef ist es am Ende eben auch, der seinen Segen für eine Kontingentlösung mit der Türkei geben muss. Und seine Worte sprechen nicht dafür, dass er geneigt ist, Merkel das Leben leichter zu machen.

Auf dem bevorstehenden Gipfel könnte es nun zu einer beispiellosen Konfrontation kommen. Ungarns Regierungschef Viktor Orbán macht schon jetzt offene Stimmung gegen Merkels Pakt mit der Türkei und versucht mit einigen osteuropäischen Verbündeten, den Flüchtlingsstrom mit schierer Gewalt aufzuhalten. Teile der Union, aber auch manche in der SPD drücken ihm dabei heimlich die Daumen.

„Wir müssen die Balkanroute dichtmachen“, sagt Axel Schäfer, stellvertretender Chef der SPD-Bundestagsfraktion. „Wer in Europa offene Grenzen erhalten

will, muss auch Grenzen schließen können.“ Merkel wiederum versucht, ihre letzten Verbündeten um sich zu scharen, und plant dazu eine Art Sondergipfel im Vorfeld des Treffens in Brüssel.

Kern von Merkels Plan ist es, der Türkei ein Kontingent von Flüchtlingen anzubieten, im Kanzleramt ist die Rede von 200 000 bis 300 000 Menschen pro Jahr. Diese würden dann auf ganz Europa verteilt, jedes Land müsste, entsprechend seiner Größe und seiner Leistungskraft, Flüchtlinge aus dem Nahen Osten aufnehmen. Im Idealfall würden all jene, die sich auf eigene Faust auf den Weg über die Ägäis machen, gleich wieder zurück in einen türkischen Hafen gebracht. Dort könnten sie dann entscheiden, ob sie sich für einen Kontingentplatz bewerben – oder zurück in ihre Heimat fahren.

So weit die Theorie.

In der Praxis ist Merkel jedoch noch nicht entscheidend vorangekommen. Seit Oktober hat sie sechsmal mit der türkischen Regierung verhandelt, zuletzt am Montag. Doch ein Erfolg zeichnet sich nicht ab. Zum einen drängen die Türken darauf, dass das Kontingent eine Art Ventil wird. Derzeit beherbergt das Land rund 2,5 Millionen Flüchtlinge, und alle, die neu dazukommen, sollen mithilfe des Kontingents weiter nach Europa gereicht werden. Das wiederum stößt sich mit Merkels Plan, den europäischen Partnern ein festes Kontingent anzubieten, damit die Zahl der Flüchtlinge überschaubar bleibt.

Zum anderen fordern die Türken, dass die Flüchtlinge, die nach Europa weiterreisen dürfen, nicht nur in der Türkei ausgewählt werden, sondern auch in einer Schutzzone an der syrisch-türkischen Grenze. Das wiederum lehnt das Kanzleramt ab, weil es darin den türkischen Versuch sieht, mit internationaler Hilfe eine Schneise in das Gebiet der Kurden zu

Keine Lösung in Sicht Die EU und ihre Flüchtlingspolitik

23. April 2015

EU-Sondergipfel zur Flüchtlingspolitik: Die Gelder zur **Seenotrettung im Mittelmeer** werden wieder aufgestockt, der Kampf gegen Schleuser soll verstärkt werden.



25./26. Juni

EU-Gipfel: Staats- und Regierungschefs einigen sich über die Verteilung von 60 000 Flüchtlingen auf freiwilliger Basis. **Eine verbindliche Verteilungsquote findet keine Mehrheit.**

22. September

Der Rat der europäischen Innenminister **beschließt die Verteilung** von 120 000 Flüchtlingen aus Italien und Griechenland per Quote auf andere EU-Staaten. Gegen die Entscheidung stimmen mehrere osteuropäische Länder.



Kanzlerin Merkel: Auf den guten Willen der Partner angewiesen

ANADOLU AGENCY / GETTY IMAGES



Flüchtlinge vor Lesbos: Die Verzweiflung treibt die Menschen aufs Meer

IMAGO EST & OST

schlagen, die in Syrien um ihre Unabhängigkeit kämpfen.

Merkels Plan wird auch nur dann funktionieren, wenn die türkische Polizei den Schleppern das Handwerk legt. Es spricht allerdings nicht viel dafür, dass Ankara sich darauf einlassen wird. Denn der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan ist sich vollkommen klar, welche Macht ihm die Flüchtlinge über Europa geben. „Wir können die Tore nach Griechenland und Bulgarien jederzeit öffnen, und wir können die Flüchtlinge in Busse setzen“, sagte Erdoğan laut dem Protokoll eines Gesprächs mit EU-Kommissionschef Jean-Claude Juncker und Ratspräsident Donald Tusk im November bei Antalya. Erdoğan bestätigte am Donnerstag die Echtheit des Dokuments, das die griechische Internetseite Euro2day veröffentlicht hatte.

Andererseits dürfte es der Türkei auch bei gutem Willen schwerfallen, einen mehrere hundert Kilometer langen Küstenstreifen wirksam zu überwachen. „Vergesst es“, sagte kürzlich ganz undiplomatisch der türkische EU-Botschafter Selim Yenel im britischen „Guardian“, als er auf Merkels Flüchtlingsplan angesprochen wurde.

Zwar sollen demnächst Kriegsschiffe der Nato in der Ägäis patrouillieren und dabei Schleuser orten, die sich auf den Weg zu den griechischen Inseln machen. Es ist zumindest ein kleiner Erfolg für Merkel, denn bisher waren sich Griechenland und die Türkei noch nicht einmal über ihre Seegrenzen einig. Nun haben sich die beiden Nato-Länder darauf geeinigt, dass das Bündnis das Meer zwischen beiden Ländern überwachen darf. Aber es ist noch unklar, ob dies am Flüchtlingsstrom etwas ändert. Denn die Nato-Schiffe sollen selbst keine Flüchtlingsboote aufbringen.

„Auch wenn die Flüchtlingszahlen im Januar deutlich zurückgegangen sind, sind sie so hoch wie noch nie in den Wintermonaten“, heißt es in einem Bericht, den die EU-Kommission am Mittwoch vorgelegt hat. Im Januar kamen 60 000 Menschen in Griechenland an, eine Zahl, die Merkel den Deutschen kaum als Erfolg verkaufen kann.

Auch das macht die Sache so schwierig. Für die Kontingentlösung mit der Türkei braucht Merkel die Zusage der Partner, dass sie Deutschland nicht alleinlassen. CSU-Chef Seehofer hat intern bereits klargemacht, dass er es nicht akzeptieren wird, wenn Deutschland allein das Kontingent aus der Türkei beherbergen muss.

Merkel weiß, dass sie in Brüssel allenfalls auf eine sogenannte Koalition der Willigen zählen kann, 13 Länder hat man im Kanzleramt ausgemacht. Dazu gehören Staaten wie Luxemburg, Österreich, Schweden und die Niederlande. Merkel hat vor dem eigentlichen Gipfel ein Sondertreffen anberaumt, um sich mit ihren

25. Oktober

Westbalkan-Sondertreffen: Staaten entlang der Migrationsroute einigen sich mit der EU auf einen 17-Punkte-Plan für humanitäre Hilfe und Kooperation.

29. November

EU-Türkei-Gipfel: Die **Türkei** soll von der EU zunächst rund 3 Mrd. Euro zur Versorgung der Flüchtlinge im Land erhalten.

17./18. Dezember

EU-Gipfel: Staats- und Regierungschefs **vertagen konkrete Maßnahmen** über Grenzschutz und Flüchtlingsströme.

4. Februar 2016

Syrien-Geberkonferenz in London: Etwa 70 Staaten wollen mit mehr als 9 Mrd. Euro die leidende Bevölkerung in Syrien und die Flüchtlinge in den Nachbarstaaten unterstützen. Deutschland will 2,3 Mrd. Euro bis 2018 zahlen.

DER SPIEGEL



Flüchtlingslager an der syrisch-türkischen Grenze: Schneise in das Gebiet der Kurden?

IMAGO / ZUMA PRESS

Unterstützern zu beraten, es soll in der österreichischen Vertretung in Brüssel stattfinden.

Schon das zeigt, wie gespalten die EU in der Flüchtlingsfrage ist. Denn neben der „Koalition der Willigen“ gibt es eine ganze Reihe von Staaten, die die Aufnahme von Flüchtlingen ganz grundsätzlich ablehnen. „Kontingente erhöhen nur die Anreize für Migration“, sagt beispielsweise der slowakische Außenminister Miroslav Lajčák.

Die Merkel-Gegner sammeln sich um den ungarischen Regierungschef Orbán, der von Anfang an Merkels Politik für falsch hielt und sie als „moralischen Imperialismus“ bezeichnete. Orbán, aber auch der slowenische Regierungschef Miro Cerar wollen keine komplizierten Verhandlungen mit der Türkei, und schon gar nicht wollen sie einer Lösung zustimmen, die am Ende dazu führt, dass sie muslimische Flüchtlinge in ihren Ländern unterbringen müssen. „Eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Zeit ist es, den deutsch-türkischen Pakt abzuwenden“, soll Orbán am Mittwoch auf einer Fraktionsklausur seiner recht nationalen Fidesz-Partei gesagt haben.

Orbán und seine Verbündeten haben damit begonnen, einen Plan umzusetzen, der Merkels Vorhaben direkt zuwiderläuft. Sie wollen Mazedonien dabei helfen, seine Grenze zu Griechenland abzuriegeln. So wollen sie den Strom der Flüchtlinge über die Balkanroute abschneiden.

Mazedonien ist zwar kein Mitglied der EU, aber schon jetzt haben Ungarn und andere Länder 80 Beamte in das Land geschickt, die bei der Abriegelung der Grenze helfen sollen. Bei einem Treffen der Visegrád-Staaten – eines Verbunds osteuropäischer EU-Mitglieder – am kommenden Montag wollen Polen, Tschechien, Ungarn und die Slowakei besprechen, wie sie die Balkanroute endgültig dichtmachen können. Er wolle keine Konfrontation mit der Kanzlerin und ihrem Plan, sagt der slowa-

kische Außenminister Lajčák. „Aber solange eine gemeinsame europäische Strategie fehlt, ist es legitim, dass die Staaten auf der Balkanroute ihre Grenzen schützen. Dabei helfen wir ihnen.“

Aus Sicht Merkels hat der Plan der Osteuropäer gravierende Probleme. Sicherlich, die Zahl der Flüchtlinge würde zurückgehen, fürs Erste jedenfalls. Allerdings fürchtet die Kanzlerin, dass Griechenland ins Chaos abgleitet, wenn sich dort Zehntausende Flüchtlinge stauen. Ein Szenario, so die Sorge, auf das Russlands Präsident Putin nur wartet, um sich Athen mit Finanzspritzen anzudienen und die Europäer wieder ein kleines bisschen mehr zu spalten.

Zudem ist offen, wie nachhaltig eine solche Grenzschließung wäre. Die Erfahrung lehrt, dass Flüchtlinge in der Regel rasch auf eine neue Route ausweichen, in diesem Fall böte sich der Weg über Albanien und Italien nach Deutschland an.

An den großen Durchbruch kommende Woche glaubt wohl noch nicht einmal Merkel selbst. Die Zeit arbeitet gegen sie. Im Kanzleramt hat man registriert, dass auch Bundesinnenminister Thomas de Maizière die Geduld verliert und auf eine schnelle Reduzierung der Flüchtlingszahlen drängt. „Die Zeit läuft davon“, sagte er vor zwei Wochen im SPIEGEL-Gespräch. In der Regierungszentrale wurden die Worte so verstanden, wie sie gemeint waren: Wenn die Lösung mit der Türkei nicht funktioniert, müssen die Grenzen geschlossen werden.

So sieht es auch CSU-Chef Seehofer. Nach der Aufregung um seinen Satz, dass die Flüchtlingspolitik eine „Herrschaft des Unrechts“ hervorgebracht habe, ist er zwar erst einmal wieder um Deeskalation der Lage bemüht. „Man muss schon böse sein, wenn man aus meinen Worten herausliest, ich würde der Kanzlerin unterstellen, sie betreibe ein Unrechtsregime“, sagt er. „Das habe ich nicht ge-

sagt und ist auch nicht meine Meinung. Wir stehen zur Kanzlerin.“

Wenn es nach ihm geht, will er erst einmal die Landtagswahlen am 13. März abwarten, bis er entscheidet, ob der Freistaat Bayern wirklich vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe gegen die Flüchtlingspolitik Merkels klagt. Er will nicht der Sündenbock sein, wenn die AfD große Erfolge feiert und die CDU abstürzt. Aber mit seinen Drohungen hat er sich in eine schwierige Lage bugsiert. Für Streitigkeiten zwischen Bund und Ländern gibt es eine Antragsfrist von sechs Monaten.

Nun kommt es darauf an, wann diese Frist begonnen hat. Nimmt man Merkels Entschluss, die Grenzen für die Flüchtlinge aus Ungarn zu öffnen, dann ist der 4. September 2015 das entscheidende Datum. Das wiederum würde bedeuten, dass die Landesregierung ihren Antrag spätestens am 4. März einreichen muss. Seehofer käme das sehr ungelegen, aber andererseits soll das Verfahren nicht daran scheitern, dass er eine Frist verschlafen hat. Das wäre nach all dem Aufruhr, den er produziert hat, doch eher peinlich.

Horand Knaup, Peter Müller, René Pfister, Christoph Schult

LESEN SIE WEITER ZUM THEMA

Deutschland

Grünen-Politiker Boris Palmer kritisiert die Flüchtlingspolitik seiner Partei ▶ Seite 30
Europarechtler Daniel Thym widerspricht CSU-Chef Seehofer ▶ Seite 36
Essay von Stefan Berg über den Wert nationaler Grenzen ▶ Seite 42

Gesellschaft

Wie unbegleitete minderjährige Flüchtlinge den Staat überfordern ▶ Seite 52

Kultur

Der syrische Lyriker Adonis plädiert für eine Trennung von Staat und Religion ▶ Seite 118

Das globale Energiesystem wandelt sich. Wir uns auch.

Der neue BP Energy Outlook ist da. Er zeigt, wie sich das globale Energiesystem verändert, um die wachsende Nachfrage erfüllen zu können. Diese wird bis zum Jahr 2035 um 34 Prozent steigen und zunehmend über CO₂-ärmere Energiearten befriedigt. Erdgas spielt dabei als fossiler Energieträger, der am saubersten verbrennt, eine immer wichtigere Rolle. Die Nutzung erneuerbarer Energieträger wird stark zunehmen und einen größeren Beitrag zur steigenden Energienachfrage leisten als jemals zuvor. Das aktuelle Ungleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage von Öl wird sich im Laufe der Zeit einpendeln. Aber in unserer sich rasch ändernden Welt gibt es viele Unwägbarkeiten. Der neue Energy Outlook untersucht eine Reihe dieser Faktoren, unter anderem die Auswirkungen eines verlangsamten globalen Wachstums oder eines schnelleren Übergangs in eine emissionsärmere Welt.

Erfahren Sie mehr auf bp.com/EnergyOutlook

A large, green-tinted image of the Earth's globe, showing continents and oceans, positioned in the bottom right corner of the page.

Outlook
to 2035



DOMINIK BUTZMANN / LAIF

Bundespräsident

Druck auf Gauck

Parteiübergreifendes Votum für zweite Amtszeit

Angesichts der großen Herausforderungen in der Flüchtlingskrise versuchen führende Politiker, Bundespräsident Joachim Gauck, 76, dazu zu bewegen, sich noch einmal wählen zu lassen. „Ich würde mir wünschen, dass Joachim Gauck für eine zweite Amtszeit zur Verfügung steht“, sagte CSU-Chef Horst Seehofer dem SPIEGEL. „Er hat mit seinen ausbalancierten, klugen Aussagen bewiesen, dass er der richtige Mann im Schloss Bellevue ist.“ SPD-Chef Sigmar Gabriel hat Gauck bereits zum Weitermachen ermuntert. Und wie aus dem Bundeskanzleramt zu hören ist, befürwortet auch Angela Merkel eine zweite Amtszeit Gaucks. „Das würde uns viele Probleme ersparen“, heißt es. Im derzeit angespannten Klima möchte die Koalition keinen Streit um einen

neuen Kandidaten riskieren. „Er übt das Amt des Bundespräsidenten auf ganz hervorragende Weise aus“, lobt der hessische Ministerpräsident und Vize-CDU-Chef Volker Bouffier. Auch Grünen-Chef Cem Özdemir wünscht sich Gaucks Verbleib im Schloss Bellevue, denn dieser fülle das höchste deutsche Staatsamt mit Würde, Weitsicht und Gelassenheit aus. „Wir Grüne haben ihn beim ersten Mal unterstützt. Wir werden es wieder tun“, sagt Özdemir. Bislang gingen die Spitzen der Koalition davon aus, dass der parteilose Gauck aus Altersgründen nicht noch einmal antritt. Nun hoffen sie, dass er seine Meinung ändert, wenn der öffentliche Druck groß genug wird. Gauck hat sich bisher nicht zu einer erneuten Kandidatur geäußert. ama, rp

Zeitgeschichte Begrenzte Freundschaft

Frankreich hat während des Kalten Krieges ausgeschlossen, im Fall eines sowjetischen Angriffs auf die Bundesrepublik den Bündnispartner mit französischen Atomwaffen zu verteidigen. Das geht aus einem Geheimvermerk über ein Gespräch zwischen Präsident François Mitterrand und Kanz-

ler Helmut Kohl am 17. Dezember 1985 hervor. Darin erklärte Mitterrand, sein Land sehe sich „nicht in der Lage, Deutschland nuklearen Schutz zu bieten“. Andernfalls würde es sich einer „tödlichen Gefahr“ aussetzen. So steht es in der Mitschrift, die das Institut für Zeitgeschichte mit anderen Dokumenten jetzt im De Gruyter Verlag veröffentlicht. Trotz dieser Absage erklärte Kohl,

„als Freund“ billige er Mitterrands Standpunkt. Der Präsident räumte damit indirekt ein, dass die viel gerühmte



Mitterrand, Kohl in Bonn 1982

französische Force de Frappe militärisch von geringem Wert gewesen sei. Mitterrand zufolge kam alles auf die USA an. Wenn diese im Ernstfall nicht eingriffen, würde Frankreich „gemeinsam mit Deutschland untergehen“, sagte er. Immerhin versprach er dem Bundeskanzler, ihn im Konfliktfall zu konsultieren – vor dem Einsatz französischer Atomwaffen, die auf deutschem Boden explodieren könnten. klw

POLYPRESS / ULLSTEIN BILD

Berlin Flüchtlingsfreie Zone

Ausgerechnet im Wahlkreis von Berlins Sozialsenator Mario Czaja (CDU) sollen keine Unterkünfte für Flüchtlinge entstehen. Das geht aus einer Senatsvorlage hervor, in der zahlreiche neue Standorte für „Modulare Unterkünfte“ benannt werden. Czaja ist mit seiner heftig kritisierten Flüchtlingsbehörde Lageso für die Versorgung von Asylbewerbern in Berlin verantwortlich. Schon 2015 wurde sein Wahlkreis im Bezirk Marzahn-Hellersdorf verschont: Von den weit über hundert Gemeinschaftsunterkünften und mit Flüchtlingen belegten Turnhallen der Hauptstadt befindet sich keine in Czajas Nachbarschaft. Eine leer stehende ehemalige Schule im Wahlkreis wurde nicht als Unterkunft hergerichtet; auf dem Gelände sollen Stadtvillen und Einfamilienhäuser entstehen. Nur in

einem früheren Hotel werden vorübergehend einige Flüchtlinge geduldet, das Haus wird aber nicht vom Land Berlin betrieben. „Czaja will sich Probleme mit seinen Wählern ersparen“, kritisiert Linken-Politikerin Regina Kittler, die den Nachbarwahlkreis von Czaja vertritt, wo neben zwei bestehenden Unterkünften nun weitere im Gespräch sind. Die Standortwahl „erfolgt in Abstimmung mit den Bezirken“, sagt eine Sprecherin Czajas. hor



Czaja

CLEMENS BILAN / PICTURE ALLIANCE / DPA

Maut Schäuble stellt sich gegen Dobrindt

Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) fordert, dass auch kleinere Lkw und Fernbusse Maut auf Autobahnen und Bundesstraßen zahlen. Das geht aus einer Stellungnahme seines Ministeriums zu einem aktuellen Gesetzentwurf seines Kabinettskollegen Bundesver-

kehrsminister Alexander Dobrindt (CSU) hervor. Dobrindt will die Lkw-Maut ab 2018 auf alle Bundesstraßen ausweiten, Fernbusse und Lkw von weniger als 7,5 Tonnen aber weiterhin verschonen. Schäubles Beamte monieren jedoch, nun sei „auch eine Ausweitung der Maut auf kleinere Lkw und Fernbusse zu prüfen“. Die Ansage an Dobrindt ist deutlich: „Angesichts des hohen Investitionsbedarfs der Straßeninfrastruktur müssen wir ein gemeinsames Interesse daran haben, bestehende Ausnahmen bei der Nutzerfinanzierung im Bereich der Bundesfernstraßen abzuschaffen.“ Dies sei auch eine Frage des fairen Wettbewerbs. Dobrindt lehnt eine Absenkung der Mautgrenze für Lkw bisher ab, weil sie vor allem kleine Handwerksbetriebe träfe und die Erhebungskosten sehr hoch wären. Eine Maut für Fernbusse fiele dagegen so gering aus, dass sie die Wettbewerbsvorteile der Branche kaum schmälern würde. bö



BENJAMIN BEYKIN / PICTURE ALLIANCE

Visa-Affäre Ermittlungen gegen Schleuser

In der Affäre um illegal ausgestellte Visa deutscher Auslandsvertretungen ermittelt die Staatsanwaltschaft nun auch im Umfeld der deutschen Botschaft in der türkischen Hauptstadt Ankara. Bisher gebe es neun Beschuldigte, so die Generalstaatsanwaltschaft Berlin, es geht um den Verdacht der Urkundenfälschung zur Ausstellung von Schengenvisa und das „Einschleusen von Ausländern“. Schengenvisa sind kurzfristige Reisege-

nehmungen, die häufig für Geschäftsreisen oder Familienbesuche genutzt werden. Die Beschuldigten sollen türkischen Staatsbürgern mit gefälschten Unterlagen bei Visaanträgen geholfen haben, so die Staatsanwaltschaft. Darüber hinaus werde eine „Vielzahl weiterer Ermittlungsverfahren gegen gesonderte Tatverdächtige“ eingeleitet. Seit 2010 haben mehrere deutsche Staatsanwaltschaften gegen Mitarbeiter deutscher Auslandsvertretungen, aber auch Privatpersonen in Deutschland ermittelt. mop

Medizin Ärzte lehnen Cannabisagentur ab

Die Ärzteschaft sperrt sich gegen das Vorhaben der Bundesregierung, chronisch Kranken Cannabisblüten auf Kassenrezept verschreiben zu lassen. „Eine Verordnungsfähigkeit von Cannabis in Form von getrockneten Blüten und Extrakten wird abgelehnt“, heißt es in einer Stellungnahme der Bundesärztekammer. Für den medizinischen Einsatz fehle es an Studien. Sogenannter Medizinalhanf erlaube „keine genaue Dosierung“, sein Gebrauch als Joint sei mit den

„gesundheitlichen Gefahren des Tabakrauchens verbunden“. Die geplante Einrichtung einer staatlichen Cannabisagentur, die den Anbau und Handel kontrollieren soll, lehnen die Mediziner ab. Die Kassenärztliche Bundesvereinigung urteilt in ihrer Stellungnahme, Ärzten drohen bei einer Verordnung „mögliche haftungsrechtliche Probleme“. Ein Gesetzentwurf des Bundesgesundheitsministeriums sieht vor, dass schwer chronisch Kranke sich künftig auf Kassenrezept mit Medizinalhanf und mehr Arzneimitteln auf Cannabisbasis als bisher versorgen dürfen. cos

Vertriebenenstiftung Neue Chefin

Bei der umstrittenen Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ ist nach langen Querelen offenbar eine Lösung des Führungszwists in Sicht. Neue Direktorin soll die Museumsmanagerin Gundula Bavendamm werden. Sie ist die einzige Kandidatin von Monika Grütters, Kulturstatsministerin im Kanzleramt, die dem Stiftungsrat vorsteht. Die im Aufbau befindliche Stiftung ist seit über einem Jahr ohne Führung. Der letzte Direktor musste 2014 gehen, sein 2015 gewählter Nachfolger sagte kurz vor

Amtsantritt nach internen Differenzen wieder ab. Sollte der Stiftungsrat der Personalle bei einer Sitzung am 22. Februar zustimmen, könnte Bavendamm den neuen Job zum 1. April übernehmen. Sie leitet seit 2010 das Alliiertenmuseum in Berlin, gilt als erfahrene Ausstellungsmacherin und durchsetzungstark. Allerdings ist die promovierte Historikerin keine Expertin für Flucht und Vertreibung. Die Mitglieder des Stiftungsrats kommen aus Bundestag, Bundesregierung, Vertriebenenverbänden, den Kirchen, dem Zentralrat der Juden sowie zwei großen Museen. klw

Kfz-Emissionen „Tausend Euro auf den Porsche“



Bundesumweltministerin **Barbara Hendricks**, 63 (SPD), fordert eine Strafabgabe auf Spritfresser.

SPIEGEL: In der Regierung gibt es große Widerstände gegen eine Kaufprämie für Elektroautos, die Sie fordern. Was passiert, wenn sich Ihre Gegner durchsetzen?

Hendricks: Das wäre nicht nur für die deutsche Autoindustrie, die den Wechsel vom Verbrennungs- auf den Elektromotor verpassen könnte, eine große Gefahr. Es geht auch darum, eine Perspektive für Klimaschutz und Luftqualität zu entwickeln. Beim Klimaschutz ist im Verkehrssektor in den vergangenen zehn Jahren praktisch nichts geschehen.

SPIEGEL: Schmerzt es Sie nicht, einer Branche Subventionen zu gönnen, die Milliardengewinne macht?

Hendricks: Ja, deshalb schlage ich auch vor, parallel den Konzernen eine Quote aufzuerlegen, wie viele Elektroautos sie verkaufen müssen. Wir würden mit drei Prozent aller Neuwagen anfangen, die Quote würde dann jährlich aufwachsen.

SPIEGEL: Finanzminister Wolfgang Schäuble sperrt sich bislang gegen die Kaufprämien.

Altschulden Regierung blockiert Iran-Exportkredite

Das Bundeswirtschaftsministerium verweigert der staatlichen Hermes-Versicherung für Geschäfte deutscher Firmen mit Iran vorerst neue Exportkredite. Grund dafür sind Altschulden iranischer Firmen, die mit rund einer halben Milliarde Euro beim deutschen Staat in der Kreide stehen. Derzeit verhandeln Berlin und Teheran da-

Hendricks: Ich habe großes Verständnis dafür, dass der Finanzminister Kaufanreize nicht aus dem Steuersäckel finanzieren will. Ich schlage deshalb eine Bonus-Malus-Regelung vor. Das würde bedeuten, neu zugelassene Pkw, die einen bestimmten CO₂-Ausstoß überschreiten, einmal zu belasten.

SPIEGEL: Also eine Strafsteuer für schwere Geländeaufbauten?

Hendricks: Nein, es geht um einen fairen Ausgleich zwischen den Fahrzeugen mit hohem CO₂-Ausstoß und solchen, die mit geringen Emissionen zum Klimaschutz beitragen. Man könnte etwa bei 95 Gramm CO₂-Ausstoß pro Kilometer anfangen, wie ihn kleinere Autos haben, und dafür 50 Euro Umweltbeitrag verlangen. Bei über 200 Gramm, da wäre man bei einem Porsche Cayenne, könnten 1000 Euro fällig werden. Für Käufer solcher Autos dürfte ein Aufschlag in dieser Größenordnung keine Rolle spielen.

SPIEGEL: Was würden Sie machen, wenn Sie sich mit Ihrem Strafaufschlag auf Luxusautos nicht durchsetzen?

Hendricks: Dann müssten wir über Alternativen nachdenken. Ich würde mich auch einer Lösung über die Dieselsteuer nicht verschließen. Derzeit zahlen Dieselfahrer insgesamt deutlich weniger Steuern als Benzinfahrer, auch wenn man die höhere Kfz-Steuer einrechnet. Da ist also noch Spielraum für eine kluge Gegenfinanzierung. gt

rüber, wie die Rückzahlung dieser Verbindlichkeiten geregelt werden kann. „Sobald der Iran seine Altschulden beglichen hat, können Geschäfte grundsätzlich wieder mit Hermes-Deckungen abgesichert werden“, erklärt das Wirtschaftsministerium. Nach der weitgehenden Aufhebung der Sanktionen wolle man das Altschulden-Problem nun rasch lösen, heißt es im Ministerium, da deutsche Firmen auf Großaufträge aus Iran hoffen. gt, csc

Gefahrenabwehr Kein Sprengstoff zum Schnüffeln

Spürhunde der Bundespolizei können eine der derzeit gebräuchlichsten und gefährlichsten Sprengstoffarten nicht erkennen. Auf das hochexplosive Acetonperoxid (TATP), das schon mehrmals von Terroristen bei Anschlägen benutzt wurde, zuletzt am 13. November in Paris, wurden die Hunde bis 2013 abgerichtet, seitdem aber nicht mehr. Das geht aus einem internen Polizeischreiben hervor. Angesichts der wachsenden Terrorgefahr ist nach Ansicht von Experten dort „ein sofortiges Umdenken“ erforderlich. Ein

Sprecher der Bundespolizei wollte „aus einsatztaktischen Gründen“ keine Angaben zur „Detektionsleistung von Sprengstoffspürhunden“ machen. Er wies aber darauf hin, dass bei „hochbrisanten, nicht handhabungssicheren Stoffen“ eine Gefährdung von Beamten und ihren Spürhunden „möglichst zu vermeiden“ sei. aul



Polizisten in Hamburg

Rente Mehr Beitragszahler aus Syrien

Die gesetzliche Rentenversicherung kann nach Einschätzung der Bundesregierung vom aktuellen Zuwanderungstrend profitieren. Viele Flüchtlinge seien jung, daher „stellt diese Personengruppe ein Potenzial dar, das geeignet ist, zur Entspannung der demografischen Herausforderungen beizutragen“, heißt es in einer Antwort des Sozialministeriums auf eine Klei-

ne Anfrage der Grünen-Bundestagsfraktion. Zwischen Ende 2010 und 2014 stieg die Zahl der Beitragszahler mit syrischer Nationalität von knapp 15 000 auf 42 000, wie eine Statistik der Deutschen Rentenversicherung belegt. Aus Iran stammen demnach rund 46 000 Versicherte, aus dem Irak knapp 52 000. Bei Zuwanderern aus Ländern mit hoher Bleibeperspektive zeige sich „ein erster positiver Trend“, so der Grünen-Rentenexperte Markus Kurth. cos

Rüstung Airbus kontrolliert sich selbst

Das Verteidigungsministerium hat einem Rüstungsunternehmen erlaubt, seine Arbeit selbst zu kontrollieren. So darf Airbus Defence & Space nach einem vertraulichen Schreiben vom 3. Februar „hoheitliche Aufgaben“ beim Kampfflugzeug „Eurofighter“ wahrnehmen. Die Erlaubnis bezieht sich zunächst

zwar nur auf „kleine Änderungen“ an den Maschinen. Der Flugzeugbauer ist künftig aber auch befugt, selbst zu klassifizieren, welche Änderungen er dem Luftfahrtamt der Bundeswehr zur Zulassung vorzulegen hat. Heikel ist die Regelung vor allem, weil der Staat für Schäden bei einem Absturz haftet. „Wenn sich die Industrie schon selber kontrollieren darf, dann muss sie auch für die Schäden zahlen“, fordert der Grünen-Verteidigungsexperte Tobias Lindner. Eine Sprecherin des Verteidigungsministeriums erklärte, der Bund habe in dem Fall „eine Rückgriffsmöglichkeit“ bei dem Unternehmen. gt



„Eurofighter“ der Luftwaffe

Lesen, was gesund macht.



Jetzt **NEU**
in Ihrer
Apotheke.

INHALTS -



VERZEICHNIS

Füße im Sand

Karrieren Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen galt als Inbegriff von Disziplin und Perfektion. Deshalb ist die Aufdeckung der Schlampereien in ihrer Doktorarbeit eine Zäsur. Selbst wenn sie den Titel behält. *Von Markus Feldenkirchen und Gordon Repinski*

Ursula von der Leyen hat an diesem Samstagabend zu einer kleinen Party auf die Terrasse ihrer Strandvilla geladen. Ein Büfett wartet in Poolnähe, Fackeln brennen, die Palmenblätter rascheln im lauen Abendwind. Auf ihrem Privatstrand vor der Terrasse stehen Liegen. Es könnte nett werden.

Von der Leyen hat hier im Golfstaat Bahrain an einer Sicherheitskonferenz teilgenommen. Jetzt ist es dunkel, und sie redet andauernd davon, dass man bitte „entspannen“ und „genießen“ solle. Damit nichts schiefeht, erklärt sie ihren Gästen genau, wie das funktioniert. „Sie nehmen dann jetzt bitte Ihren Drink ein!“ Dabei deutet sie auf die kleine Poolbar mit den härteren Sachen. Als alle einen Drink in der Hand halten, bestellt sich von der Leyen ein Wasser. Kein stilles, eins mit Kohlensäure. Ist schließlich Samstagabend.

„Sind denn alle da?“, fragt von der Leyen. Sie zählt durch. Dann muss sich jeder kurz vorstellen. Alles hat seine Ordnung. Es soll eine launige Strandparty werden, aber es herrscht ein strenges Regiment. Nachdem sie ihren Gästen die Vorspeisen ans Herz gelegt hat, geht sie selbst gleich zur Hauptspeise über. Ein paar Scampi, ein wenig Reis. Ohne Soße.

Wer hier in Bahrain Ende vergangenen Jahres Zeuge dieser Ordnung und Selbstdisziplin wird, kann kaum glauben, dass seit September eine Affäre über von der Leyen schwebt, die viel mit Unordnung und Disziplinlosigkeit zu tun hat. Experten der Medizinischen Hochschule Hannover analysieren seither ihre Doktorarbeit, in der sie – man kann es nicht netter sagen – hemmungslos herumgeschludert hat. Bald wird die Kommission der Uni verkünden, ob sie Ursula von der Leyen den Dokortitel entzieht. Sie, das vermeintliche Vorbild an Selbstdisziplin, könnte dann eine Gemeinsamkeit mit eher windigen Herrschaften wie Karl-Theodor zu Guttenberg oder Jorgo Chatzimarkakis haben. Und sie, die immer sehr klare Vorstellungen davon hatte, wie was zu sein hat, ist seit Monaten mit einer Lage konfrontiert, in der vieles nicht so ist, wie es sein soll.

Selbst wenn sie ihren Titel behalten sollte, wird der Blick auf sie in Zukunft möglicherweise ein anderer sein. Von der Leyens Leben hatte auf viele Bürger eher unheimlich gewirkt. Sie bewunderten sie, es schien geradezu übernatürlich, was diese

Frau in ihre gerade mal 57 Lebensjahre gepropft hatte: Ausbildung zur Ärztin, Promotion, Forschungsarbeit in Kalifornien, sieben Kinder, drei Jahrzehnte Ehe (ohne Scheidung), erst Gesundheitsministerin in Niedersachsen, dann Familienministerin, Arbeitsministerin, Verteidigungsministerin in Berlin, stellvertretende CDU-Vorsitzende, Reiterin und Musikerin, potenzielle Kanzlerin. Viele von uns überfordert es bereits, einen mittelkomplizierten Bürojob mit dem Heranziehen eines Kindes zu vereinbaren.

Nun stellt sich die Frage, ob es bei Ursula von der Leyen immer mit rechten Dingen zugegangen ist. Konnte eine solche Laufbahn ohne Nachhilfe gelingen? Und was würde der Entzug des Dokortitels für ihre Karriere bedeuten, die bis vor Kurzem nur auf ein Ziel zuzulaufen schien: das Kanzleramt?

Man würde gern wissen, was Ursula von der Leyen selbst über ihre Lage denkt, aber solche Fragen bleiben unbeantwortet. „Wir sagen dazu nichts“, erklärt ihr Sprecher knapp, wenn man ihn dieser Tage auf

Es entsteht der Eindruck, dass von der Leyen schlicht eine Abkürzung zum Erfolg suchte.

die unangenehme Sache anspricht. Sich zu dem Thema zu äußern bringe nichts, sagt er. Die Stimmung ist kühl, das Gespräch schnell beendet. Von der Leyens sonst so redselige Kommunikationsabteilung ist plötzlich schweigsam. Wie die Chefin auf die Krise blickt, wie sie mit den Wochen des bangen Wartens auf ein Ergebnis der Untersuchung umgeht, wird gehütet wie ein intimes Geheimnis. Diese Verschlossenheit ist neu bei einer Frau, die bislang immer sehr auskunftsfreudig war. Die zu Anfang ihrer Karriere sogar Einblick in ihr Familienleben gewährte.

Vorigen Sonntag saß von der Leyen bei „Anne Will“, Thema der Sendung: „Merkel im Umfragetief – Kriegt sie noch die Kurve?“ Es wurde unfreiwillig komisch, weil einige Diskutanten erklärten, dass es keine Alternative zu Merkel gebe, niemanden von ähnlichem Format, und von der Leyen nur still dabeisitzen und lächeln konnte.

Schon jetzt ist erkennbar, dass die Affäre sie verändert. In den vergangenen Mo-

naten war sie nicht mehr dieselbe, sie wirkte zum Teil gebremst. Ihr Erfolg hatte immer auch darauf beruht, dass sie einen Tick forscher, frecher, dreister war, dass sie selbstbewusster auftrat als ihre Konkurrenten. Sie hatte sich noch imposanter selbst inszeniert, als es im inszenierungsaffinen Geschäft der Politik üblich war. Wo sich eine Chance zur Profilierung geboten hatte, hatte sie zugegriffen, auch mit unabgestimmten Vorstößen und Kompetenzüberschreitungen. In den vergangenen Monaten aber trat sie fast demütig auf. „Ich habe viele Probleme an der Backe. Das Problem will ich nicht auch noch haben“, sagte von der Leyen vor Kurzem in kleinem Kreis, als es um die umstrittene Lieferung von Teilen zur Herstellung des Gewehrs G36 in Saudi-Arabien ging.

Noch vor einem halben Jahr kannte sie Probleme allenfalls aus der Ferne. Am 11. August 2015 trabt von der Leyen in roter Uniform auf dem Rücken des Hengstes Montesquieu ins Aachener Reitstadion. 40 000 Zuschauer sind zur Eröffnung der Reit-EM gekommen und werden Zeuge, wie von der Leyen die Grenzen zwischen Politik und Show einreißt.

Im Sommerurlaub hatte sie für den „Quadrille“ genannten Ritt trainiert, eine besondere Form des Formationsreitens. Selbst für enge Vertraute war sie oft nicht zu erreichen. Im Verteidigungsministerium haderten manche damit, dass die Ministerin so viel Zeit für einen kurzen Auftritt im Vorprogramm einer Sportveranstaltung investierte. Doch für eine gute Show war sie immer bereit gewesen, anderes hintanzustellen.

Als sie in Aachen durch die Arena trabte, fühlte von der Leyen sich erkennbar wohl. Sie glaubte, alles unter Kontrolle zu haben, ihr Lieblingszustand. Endlich hatte sie Sicherheit auf dem Feld der internationalen Politik erlangt. Im Bendlerblock hatte sie Weichen gestellt, um nicht wie manch ein Vorgänger an Problemen bei Rüstungsprojekten zu scheitern.

Ende August, wenige Tage nach dem Ritt von Aachen, erhält von der Leyen aus Wissenschaftskreisen den Hinweis, dass die Plagiatsjäger der Plattform „VroniPlag“ ihre 1990 verfasste Promotionsarbeit untersuchen. Deren Titel: „C-reaktives Protein als diagnostischer Parameter zur Erfassung eines Amnioninfektionssyndroms bei vorzeitigem Blasensprung und thera-

Dr. von der Leyen

peutischem Entspannungsbad in der Geburtsvorbereitung“. Die Öffentlichkeit erfährt nichts von der Untersuchung. Von der Leyen aber, die als Autorin um ihre eigenen Verfehlungen wissen müsste, ahnt, dass ihre Karriere bald Schaden nehmen könnte.

Sie bittet sofort die Hochschule, ihre Arbeit durch unabhängige Experten überprüfen zu lassen. Wochenlang lässt sie sich nichts anmerken. Während sie im September ein Kommando zur Abwehr von Cyberangriffen gründet und ihre Soldaten zur Hilfe in der Flüchtlingskrise schickt, schwebt ständig die bange Frage über ihr: Wann werden die Vorwürfe bekannt?

Am 26. September erfährt die Öffentlichkeit nach Recherchen des SPIEGEL von Plagiatsvorwürfen. Auf 27 von 62 Textseiten soll von der Leyen unsauber gearbeitet oder längere Passagen fast wörtlich übernommen haben, ohne dies hinreichend gekennzeichnet zu haben. Das Vergehen ist selbst für Nichtmediziner offensichtlich, die keinerlei Ahnung von C-reaktiven Proteinen oder vom Amnioninfektionssyndrom haben. Es entsteht der Eindruck, dass von der Leyen entweder nachlässig gewesen ist, dass ihr die nötige Zeit und Geduld fehlte oder dass sie schlicht eine Abkürzung zum Erfolg suchte. „Ich halte es für durchaus denkbar, dass der Dokortitel in so einem Fall entzogen wird“, befindet Volker Bähr von der Geschäftsstelle Gute Wissenschaftliche Praxis an der Berliner Charité.

Am Tag nach Erscheinen der Rechercheergebnisse entscheidet ihr Pressestab, dass die Ministerin sich in einem einzigen, genau ausgesuchten Interview zu dem Verdacht äußern soll: „Den Vorwurf des Plagiats kann ich zurückweisen“, sagt sie. „Es ist nicht neu, dass Aktivisten im Internet versuchen, Zweifel an Doktorarbeiten namhafter Politiker zu streuen.“ Es ist ein abgezierter Satz für die Öffentlichkeit. Sie sagt etwas, gibt aber nichts preis.

Am nächsten Tag, dem 28. September, kündigt die Medizinische Hochschule Hannover an, die Arbeit „förmlich“ zu untersuchen. Im Verteidigungsministerium ändert sich nun die Routine. In den internen Runden Ende September gibt es in von der Leyens innerem Kreis kaum ein anderes Thema. Plötzlich diskutieren auch ihre Abteilungsleiter und Staatssekretäre nicht mehr nur Fachthemen. Die verschworene Gemeinschaft der wenigen Vertrauten wird nun noch verschworener. Wenn die Selbstverteidigung nicht gelingt, das ist klar, braucht man sich um die Verteidigungspolitik bald keine Gedanken mehr zu machen.

Zur Selbstverteidigungsstrategie gehören im Oktober ein paar Hintergrundgespräche mit Journalisten, in denen von der Leyen ihre Deutung der Vorgänge streut:



ANIL USMAN / REUTERS

Ministerin von der Leyen in Afghanistan: Die Krisen der Welt lenken ab von der peinlichen Sache

Ja, sie habe nicht ganz sauber gearbeitet. Aber anders als etwa beim Kollegen Guttenberg sei der Kern ihrer Arbeit, der eigentliche Beitrag zur Wissenschaft, sauber gewesen. Nur im ersten, dem Einleitungsteil, habe sie zugegebenermaßen Fehler gemacht. Natürlich, heißt es in dieser Zeit im Verteidigungsministerium, gehe ihr der Vorwurf nahe.

Öffentlich gibt sie die Souveräne. „Ich habe in zehn Jahren als Ministerin gelernt, dass ich mich – ganz egal was in meinem Privatleben los ist – auf meine Arbeit konzentrieren kann“, sagt sie in einem Interview. Damit will sie den Eindruck erwecken, dass ihr Dokortitel, selbst wenn er entzogen würde, Privatsache sei.

Seither schweigen von der Leyen und ihr Team eisern. Denn neben der eigentlichen Plagiatsaffäre gibt es noch ein zweites Risiko: Von der Leyen könnte in den Verdacht geraten, über ihre Beziehungen in Hannover Einfluss auf das Ergebnis der Untersuchung nehmen zu wollen. Tatsächlich gibt es eine familiäre Verbindung mit der untersuchenden Medizinischen Hochschule: Von der Leyens Ehemann Heiko lehrt dort seit 2001 als außerplanmäßiger Professor für Innere Medizin. Zudem ist er Geschäftsführer eines Unternehmens, das aus besagter Hochschule ausgegründet wurde.

Im Dezember steht von der Leyen im Camp Marmal in Masar-i-Scharif, umringt von Bundeswehrsoldaten, die im Auslandseinsatz in Afghanistan Advent feiern. Buden sind aufgebaut, Soldaten backen Waffeln, ein Weihnachtsmarkt mitten im Krieg. Über eine Stunde lang lässt sich von der Leyen mit den Soldaten fotografieren, Handys werden herumgereicht, die Ministerin lächelt in die Kameras.

Sie reist viel in diesen Wochen. Konferenzen, Truppenbesuche, Verhandlungen. Sie profitiert davon, dass seit Beginn ihrer persönlichen Krise ihre Aufgabe als Verteidigungsministerin immer relevanter geworden ist. Das lenkt ab von dieser peinlichen Sache. Die Bekämpfung von

„Fluchtursachen“ ist plötzlich zum obersten Ziel der Bundesregierung geworden, und von der Leyens Armee wird gebraucht. Sie schickt ihre Soldaten in den Kriegseinsatz nach Syrien, wo sie mit „Tornado“-Aufklärungsflugzeugen den Kampf gegen die Terrormiliz „Islamischer Staat“ unterstützen sollen. Im Vergleich zu solch weltgeschichtlichen Aufgaben – das kommt von der Leyen entgegen – wirkt die Schummelei von damals weniger bedeutend. Kaum ein Journalist wagt es, sie in all den Wochen auf ihre Dissertation anzusprechen. Ein möglicher Verlust des Titels sei ohnehin „eingepreist“, heißt es in ihrem Umfeld. Aber was bedeutet die Einpreisung konkret?

Es ist wahrscheinlich, dass Angela Merkel sie auch dann nicht entlässt, wenn ihr

Merkel sei „eine große Frau“, schwärmt von der Leyen. Sie ist auffällig loyal.

der Dokortitel aberkannt würde. Die Schlaperei in ihrer Arbeit ist tatsächlich nicht zu vergleichen mit dem Betrug von Karl-Theodor zu Guttenberg oder den Verfehlungen der Wissenschaftsministerin Annette Schavan. Seit dem Bekanntwerden der Vorwürfe tritt von der Leyen leise und demütig auf. Sie ist nun abhängig von Merkel, diese sei „eine große Frau“, schwärmt sie bei „Anne Will“. Sie ist auffällig loyal.

Von der Affäre wird das Bild einer Frau bleiben, der es nie schnell genug gehen konnte und die im Zweifel eher die Abkürzung zum Erfolg wählte. Ein wenig erinnert dieses Verhalten an ihre Karriere als Bundesministerin. Natürlich hat von der Leyen als Familienministerin und später als Arbeitsministerin nicht nur Bilder, sondern auch Reformen produziert. Sie steht wie keine Zweite für die Modernisierung der Gesellschaftspolitik. Und doch wirkte es gelegentlich, als schielte sie bei

allem, was sie tat, bereits auf den nächsten Karriereschritt, auf das noch größere, noch prestigeträchtigere Ministerium.

Ihre Schludrigkeit von damals steht in scharfem Kontrast zu jenem Anspruch, den sie an die eigenen Mitarbeiter anlegt. Nur wenige Vertraute hat sie in den zehn Jahren ihres rasanten politischen Aufstiegs behalten. Denn bei ihren Zuarbeitern kennt von der Leyen kein Pardon, Perfektion ist die Voraussetzung für Weiterbeschäftigung. Auch ihr Hang zur Inszenierung dürfte künftig stärker hinterfragt werden. Denn die Show braucht ein solides Fundament, in der Politik ist das die Glaubwürdigkeit. Und die ist mit der Plagiatsaffäre angekratzt.

Bei ihrer kleinen Party in Bahrain hat von der Leyen die Runde auf der Terrasse inzwischen aufgelöst. Es ist nach 22 Uhr, als die Ministerin den Befehl erlässt, dass man nun Schuhe und Strümpfe ausziehen, die Hosenbeine hochkrepeln und ihr an den Sandstrand folgen soll.

Bald steht sie mit den nackten Füßen im Meerwasser und führt vor, welche absurden Schrittfolgen ihr bei der Abnahme militärischer Ehren abverlangt werden. Es spritzt. Sie hüpf durch das Wasser und macht sich lustig über die Welt der Protokolle, über die erwungene Disziplin, die die Herren des Militärs noch ernster nehmen als sie selbst. Für einen Moment wirkt sie beinahe locker, befreit von der Last der Ambitionen, von all dem Ehrgeiz. Als könnte sie einfach loslassen.

Als die Formationen abgeschritten sind, geht es um Angela Merkel. Ob die Kritik an ihrer Flüchtlingspolitik sie wohl aus dem Amt fegen wird? Sie selbst, so sieht es von der Leyen, komme als Alternative erst mal nicht infrage. Sie lacht viel, das Thema scheint ihr gute Laune zu bereiten. Aber es wird nicht ganz klar, warum sie aus dem Rennen ist. Wegen der Dissertation? Oder wegen ihrer Haltung in der Flüchtlingsfrage? Von der Leyen ist wie Merkel der Meinung, dass Deutschland die Kapazitäten habe, Flüchtlinge aufzunehmen. Die Verzögerung vieler Bürger und nicht zuletzt ihrer Parteifreunde geht ihr auf die Nerven. Mit dieser Haltung ist sie tatsächlich keine Alternative zu Merkel.

Am Strand von Bahrain wirkt es, als würde von der Leyen das alles nichts ausmachen. Sie habe vermutlich noch nie in ihrem Leben eine Stunde mit den Füßen im Sand gestanden, schwärmt sie. Sie hüpf weiter durchs seichte Wasser, und für einen Moment wirkt es, als würde sie gleich ihre Klamotten ablegen und einfach mal schwimmen gehen.

Aber dann kommt ein Oberst und verkündet das Ende der Party. Von der Leyen zieht Strümpfe und Schuhe an, läuft zum Eingang ihrer Beachvilla und wünscht eine gute Nacht. ■

Laufruhe. Auch für die Nerven.



Mit der neuesten
EU6-Technologie.

Der neue Touran. Mit optionaler adaptiver Fahrwerksregelung DCC. Allem gewachsen.

Zuhause geht's oft drunter und drüber – dafür haben Sie unterwegs die volle Kontrolle. Mit der optionalen adaptiven Fahrwerksregelung DCC wählen Sie zwischen drei Modi, und die elektrisch verstellbare Dämpfung passt sich automatisch an. Würde nur alles wie von selbst funktionieren. **Im Volkswagen PrivatLeasing. Jetzt neu: mit RückgabeschutzPlus.***



Volkswagen

*Ein Angebot der Volkswagen Leasing GmbH, Gifhorner Str. 57, 38112 Braunschweig. RückgabeschutzPlus in Verbindung mit einem PrivatLeasing-Vertrag der Volkswagen Leasing für alle Volkswagen Pkw Neufahrzeuge (ohne Zulassung) und Vertragslaufzeiten von 24 bis 48 Monaten. Ihr Volkswagen Partner informiert Sie gern. Abb. zeigt optionale Sonderausstattung.

„Wir müssen das aushalten“

SPIEGEL-Gespräch Der grüne Tübinger Oberbürgermeister Boris Palmer, 43, fordert das Ende der „Pippi-Longstrumpf-Politik“. Er will einen Zaun bauen und mehr Flüchtlinge abweisen.



CIRA MORO/DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Palmer, Sie sprechen sich dafür aus, den Zustrom von Flüchtlingen zu stoppen. Sie wollen eine „klare Grenzpolitik“. Was meinen Sie damit?

Palmer: Stoppen ist unmöglich, aber wir müssen die unkontrollierte Einwanderung beenden. Das bedeutet nicht, dass wir niemanden mehr reinlassen. Aber wir entscheiden, wer reinkommt.

SPIEGEL: Sollte Deutschland seine Grenzen dichtmachen?

Palmer: Nein, das wäre falsch, das würde Europa kaputt machen. Wir müssen die europäischen Außengrenzen mit europäischen Grenzschützern sichern. Dafür müssen alle Staaten bereit sein, Kompetenzen, Geld und Personal beizusteuern.

SPIEGEL: Das klingt, als wollten Sie Europa zur Festung ausbauen. Halten Sie es für richtig, Tausende Kilometer Zäune und Mauern zu bauen?

Palmer: An der griechischen Grenze steht schon ein Zaun, nur das Personal wurde durch deutsche Sparauflagen abgezogen. Europa kann es sich nicht leisten, die Kontrolle über seine Außengrenze aufzugeben.

SPIEGEL: Das heißt: Bewaffnete mit Schießbefehl?

Palmer: Grenzer sind immer bewaffnet, genau wie die Polizisten im Tübinger Bahnhof. Aber kein Grenzer schießt auf Flüchtlinge. Das zeigt Spanien an seinen Exklaven Ceuta und Melilla. Wenn eine Grenze ausreichend gesichert ist, geht alles fried-

lich. Es ist möglich, Ordnung herzustellen, ohne zu schießen.

SPIEGEL: Sie glauben, ein Zaun kann das Flüchtlingsproblem lösen?

Palmer: Nein, aber wenn jeder, der über die Grenze will, an einer Kontrolle vorbei muss, wird sich die Zahl der Flüchtlinge deutlich reduzieren. Denn die Mehrheit der Asylanträge wird immer noch abgelehnt, diese Menschen haben keinen Anspruch, eingelassen zu werden.

SPIEGEL: Sie können die Menschen aus dem Irak oder Afghanistan nicht pauschal abweisen.

Palmer: Das Leben im Irak und in Afghanistan ist hart und nach unseren Maßstäben auch riskant. Es gibt aber auch im Irak weite Gebiete, die nicht von den Terroristen des „Islamischen Staats“ beherrscht werden. Selbst nach der Genfer Flüchtlingskonvention müssen die Menschen zuerst in solche Gebiete fliehen.

SPIEGEL: Sind Sie dafür, die Liste sogenannter sicherer Herkunftsländer um Algerien, Tunesien und Marokko zu erweitern, wie es die Bundesregierung will?

Palmer: Ich finde den Vorstoß von Cem Özdemir gut, die Zustimmung der Grünen an eine Verbesserung für Menschen zu koppeln, die seit vielen Jahren bei uns nur geduldet werden. Ich treffe diese Flüchtlinge hier auf dem Marktplatz, die Unsicherheit macht sie krank. Ich will, dass wir bei den Herkunftsstaaten gut verhandeln, mitgehen und nicht blockieren.

SPIEGEL: Anton Hofreiter, der Vorsitzende der grünen Bundestagsfraktion, hat Zweifel an der Erweiterung.

Palmer: Dafür gibt es auch gute Gründe, aber die grünen Landesregierungen unter der Führung Baden-Württembergs haben mehrfach bewiesen, dass sie konstruktiv an Lösungen solcher Probleme mitwirken. Vielleicht sollte der Anton Frau Merkel anbieten, die Grünen in die Koalition aufzunehmen und die Unrechts-CSU rauszuwerfen. Dann würde vieles besser.

SPIEGEL: Wollen Sie denn überhaupt etwas beibehalten von der aktuellen Grünen-Politik?

Palmer: Am Recht auf Asyl wird nicht gerüttelt. Für alle anderen brauchen wir ein Zuwanderungsgesetz. Ich bin dafür, dass wir Menschen großzügig aufnehmen, so viele wie alle anderen europäischen Länder zusammen. Aber die Botschaft nach draußen muss sein: Ihr macht euch nicht allein auf den Weg über die Grenze, ihr versucht nicht, den Durchbruch zu erzwingen. Stattdessen holen wir diejenigen, die Hilfe am meisten brauchen, auf einem sicheren Weg zu uns.

SPIEGEL: So würde Europa zu einer sicheren Burg, aber vor dem Burggraben würden sich hässliche Szenen abspielen.

Palmer: Ich will das nicht. Aber wir müssen das aushalten, weil sonst Europa, das Ver-

trauen in den Staat, unser sozialer Zusammenhalt und letztlich unsere Fähigkeit, den Flüchtlingen zu helfen, auf dem Spiel stehen. Und die Bilder würden nur wenige Tage anhalten, danach würden die Menschen versuchen, auf dem sicheren Kontinentweg zu uns zu kommen. Für mich zählt, dass man Kriegsflüchtlingen hilft, dass wir die Schleuser arbeitslos machen, dass wir in einem geordneten Zuwanderungsverfahren Kinder und Frauen holen und nicht nur alleinstehende Männer.

SPIEGEL: Ihre Vorschläge sind hart.

Palmer: Nein, das ist Realpolitik. Millionen Kinder hungern, Millionen Kinder sterben, es gibt Bürgerkriege und entsetzliches Leid und Elend. Überall auf der Welt. Wir Grüne haben uns seit 35 Jahren für eine gerechtere Welt, für fairen Handel, für Schutz der Lebensgrundlagen und Frieden eingesetzt. Mit unseren Rezepten wäre das Elend kleiner. Aber wir können diese Menschen nicht alle bei uns aufnehmen, wir müssen dort helfen, wo sie leben. Es sind nicht die Zeiten für Pippi-Longstrumpf- oder Ponyhof-Politik.

SPIEGEL: Katrin Göring-Eckardt, die grüne Fraktionsvorsitzende im Bundestag, sagte auf dem Parteitag der Grünen: „Unser Land wird sich verändern – ich freue mich drauf.“

Palmer: Ich weiß, ich war dabei. Es ist mir zu einseitig, nur die Sonnenseiten zu sehen. Wir haben die Probleme lange unterschätzt, wie ich aus meiner praktischen Erfahrung sagen kann.

SPIEGEL: Wie viele Flüchtlinge hat Tübingen aufgenommen?

Palmer: Im Stadtgebiet etwa 1300 Menschen.

SPIEGEL: Das klingt ja noch nicht dramatisch.


Palmer: Tübingen ist keine sehr große Stadt. Die Flüchtlinge machen immerhin 1,5 Prozent der Bevölkerung aus. Und wir rechnen damit, dass es in zwei Jahren etwa 3500 Menschen sein werden, die wir unterbringen müssen. Das wären dann schon 4 Prozent. Das Problem ist mehr das Tempo als die Zahl.

SPIEGEL: Schaffen Sie das?

Palmer: Es wird sehr schwer. Wir müssen die Menschen über das Stadtgebiet verteilen, aber die Akzeptanz der Bevölkerung schwindet von Tag zu Tag. Von der Willkommenskultur ist oft nicht mehr viel übrig, sobald in der eigenen Nachbarschaft ein Flüchtlingswohnheim geplant wird. Und spätestens seit den Übergriffen in der Silvesternacht in Köln kommen selbst grüne Professoren zu mir, die sagen: Ich habe zwei blonde Töchter, ich Sorge mich, wenn jetzt 60 arabische Männer in 200 Meter Entfernung wohnen.

SPIEGEL: Das klingt nach irrationalen Ängsten, nicht nach echter Bedrohung.

Palmer: Würden Sie das auch sagen, wenn es um Ihre Tochter ginge? Ich antworte

„**Natürlich hättest du** auch ein paar Minuten eher ins Taxi steigen können. Natürlich hast du keine Zeit mehr für den Bahnhofskiosk. Und natürlich wird dein Zug das **loch** dieses  **größte Funk-** Landes durchqueren. Aber natürlich weißt du auch, dass du **den digitalen SPIEGEL** nach dem Download **offline lesen** wirst. Ganz bequem, während die anderen wild auf ihren Tablets und Smartphones herumwischen. Und du kommst entspannter und besser informiert an. **Natürlich.**“



SD16-047

Der digitale SPIEGEL.
Entspannt offline lesen.

**5 x testen
nur € 9,90!**

abo.spiegel.de/offline



Ausgaben auch offline lesen.



Kostenloser Zugriff auf den neuen digitalen LITERATUR SPIEGEL.



Mit vielen multimedialen Inhalten und zusätzlicher Visual Story. Ab jetzt auch viele Artikel vorlesen lassen!



Alle E-Books aus dem SPIEGEL-Verlag inklusive.



CHARLOTTE SCHMITZ / DER SPIEGEL

Bau eines Grenzwalls zwischen der Türkei und Syrien: „Wir Grünen sind sensibler bei den immateriellen Werten“

auch, dass ein Übergriff sehr unwahrscheinlich ist, aber den Wunsch, dass die Stadt dann wenigstens Sicherheitspersonal und Sozialarbeiter für jede Unterkunft stellen soll, kann ich nicht erfüllen. Ich kann mir auch keine zusätzlichen Lehrer schnitzen. Und ich finde keine Unterkünfte mehr, in denen sich Menschen wohlfühlen. Wenn 200 Leute in einer Halle auf unbestimmte Zeit zusammengepfercht werden, wird es Ärger geben, das ist unausweichlich.

SPIEGEL: Warum bauen Sie nicht Wohngebäude?

Palmer: Wir stecken in einem Gestrüpp von Vorschriften fest. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Auf einem von drei Standorten, die wir für ein Flüchtlingsheim ausgesucht hatten, stehen drei kaputte Obstbäume. Mein Vater hätte gesagt, „verkorkste Storren“. Jetzt wurde dort zwischen einer Bundesstraße und einer Bahnlinie der Juchtenkäfer gefunden. Wenn wir es nicht schaffen, das Wohnheim um die Bäume rumzubauen, ist das Projekt zwei Jahre erledigt. Ich bin für Artenschutz, aber irgendwann sind die Konflikte nicht mehr lösbar. Wir brauchen in den Kommunen mehr Freiheit für schnelle Baugenehmigungen und mehr Geld. Der Bund finanziert derzeit zwei Prozent der Kosten für neue Unterkünfte. Das ist lachhaft.

SPIEGEL: Es gibt also alle möglichen Probleme, die nicht bewältigt werden können. Zählen wir mal auf: Sie schaffen es nicht, die Leute aus den Massenunterkünften rauszuholen.

Palmer: Ja, leider, wir richten sogar neue ein.

SPIEGEL: Sie schaffen es nicht, die Leute richtig auszubilden und mit Sprachkursen zu versorgen.

Palmer: Das geht noch. Aber es ginge nicht mehr, wenn wir noch zwei oder drei Jahre die gleichen Zugangszahlen hätten.

SPIEGEL: Sie schaffen es nicht, für die Sicherheit der umliegenden Bevölkerung zu sorgen, weil womöglich einer von hundert dann doch kriminell wird.

Palmer: Wir schaffen es nicht, das auszuschießen.

SPIEGEL: Würde man als Grüner nicht trotzdem eher sagen: Das schaffen wir?

Palmer: Für mich klingt das mitterlerweile nach Durchhalteappell. Ich sage, wir schaffen das nur, wenn wir es grundlegend anders und besser machen. Ich bin Oberbürgermeister einer ganzen Stadt. Wir müssen Politik für die ganze Bevölkerung machen. Und die große Mehrheit im Land will, dass ihr Leben so bleibt, wie es ist.

SPIEGEL: Das klingt wie „Unser Volk zuerst“, ein NPD-Slogan.

Palmer: In allen westlichen Ländern gibt es ein Staatsvolk – und eine Gruppe, die dem Staatsvolk nicht angehört. Dafür gibt es zwei Rechtskategorien. Und immer werden die eigenen Staatsbürger zuerst genannt und bevorzugt. Es ist Unsinn, das mit der NPD gleichzusetzen.

SPIEGEL: Müssten Sie als Grüner nicht eher Solidarität fordern? Wie wäre es mit einer Flüchtlingsteuer?

Palmer: Wenn eine Mehrheit der Deutschen der Auffassung wäre: Jawohl, wir verzichten jetzt auf einen Teil unseres Wohlstands und lösen dieses Problem für die Welt, würde ich sagen: „Gut, machen wir.“ So denkt aber nur eine Minderheit, und den anderen kann man diese Haltung nicht aufzwingen. Winfried Kretschmann hält es für eine gute Idee, den Soli für die Integration von Flüchtlingen zu verlängern. Das finde ich richtig und ehrlich. Sensibler als beim Geld sind wir Grüne, wenn die jungen muslimischen Männer die Gleichberechtigung von Mann und Frau ablehnen.

SPIEGEL: Sie meinen, bei den Grünen muss der Flüchtling Feminist sein?

Palmer: Das ist eine Zuspitzung, aber wahr. Grüne Wähler haben in der Regel genug Geld, deshalb geben sie es auch gern ab. Wir Grünen sind sensibler bei den immateriellen Werten. Die sind in Gefahr, wenn eine zu große Zahl von Menschen mit ei-

ner völlig anderen Werthaltung zu schnell einwandert. Das sind nicht alle Menschen, die westliche Werte suchen, sondern erst mal Menschen, die vor Bomben fliehen.

SPIEGEL: Die Grüne Jugend wirft Ihnen vor, Sie stünden in der Flüchtlingsdebatte an der Seite von Pegida. Im Internet heißt es, Sie hätten die „Rhetorik eines AfD-Politikers, der sich von Biogemüse ernährt“. Trifft Sie das?

Palmer: Das Schöne am Internet ist, dass jeder jeden Blödsinn schreiben kann. Ich kann junge Leute nicht von Torheiten abhalten.

SPIEGEL: Das geht also zum einen Ohr rein und zum anderen raus?

Palmer: Hier im Schwäbischen würde man sagen: „Rutscht mir doch den Buckel runter.“ Ich mache gern den Bad Boy, wenn es die Debatte weiterbringt. Ich hätte vor fünf Jahren nicht so geredet, wie ich es in diesem Interview tue. Warum auch? Wir hatten damals 50 000 Asylbewerber pro Jahr. Denen nicht zu helfen war einfach schäbig. Damals konnten wir Grünen mit Recht mehr Hilfe verlangen. Es ist ein ungeheurer Kraftakt, etwas aufzugeben, was man 30 Jahre propagiert hat. Da mache ich meiner Partei gar keinen Vorwurf. Wir machen Fortschritte. Wir haben nach der Silvesternacht von Köln einen Parteiratsbeschluss gefasst, in dem wir konkret benennen, dass es ein Problem mit nordafrikanischen Männern gab. Diese Klarheit brauchen wir.

SPIEGEL: Entwickeln sich die Grünen nach rechts?

Palmer: Nein. Es ist ein Reifeprozess, ein schmerzhafter Anpassungsprozess.

SPIEGEL: Sie wollen Politik machen, die der Mehrheit der Bevölkerung gefällt, sie wollen Zäune gegen Flüchtlinge bauen, Juchtenkäfer vertreiben. Kann man Sie noch grün nennen?

Palmer: Unbedingt. Ich bin urgrün. Es kommen Besuchergruppen, um sich Tübingen als eine der grünen Städte anzusehen. Ich will, dass wir so vielen Menschen helfen, wie wir können. Dass wir mehr Flüchtlinge aufnehmen als alle anderen Länder in Europa. Dass wir die Familien nicht auseinanderreißen, dass wir sie integrieren und durch ein Einwanderungsgesetz auf intelligente Weise unser Demografieproblem lösen. Wenn wir in zehn Jahren erfolgreich Millionen Menschen gerettet



CIRA MORO / DER SPIEGEL

Palmer, SPIEGEL-Redakteure*
„Es wird sehr schwer“

* Alexander Neubacher, Britta Stuff im Tübinger Rathaus.

und viele in den Arbeitsmarkt gebracht haben, dann werden wir Grünen sagen: Das war die riesige Anstrengung wert. Es war aber auch richtig, dass wir zugleich hart und großzügig waren.

SPIEGEL: Wollen Sie irgendwann aufsteigen und in Berlin Politik machen?

Palmer: Das wäre kein Aufstieg.

SPIEGEL: Ach nein?

Palmer: Als Oberbürgermeister einer Stadt dieser Größe hat man nicht weniger Verantwortung oder weniger politischen Gestaltungsspielraum als im Bundestag.

SPIEGEL: Wen sollen denn Idealisten in Zukunft wählen? Die Grünen fallen ja aus, wenn es nach Ihnen geht.

Palmer: Die Grünen sind nicht denkbar ohne Weltverbesserungsanspruch, der

bleibt. Es gibt zum Glück viele Leute in der Partei, die Utopien fordern. Wir brauchen aber auch Leute, die in der Praxis etwas umsetzen.

SPIEGEL: Sie inszenieren sich gern als Macher.

Palmer: Es gibt Gesinnungsethiker und Verantwortungsethiker. Der Gesinnungsethiker sagt: Ich kann doch meine Position nicht ändern, denn dann wäre ich schuldig. Er muss immer das Maximum fordern. Der Verantwortungsethiker wählt den Kompromiss. Er sagt, dass es nichts nutzt, ein reines Gewissen zu haben, aber nichts zu erreichen.

SPIEGEL: Auf die Flüchtlingskrise übertragen hieße das: Damit der Kriegsflüchtling bleiben kann, darf der Nordafrikaner nicht rein?

Palmer: Es gibt in der Katastrophenmedizin eine Theorie. Wenn Sie auf einem Schlachtfeld sind, kümmern Sie sich um die, die leise sind. Die, die laut schreien, lassen Sie liegen, auch wenn's schwerfällt. Wer noch schreien kann, hat genug Kraft zu überleben. Wer leise ist und sich nicht mehr rühren kann, braucht dringend Hilfe. Das ist sehr schmerzhaft für die, die schreien, aber es erhöht die Überlebensrate. Das ist Verantwortungsethik.

SPIEGEL: Sie würden die Leute schreien lassen?

Palmer: Ja. Wenn dadurch mehr Menschenleben gerettet werden.

SPIEGEL: Herr Palmer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

ingenuity [ˈɪndʒɪˈnjuːɪti] n., no pl., Einfallsreichtum, der; Ideenreichtum, der; Geschicklichkeit, die; Genialität, die; Cleverness, die; Findigkeit, die; Brillanz, die; Erfindergeist, der; Scharfsinn, der; to use one's ingenuity for customers, for employees, as seinen Intellekt für den Kundennutzen, für die Mitarbeiter zu nutzen; auch: resourcefulness, inventiveness, genius, ingeniousness, smartness, brilliance. Beispiele: The ingenuity of Werner von Siemens is legendary. Der Erfindergeist von Werner von Siemens ist legendär. The dynamo machine is an ingenious invention.

Die Dynamomaschine ist eine geniale Erfindung.

for life [fɔːlaɪf] prp. + n., gesellschaftlicher Mehrwert; Antrieb, der; creating lasting value in every generation for customers, for employees, as creating lasting value in every generation for customers, for employees, as Dinge zu tun, die langfristig Wert schaffen – für Kunden, Mitarbeiter genauso wie für die Gesellschaft als Ganzes; serving humanity; dem Menschen dienen; to make real what matters; verwirklichen, worauf es ankommt.

Ingenuity for life



MICHAEL GOTTSCHALK / PHOTOTHEK

Eine Art Dankeschön

Affären Dokumente deuten auf Freundschaftsdienste des damaligen Staatsministers Eckart von Klaeden für seinen späteren Arbeitgeber Daimler hin.

Vor einiger Zeit wollte ein Branchenblatt der Berliner Lobbyistenszene wissen, wer im Regierungsviertel der einflussreichste Unternehmensrepräsentant sei. Das Ergebnis war erfreulich für Eckart von Klaeden, den Cheflobbyisten des Autobauers Daimler.

Fast 30 Prozent der Befragten, darunter Angehörige der Bundesregierung und des Bundestags, wählten den CDU-Mann zum mächtigsten Einflüsterer der Hauptstadt.

Nun allerdings erscheint die Auszeichnung in einem etwas anderen Licht. Einflussreich ist der ehemalige Staatsminister zweifellos. Nur hat der CDU-Mann seine Macht möglicherweise schon für Daimler eingesetzt, als er noch auf der Gehaltsliste des Kanzleramts stand und es eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre, das Wohl des deutschen Volkes zu mehren. Das jedenfalls legen Akten nahe, die der SPIEGEL nach einem zähen Rechtsstreit mit dem Kanzleramt erhielt.

Klaeden war lange ein enger Vertrauter von Angela Merkel. Doch im Mai 2013 gab er seinen Rückzug als Staatsminister bekannt; kurz darauf verkündete er, in die Dienste von Daimler zu treten.

Die Personalie sorgte schon damals für Aufruhr, weil der Verdacht im Raum stand, Klaeden habe den Job als eine Art Dankeschön erhalten. Die Berliner Staatsanwaltschaft ermittelte wegen Vorteilsnahme,

stellte das Verfahren aber ein. Die nun freigegebenen Akten deuten jedoch darauf hin, dass Klaeden weit stärker als bisher bekannt in ein Milliardengeschäft zwischen der Regierung und Daimler eingebunden war.

Konkret ging es um den Verkauf eines großen Aktienpakets, das Daimler am Luftfahrtkonzern EADS (heute Airbus Group) hielt und an die staatseigene KfW-Bank veräußern wollte. Klaeden verkehrte im Laufe der Verhandlungen mehrfach mit Bankern und Managern, die in den Deal involviert waren (SPIEGEL 47/2013). Er wehrte sich über seine Anwälte gegen den Bericht. Es bestehe „kein kausaler Zusammenhang“ zwischen dem Verkauf der EADS-Anteile und seiner Tätigkeit für Daimler. Auch das Kanzleramt nahm den ehemaligen Mitarbeiter in Schutz. Er sei für die Sache überhaupt nicht zuständig gewesen.

Diese Aussagen erscheinen nun aber zweifelhaft. Denn Klaeden ließ sich vor wichtigen Terminen detaillierte Informationen vorlegen, insgesamt erhielt er 18 Vorlagen.

Außerdem traf er sich mehr als 20-mal mit dem Goldman-Sachs-Banker Christoph Brand. Das Geldhaus begleitete das Aktiengeschäft im Auftrag Daimlers als Konsortialführer. Brand und Klaeden sind seit Schulzeiten befreundet und gehörten zu Studienzeiten in Göttingen derselben Studentenverbindung an.

Mehrfach erhielt Klaeden vor den Treffen mit Brand Vorlagen aus der Fachabteilung des Kanzlersamts. Anfang Dezember 2011 bekam er ein Papier auf den Tisch („Betr.: EADS“), das ihn ausführlich über das „Verfahren zum KfW-Einstieg“ informierte. Wenige Tage später, am 12. Dezember, war dann der Goldman-Sachs-Mann Brand zu Besuch im Kanzleramt.

Große Teile des über 100 Seiten starken Aktenkonvoluts, das der SPIEGEL erhielt, sind geschwärzt. Offizielle Begründung der Regierung: Man wolle die politischen Be-

ziehungen zwischen Berlin und Paris nicht belasten – EADS war ein deutsch-französisches Gemeinschaftsunternehmen.

Doch im Laufe der Verhandlung zwischen dem SPIEGEL und Vertretern des Kanzleramts vor dem Verwaltungsgericht Berlin stellte sich heraus, dass auch Passagen unleserlich gemacht worden waren, in denen es nicht um Politik ging, sondern auch ums Geschäft. So zeigt es jedenfalls die Vorlage vom Dezember 2011.

In dem Papier sei erstmals vom dem Kaufpreis für das Aktienpaket die Rede gewesen, räumten die Vertreter des Kanzleramts vor Gericht ein. In der Vorlage habe es geheißen, dass bei der Ermittlung des Preises „der Börsendurchschnittskurs“ angelegt werden könne.



CCGBA101:18:00

In dem Papier wurde Klaeden auch über das „Investorenmodell Dedalus“ informiert. Dabei handelte es sich um ein Konsortium, das neben Daimler ebenfalls EADS-Anteile besaß und diese an die staatseigene KfW verkaufen wollte. Der Aufsichtsratsvorsitzende von Dedalus hieß – Christoph Brand.

Klaeden und Brand haben stets bestritten, bei ihren Treffen über den Aktiendeal gesprochen zu haben. Doch wie glaubhaft ist das? Brand war persönlich in den EADS-Deal einbezogen, für Goldman Sachs hatte das Geschäft eine solche Bedeutung, das ihm ein eigenes Kapitel im Jahresabschluss 2012 gewidmet war.

Aber nicht nur Brand wurde bei Klaeden vorstellig, sondern auch der damalige

Chef der EADS-Tochter Airbus, Tom Enders. Vor dem Treffen im Januar 2012 wurde der Staatsminister vom zuständigen Referat 421 präzise informiert. In der „Gesprächsvorbereitung“ vom 18. Januar 2012 steht, dass die KfW „EADS-Anteile in Höhe von 7,5 Prozent von Daimler übernehmen“ soll. Fünf Tage nach dem Treffen mit Enders empfing Klaeden erneut Goldman-Sachs-Banker Brand.

Ende 2012 kam der Aktiendeal dann tatsächlich zustande. Daimler kassierte mehr als eine Milliarde Euro, die der angeschlagene Konzern in jener Zeit dringend benötigte. Danach dauerte es nur noch ein halbes Jahr, bis Klaeden seinen Wechsel zu dem Autobauer bekannt gab. Damals wie heute bestreitet Klaeden, Daimler bei

dem Geschäft geholfen und den hoch dotierten Job als Gegenleistung erhalten zu haben.

Klaedens Anwalt teilt mit, dass sein Mandant seinen früheren Erklärungen „nichts hinzuzufügen“ habe. Mehr will er auf die Anfrage des SPIEGEL zu der Sache nicht sagen. Der Mann hat jetzt schließlich andere Dinge zu erledigen, zum Beispiel die Abgasaffäre von seinem neuen Arbeitgeber fernzuhalten. Auf keinen Fall darf die Schummelei von Volkswagen zu einer Überregulierung der gesamten Autoindustrie führen.

Klaedens Kontakte zur Kanzlerin sind in diesen Tagen so wertvoll wie nie.

Sven Becker, Gerald Traufetter

Mail: sven.becker@spiegel.de, gerald.traufetter@spiegel.de

Massenproduktion
erfüllt auch
ausgefallene
Einzelwünsche.

Sogar die von
Karla.

Das ist
Ingenuity for life.

Bisher galt in der Produktion: entweder schnell oder flexibel. Intelligent gesteuerte Maschinen ändern jetzt die Spielregeln. So kann zum Beispiel ein Kosmetikhersteller all seine Shampoos auf einer Anlage individuell abfüllen und doppelt so schnell in den Handel bringen. Das bedeutet auch, auf unterschiedliche Kundenwünsche gezielt und effizient reagieren zu können. Ein Wettbewerbsplus für den Hersteller. Und neue Impulse für den deutschen Maschinenbau. Wenn man verwirklicht, worauf es ankommt, dann ist das Ingenuity for life.

siemens.de/ingenuityforlife

SIEMENS
Ingenuity for life





Polizist bei Grenzkontrolle im bayerischen Kiefersfelden: „Die Dramatik der Situation ist klar“

ROLAND MÜHLINGER / IMAGO

„Das ist eine Legende“

Asyl Der Konstanzer Europarechtler Daniel Thym, 42, widerspricht dem bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer: An den deutschen Grenzen gebe es keine „Herrschaft des Unrechts“.

SPIEGEL: Professor Thym, muss Deutschland jeden Flüchtling hereinlassen, der an der Grenze um Asyl bittet, und sein Anliegen zumindest prüfen?

Thym: Nach der Konzeption des Grundgesetzes ist es eigentlich sogar ausgeschlossen, an der deutschen Grenze Asyl zu beantragen: Auf den Asyl-Artikel 16a kann sich nur berufen, wer nicht aus einem sicheren Drittstaat einreist – und die Bundesrepublik ist aus deutscher Sicht von sicheren Drittstaaten umgeben. Wichtiger sind aber die europäischen Asylvorschriften, die das deutsche Recht überlagern. Nach der sogenannten Dublin-III-Verordnung muss Deutschland jeden Fall zuerst einmal prüfen, kann dann aber den Asylbewerber in den EU-Staat überstellen, der eigentlich zuständig ist.

SPIEGEL: Nachdem dieses System faktisch zusammengebrochen ist, hat Deutschland im Herbst seine Grenzen geöffnet.

Thym: Das wird oft so formuliert, ist aber schief: Die Bundesrepublik hat nicht die Grenze geöffnet, sondern darauf verzichtet, die Dublin-Verordnung anzuwenden. Das haben viele als Einladung verstanden.

SPIEGEL: Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) wirft Kanzlerin Angela Merkel eine „Herrschaft des Unrechts“ vor.



Jurist Thym

Thym: Die Unterstellung, dass die Bundesregierung hier rechtswidrig gehandelt habe, halte ich für eine Legende.

SPIEGEL: Seehofer stützt sich dabei auf ein Gutachten des früheren Bundesverfassungsrichters Udo Di Fabio.

Thym: Die These, dass das Grundgesetz den Bund verpflichtet, die Grenzen zu schließen, ist sehr gewagt und

hat in Fachkreisen viel Widerspruch erfahren. Auch wenn es die Option gibt, strenger zu sein, lässt das Recht hier Spielraum, den man politisch füllen muss.

SPIEGEL: Wer in Deutschland Schutz sucht, darf die deutsch-österreichische Grenze derzeit trotz Kontrollen passieren. Die bayerische Staatsregierung verlangt nun von der Kanzlerin, Flüchtlinge zurückzuweisen, sobald mehr als 200 000 Menschen im Jahr kommen.

Thym: So einfach ist es nicht. In bestimmten Fällen ist Deutschland auch nach der Dublin-III-Verordnung für das Asylverfahren zuständig – etwa für allein reisende Minderjährige oder für Angehörige von Flüchtlingen, die bereits in Deutschland sind.

SPIEGEL: Und was ist mit den anderen?

Thym: Auch in den anderen Fällen dürften deutsche Grenzbeamte die Asylsuchenden

nach der Logik des Dublin-Systems nicht einfach abweisen. Die Bundesrepublik müsste die Flüchtlinge vielmehr in den Mitgliedstaat zurückschicken, über den sie in die EU eingereist sind. Eine Rückführung nach Griechenland haben die Gerichte aber schon vor Jahren untersagt, weil das Asylverfahren dort nicht funktioniert; Kroatien und Ungarn kooperieren derzeit nicht, Rückführungen dorthin sind im Moment illusorisch; oft lässt sich der eigentlich zuständige Staat auch gar nicht ermitteln, weil die Flüchtlinge bei der Einreise in die EU gar nicht erfasst worden sind. Und dann muss der Asylantrag eben doch in Deutschland geprüft werden.

SPIEGEL: Kollegen von Ihnen vertreten in einem Beitrag auf Faz.net die Auffassung, dass für dieses Prozedere bei Flüchtlingen, die an der bayerischen Grenze Asyl beantragen, Österreich zuständig sei – und nicht Deutschland.

Thym: Ich bin anderer Auffassung. Es ist zumindest unklar, ob die Vorschrift, auf die sich die Kollegen beziehen, überhaupt auf Asylanträge an den Grenzen anwendbar ist. Und selbst wenn man sich darauf stützen wollte, dürften die Flüchtlinge noch nicht deutschen Boden betreten haben – man müsste also, wie früher an der innerdeutschen Grenze, einen Zaun errichten und jeden Grenzübertritt kontrollieren. Das geht kurzfristig nicht.

SPIEGEL: Der bayerische Innenminister hat gesagt, wenn sich alle anderen Staaten nicht mehr an europäisches Recht hielten, dürfe sich auch Deutschland darüber hinwegsetzen.

Thym: Das ist harsch formuliert, aber nicht frei von Logik. Eine Situation wie heute ist in der europäischen Verordnung nicht vorgesehen. Im Grunde handelt es sich hier um ein systemisches Defizit, weil alle Länder entlang der Balkanroute die Verordnung praktisch nicht mehr anwenden und dieser Fall rechtlich nicht geregelt ist.

SPIEGEL: Es gibt aber auch in der Dublin-Verordnung eine Bestimmung, nach der Flüchtlinge in sichere Drittstaaten zurückgewiesen werden können.

Thym: Im Verhältnis Deutschlands zu Österreich passt das eigentlich nicht, weil Österreich ja ein EU-Mitgliedstaat und damit aus europäischer Sicht also gerade kein Drittstaat ist. Man kann aber argumentieren, dass die Flüchtlinge ungehindert durch Europa reisen und wir jetzt an den deutschen Grenzen eine ähnliche Situation haben wie sonst an den Außengrenzen der EU. Zudem darf ein Mitgliedstaat von EU-Vorschriften abweichen, wenn es zum Schutz der öffentlichen Sicherheit notwendig ist. Man wird unter Verweis darauf die Grenze für Flüchtlinge nicht völlig dichtmachen können. Aber Modelle, nur noch Flüchtlinge aus bestimmten Herkunftsstaaten oder nur eine bestimmte Zahl einreisen zu lassen,

könnte man damit vorübergehend rechtfertigen.

SPIEGEL: Die EU-Kommission will jetzt einen Vorschlag für einen neuen europäischen Verteilungsmechanismus vorlegen. Kann das gelingen?

Thym: Ich glaube jedenfalls, dass in Brüssel die Dramatik der Situation klar ist. Ein hoher Kommissionsbeamter sagte unlängst, man habe nur eine Chance: Der nächste Lösungsversuch muss sitzen.

SPIEGEL: Wie könnte der aussehen?

Thym: Am besten wäre ein radikaler Vorschlag: dass ein Flüchtling nicht mehr in jedem EU-Mitgliedstaat gesondert Asyl beantragen kann, sondern es nur noch einen einheitlichen EU-Asylantrag gibt. Der wird in dem Staat gestellt, über den

SIEMENS

Ingenuity for life

[siemens.de/ingenuityforlife](https://www.siemens.de/ingenuityforlife)

er in die EU einreist, dann wird schnell festgestellt, welcher Staat für ihn zuständig sein soll. Dabei müsste man etwa die Zusammenführung von Familien bedenken. Der Flüchtling müsste, sobald der für ihn zuständige Staat feststeht, auch dorthin reisen.

SPIEGEL: Und wenn er das nicht tut?

Thym: Man kann festlegen, dass er Rechtsschutz erst in dem Mitgliedstaat bekommt, der für ihn zuständig ist.

SPIEGEL: Und wenn er trotzdem nicht hinget?

Thym: Dann könnte man ihm Sozialleistungen verweigern.

SPIEGEL: Angenommen, dieser Flüchtling wird nach Polen geschickt und beantragt dennoch in Deutschland Asyl – dann beschäftigt er hier, unter Berufung auf das Grundgesetz, die Gerichte möglicherweise monate- oder gar jahrelang.

Thym: Das ist denkbar, dafür müsste man dann ein kurzes Rechtsschutzverfahren vorsehen. Wenn wir nicht verhindern können, dass Flüchtlinge einfach reisen, wohin sie wollen, sich also ihr Schutzland selbst aussuchen, ist jedes andere Verteilungsverfahren zum Scheitern verurteilt.

SPIEGEL: Bislang fällt es den Europäern schwer, überhaupt zu erfassen, wer zu ihnen kommt. Griechenland ist mit den über das Meer kommenden Flüchtlingen überfordert; die Einrichtung der Hotspots, in denen die Flüchtlinge erfasst werden sollen, kommt kaum voran. Wäre es zulässig, die Flüchtlinge auf dem Meer aufzugreifen und wieder in die Türkei zu bringen?

Thym: Nein, das geht nicht. Zwar will Griechenland neuerdings die Türkei als sicheren Drittstaat anerkennen. Auch dann müsste es aber zumindest eine kurze Prüfung jedes Einzelfalls in Griechenland geben.

SPIEGEL: Die niederländische Regierung plant aber offenbar, von den griechischen Inseln Flüchtlinge direkt mit Fähren in die Türkei zurückzuschicken. Schon im März oder April sollen die ersten Schiffe fahren.

Thym: Das geht nur dann, wenn man die Anträge dieser Flüchtlinge geprüft hat – was schneller geht, wenn die Türkei als sicherer Drittstaat gilt. Tatsächlich zeigte sich die Türkei zuletzt bereit, Flüchtlingen eine Arbeiterlaubnis zu geben. Wenn sie Flüchtlingskindern nun auch einen Anspruch auf Schulbildung zubilligt und Flüchtlinge nicht nach Syrien zurückschickt, scheinen mir die Kriterien dafür erfüllt zu sein.

SPIEGEL: Wenn Deutschland tatsächlich Asylsuchende an der Grenze zurückwies, wäre das nicht das Ende einer europäischen Flüchtlingspolitik?

Thym: Sicherlich, das ist das Risiko. Ein solcher Schritt könnte aber auch helfen, die Situation erst mal zu stabilisieren – und zu verhindern, dass Deutschland ganz aus dem System aussteigt.

Interview: Dietmar Hipp



Fatale Signale

Verkehr Knapp die Hälfte der 33 000 Bahnkilometer in Deutschland ist nur eingleisig ausgebaut. Die Sicherungssysteme wurden stark verbessert, doch es bleibt ein Restrisiko: der Mensch.

Den Feuerwehrmann Richard Schrank, 51, kann nicht mehr viel schrecken. Autounfälle, Brände, Hochwasser, alles hat er schon erlebt in seinen 33 Jahren bei der Feuerwehr. Und dann das, am Faschingsdienstag, morgens um kurz vor sieben, in dieser Kurve nahe dem Klärwerk.

Was ihm sein Pieper mit der nüchternen Kennung „VU Zug“ angekündigt hatte, Verkehrsunfall mit einem Zug, stellt sich als apokalyptische Szenerie in Bad Aibling heraus. Orientierungslose Passagiere stolpern durch die Morgendämmerung, aus den Waggons dringen Schreie, Scheiben sind zersplittert, Sitze zerknautscht, und dazwischen Arme, Beine, aufgerissene Körper.

Kreisbrandrat Schrank, ein stämmiger Oberbayer mit kurzem Haar und Schnäuzer, ordnet das Chaos, so gut es geht, und organisiert die Helfer. Sie entdecken einen jungen Mann, der mit seinem Fahrrad zwischen Sitzreihen und der Außenhaut eines Waggons eingeklemmt ist.

Die Feuerwehrleute zerschneiden das Fahrrad, die Sitzpolster, Zentimeter für Zentimeter arbeiten sie sich vor. Eine Bundespolizistin beruhigt den Mann, ein Notarzt legt eine Infusion. Nach drei Stunden ist der Mann befreit, er ist schwer verletzt, aber er lebt. „Das sind die Momente, für die man Feuerwehrmann geworden ist“, sagt Schrank.

Immerhin eine gute Nachricht mitten aus dem Unglück von Bad Aibling, ein Überlebender mehr. Die schlechten Nachrichten sind hinlänglich bekannt: 11 Tote, mehr als 80 Verletzte, der schwerste Bahnunfall in Deutschland seit Jahren. Die Triebwagen der beiden Züge sind so ineinander verkeilt, dass die Rettungskräfte mehrere Tage benötigen, um sie auseinanderzuziehen.

Der Unfallhergang ist schnell erzählt. Der eine Zug soll eigentlich bis 6.45 Uhr im Bahnhof von Kolbermoor warten, der andere dort um 6.44 Uhr aus der Gegenrichtung ein- und noch in derselben Minute weiterfahren (siehe Grafik). Am Faschingsdienstag ist dieser zweite Zug einige Minuten zu spät, der erste Zug fährt dennoch pünktlich los. Die beiden Züge begegnen sich deshalb nicht am Bahnhof, wo zwei Gleise liegen, sondern auf freier Strecke.

Zwei Züge, ein Gleis – der frontale Zusammenstoß ist kaum mehr zu vermeiden.

Wie aber konnte es so weit kommen, wer hätte eingreifen müssen, wer hätte den Unfall noch verhindern können? Die Lokführer jedenfalls nicht. Auch bei bester Sicht hätten Vollbremsungen wohl nicht mehr gereicht, um den Crash zu verhindern; in der Kurve und bei Dunkelheit gab es nicht einmal diese theoretische Chance.



SVEN HOPPE / DPA

Feuerwehrleute an der Unfallstelle in Bad Aibling
Zwei Notrufe aus dem Stellwerk

das Stellwerk. Bad Aibling hat ein Siemens-Relaisstellwerk von 1977, der Fahrdienstleiter bekommt an einem Pult sein Streckennetz und die zugehörigen Signale angezeigt.

Der Fahrdienstleiter soll, so berichten es Experten vor Ort, dem in Kolbermoor stehenden Zug grünes Licht gegeben haben, sodass der pünktlich um 6.45 Uhr den Bahnhof verlassen konnte. Bis zu dessen Abfahrt soll der Fahrdienstleiter allerdings auch dem verspäteten zweiten Zug die Ausfahrt gestattet haben: in Gegenrichtung, auf demselben Gleis.

Das elektronische Sicherungssystem hat laut den Experten mehrmals Alarm geschlagen. Die Warnungen des Systems sollen jedoch übersteuert worden sein: Gleich zweimal sei für den Zug aus Bad Aibling ein sogenanntes Ersatzsignal gestellt worden, damit er über das rote Signal fahren konnte. Warum? Das ist noch unklar. Dass der Fahrdienstleiter es auf einen Crash abgesehen habe, schließen die Experten bislang aus.

Das zeige sich auch an dem Drama, das sich kurz darauf in dem Stellwerk abgespielt haben soll: Der Fahrdienstleiter bemerkte offenbar, dass zwei Züge aufeinander zurasten. Er habe, heißt es, kurz hintereinander über Sprechfunk zwei Notrufe an die Züge abgesetzt, die Bahn hat dafür ein spezielles Mobilfunknetz mit einer Notrufunktion. Doch da war es offenbar schon zu spät: Der erste Notruf erreichte die Lokführer wohl kurz vor dem Crash, der zweite erfolgte offenbar, als sich die Züge bereits ineinander verkeilt hatten.

Was in jenen entscheidenden Minuten oder Sekunden passierte, wird sich vermutlich mindestens teilweise rekonstruieren lassen. Laut einem Sprecher des Eisenbahn-Bundesamts wird der Zugfunkverkehr zwischen dem Stellwerk und den Triebwagenführern ausgewertet und ist Bestandteil der Ermittlungen. Womöglich werden die Mitschnitte zu einem wichtigen Beweismittel. „Der Schwerpunkt der Ermittlungen liegt derzeit auf der Leit- und Sicherungstechnik beziehungsweise auf den betrieblichen Abläufen“, heißt es in der Stellungnahme des Amtes.

Doch wie kam es zu den fatalen Signalen aus dem Stellwerk? Warum wurde die Technik an jenem Morgen per Hand übersteuert? Zunächst gab es in Bad Aibling Gerüchte über einen Signalausfall, eine sogenannte Blockstörung. Bestätigt wurden sie bislang nicht.

Denkbar ist auch, dass der Fahrdienstleiter dem verspäteten Zug die Chance geben wollte, seinen Rückstand aufzuholen. Der Betreiber der Züge, die Bayerische Oberlandbahn, gehört zu den privaten Bahngesellschaften. Diese stehen wirtschaftlich unter besonderem Druck, pünktlich zu sein; sie müssen sonst fürchten, Konventionalstrafen an die staatlichen Vertragspartner zahlen zu müssen.

Eisenbahnerkollegen aus der Gegend diskutieren noch eine andere Hypothese: Die Passierstelle war je nach Fahrt einmal im Bahnhof Kolbermoor und dann in Bad Aibling angelegt. Hatte sich der Fahrdienstleiter schlicht in der Uhrzeit vertan?

Doch all diese Mutmaßungen erklären nicht, wie man im Stellwerk zulassen konnte, dass zwei Züge kollidieren.

Es ist nicht das erste Mal, dass es auf einer eingleisigen Strecke zum Crash kommt. Vor mehr als 40 Jahren krachten bei Wangau in der Nähe des aktuellen Unglücksortes zwei Eilzüge ineinander. 41 Menschen starben, weil zwei Züge aus entgegengesetzten Richtungen einen eingleisigen Abschnitt befuhren.

Der jüngste schwere Unfall dieser Art ereignete sich 2011 in Hordorf auf der Strecke zwischen Magdeburg und Thale. Zehn Menschen wurden getötet, weil der Führer eines Güterzugs über ein rotes Signal und dann frontal in einen Regionalzug fuhr. Daraufhin verfügte das Eisenbahn-Bundesamt die längst überfällige Ausstattung aller Haupt- und vieler Nebenstrecken mit dem Sicherheitssystem „Punktförmige Zugbeeinflussung“ (PZB), einer simplen, aber eigentlich robusten Signaltechnik.

Sie basiert zunächst auf den seit dem 19. Jahrhundert bewährten Signalen am Streckenrand. Der Lokführer fährt auf Sicht, wird von Vorsignalen gewarnt und

Was genau passiert ist, wird nun untersucht: Die Staatsanwaltschaft hat die Züge beschlagnahmt, Bundes- und Landespolizei helfen bei den Recherchen, auch die Eisenbahnunfall-Untersuchungsstelle des Bundes ist eingeschaltet. Die Ermittler betonten bis Redaktionsschluss, dass noch kein bestimmter Hergang gesichert sei, und warnten vor voreiligen Schlüssen. Und doch hat sich während der Ermittlungen der ersten Tage eine Theorie verdichtet, die zu einem kastenförmigen Zweckbau am Bahnhof von Bad Aibling führt.

In dem Stellwerk der Deutschen Bahn könnte der entscheidende Fehler passiert sein, Ermittler der Polizei haben es bereits durchsucht. Am Morgen des Faschingsdienstags bediente ein erfahrener Fahrdienstleiter – er soll Anfang vierzig sein und fast 20 Jahre Erfahrung haben – allein



Tödliche Kollision
der Meridian-Personenzüge
am 9. Februar



WEITWINKEL

Giftige Schätze

Kaputte Smartphones, Tablets, Laptops – Elektroschrott ist der am schnellsten wachsende Müllberg. Jeder Deutsche verschleißt 21,6 Kilogramm Hightech pro Jahr – von der elektrischen Zahnbürste bis zur Waschmaschine. Der Schrottbberg ist gefährlich: Schädliche Stoffe können die Umwelt verseuchen und Menschen vergiften. Doch er ist zugleich eine gigantische Rohstoffmine – für Gold und Seltene Erden etwa. Eine Visual Story über das Geschäft mit dem E-Schrott, die von Goslar bis nach Afrika führt.

Sehen Sie „Giftige Schätze“ im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

Deutschland

muss an Hauptsignalen anhalten, wenn diese das Stoppzeichen oder die rote Lampe zeigen. Der Ausfall von Signalen wird durch Mehrfachsicherungen verhindert, etwa durch einen zweiten Glühfaden in der Lampe. Passiert dennoch etwas, geht ein automatischer Hinweis an das Stellwerk – und die Fahrdienstleitung sperrt die Strecke. Der eherne Sicherheitsstandard der Bahn lautet: Nur der gleichzeitige Ausfall zweier voneinander unabhängiger Techniken darf zu einem Unfall führen.

Auf PZB-Strecken sind Magneten im Gleisbett neben den Signalen und seitlich am Kopf jedes Zugs angebracht. Übersieht der Lokführer das Stoppzeichen, übertragen die Magneten ein Warnsignal. Der Zug wird dann automatisch gebremst. Dass ein Lokführer ein Stoppsignal schlicht übersieht und ungehindert weiterfährt, kann in Deutschland auf nahezu keiner Strecke mehr passieren.

Das System hat jedoch eine Schwäche: Es bannt die Gefahr eines Crashes durch menschliche Fehlleistung nur für den Moment. Es verhindert nicht, dass ein Lokführer nach der Zwangsbremmung, gleich aus welchem Grund, wieder losfährt.

Um das zu tun, muss er nicht unbedingt lebensmüde sein; es genügt eine simple Verwirrung. Aus diesem Grund kollidierte im August 2014 im Mannheimer Hauptbahnhof ein Güterzug mit einem Eurocity. Der Führer des Güterzugs hatte nach einer Zwangsbremmung die Fahrt fortgesetzt, da er einen Systemirrtum vermutete. Im Untersuchungsbericht stand später: Er habe die Signale auf der linken Seite des Fahrwegs befolgt statt diejenigen am rechten Trassenrand, die ihm galten. Der Mann war schlicht und einfach durcheinander.

Beißt ein Nagetier ein Kabel durch, sperrt die automatische Zugsicherung sofort die Strecke.

In den meisten Fällen jedoch – und wahrscheinlich geschah dies auch vor dem Unfall in Bad Aibling – missachten Lokführer das Stoppsignal, weil sie den Befehl aus dem Stellwerk erhalten weiterzufahren. So etwas passiert im deutschen Bahnbetrieb mehrmals am Tag und ist fast immer banalen technischen Störungen geschuldet, die sonst ein Verspätungschaos auslösen würden.

Ist ein Relais im Stellwerk kaputt, eine Signallampe ausgefallen oder wurde ein Kabel von einem Nagetier durchgebissen, sperrt die automatische Zugsicherung sofort den Streckenabschnitt. Während der Reparaturdienst anrückt, soll aber nicht der Betrieb ruhen. Der Fahrdienst-

leiter kann unterdessen eigenmächtig die Steuerung überstimmen und die Züge per „Ersatzsignal“ über den Abschnitt schicken.

„Für uns ist das Fahren mit Ersatzsignal Routine“, sagt ein pensionierter Lokführer. Einmal sei ihm dieses mangels Funkkontakt als Zettel „mit einem Bindfaden vom Stellwerk in den Führerstand heruntergereicht“ worden.

Lokführer sind darauf gedrillt, streng nach Signalstellung oder eben Ersatzanordnungen den Zug zu fahren. Den Überblick zu behalten – das liegt ausschließlich in der Verantwortung des Fahrdienstleiters.

Auch die Mangfalltalbahn zwischen Holzkirchen und Rosenheim hat bereits seit den Siebzigerjahren ein Signalsystem mit Zugbeeinflussung. 2014 wurde es auf den modernen PZB-90-Standard aufgerüstet. Es warnt den Fahrdienstleiter vor einer gefährlichen Entscheidung. Will der Leiter eine solche dennoch treffen, wird er zu einer Bestätigung aufgefordert.

33 281 Kilometer Strecke umfasst das deutsche Bahnnetz, knapp die Hälfte davon ist nur einspurig ausgebaut. Die sicherste Lösung, alle Strecken in Deutschland zweigleisig auszubauen, ist nicht machbar. Doch könnte auch in der Fläche verstärkt Sicherheitstechnik zum Einsatz kommen, wie sie in schnelleren Zügen Standard ist. In einem ICE wird der Lokführer nicht nur fortlaufend von der Signaltechnik überwacht – er hat auch keinen Spielraum, ihre automatischen Eingriffe zu überregeln. Die Fortsetzung einer zwangsgestoppten Fahrt in ein gesperrtes Teilstück ist nicht möglich. Der Preis der Sicherheit wären lange Wartezeiten auf einspurigen Strecken.

Dafür wäre den Menschen in Oberbayern große Trauer erspart geblieben. Am Nachmittag des Faschingsdienstags fährt Richard Schrank mit dem Auto nach Kolbermoor, zu den Kollegen, die an der Feuerwache warten. Zum ersten Mal an diesem Tag ist er allein, zum ersten Mal ist es still. „Das ist in dem Moment schon hart“, sagt der Kreisbrandrat.

Schrank geht hinüber zur Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit, dort findet eine Trauerandacht statt. Zwölf weiße Kerzen stehen auf dem Altar: für die Toten, für diejenigen, die noch ihren Verletzungen erliegen werden, und für die Helfer und Angehörigen. „Auf dass die Bilder eines Tages den Weg aus ihren Köpfen herausfinden“, sagt die Pastoralreferentin.

Richard Schrank wird später erzählen, dass er zu Hause geweint habe. Er schämt sich seiner Tränen nicht, sie seien wichtig. „Man muss alles rauslassen“, sagt der Feuerwehrmann, „sonst trägt man solche Erlebnisse ewig mit sich rum.“

Sven Becker, Sven Böll, Jan Friedmann, Sven Röbel, Christian Wüst



Drachmenschein von 1944

„Griechischer Passivsaldo von 300 Millionen Reichsmark“

Offene Rechnung

Geschichte Das Finanzministerium ist auf Hinweise gestoßen, wonach nicht Deutschland den Griechen Geld aus der Nazizeit schuldet – sondern umgekehrt.

Das Bundesfinanzministerium an der Berliner Wilhelmstraße ist ein geschichtlich belasteter Ort. Eine Gedenktafel erinnert an die Nazizeit, als Reichsmarschall Hermann Göring den trutzigen Bau als Luftfahrtministerium nutzte. Und so war es durchaus feinfühlig, dass die Leitung der Abteilung E („Europapolitik“) zu einem internen Vortragseminar mit dem Historiker Heinz A. Richter in ein Nebengebäude aus der Kaiserzeit einlud. Das Thema, zu dem der emeritierte Professor für griechische Zeitgeschichte an der Universität Mannheim vortrug, gilt seit Ausbruch der Eurokrise als heikel: die Besatzung Griechenlands durch die deutsche Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg.

Für die Beamten von Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) war vor allem die Frage interessant, ob Deutschland den Griechen noch Geld schuldet. In Griechenland sind viele Politiker davon überzeugt. Eine von der griechischen Regierung eingesetzte Kommission bezifferte die offenen Schuldforderungen der griechischen Zentralbank an Deutschland aus der Nazizeit, die sich aus Zwangskrediten an die deutschen Besatzer ergeben, auf etwa 11 Milliarden Euro. Der heutige Vizeaußenminister Dimitris Mardas sprach sogar von 278,7 Milliarden Euro Schulden inklusive Kompensation für Kriegsschäden.

Ministerpräsident Alexis Tsipras warf Deutschland vor, das Thema unter den Teppich zu kehren. „Bis heute haben deutsche Regierungen dazu geschwiegen, ha-

ben rechtliche Tricks angewandt, die Frage aufgeschoben und vertagt“, schimpfte Tsipras im vergangenen März.

Umso überraschter waren Schäubles Leute, als ihnen Griechenlandexperte Richter nun eine ganz andere Rechnung präsentierte. Der Historiker glaubt belegen zu können, dass nicht etwa Deutschland den Griechen Geld aus der Besatzungszeit schuldet, sondern – wenn überhaupt – das Gegenteil der Fall ist. „Griechenland schuldet seit Räumung des Landes Deutschland 3000 oder 4000 Goldpfund“, heißt es in einem zehnteiligen Gutachten Richters, das jetzt in der von ihm herausgegebenen Fachzeitschrift „Thetis“ erschienen ist.

Bei seinen Berechnungen stützt sich der Historiker auf einen Bericht aus der Reichsbank vom April 1945. Bislang galt dieser Bericht als Beleg dafür, dass Nazideutschland bei den Griechen in der Kreide steht. So heißt es dort auf Seite 114, die Verbindlichkeiten des selbst ernannten Dritten Reichs gegenüber Griechenland lägen bei 476 Millionen Reichsmark. Diesen Betrag wiederum rechneten griechische Politiker, je nach unterstellter Verzinsung, auf einen heutigen Anspruch von mehreren Milliarden Euro hoch, wobei sie noch weitere Quellen heranzogen.

Richter allerdings ist bei seiner Untersuchung des Reichsbank-Berichts noch auf andere Zahlen gestoßen. Und so erklärte er der staunenden Runde im Finanzministerium, dass es die griechische Seite bislang womöglich versäumt habe, den Bericht sorgfältig zu Ende zu lesen und auch jene Seiten zur Kenntnis zu nehmen, auf denen von den griechischen Schulden gegenüber Deutschland die Rede ist.

Tatsächlich findet sich laut Richter bereits auf Seite 33 des Reichsbank-Berichts eine wesentliche, aber bislang unbeachtete Passage. In reinstem Notenbankerdeutsch heißt es dort: „Bei Abschluss des deutsch-griechischen Verrechnungsverkehrs nach

Räumung Griechenlands dürfte der griechische Passivsaldo den Betrag von 300 Millionen Reichsmark erreicht haben.“

Im Klartext: In der Gesamtschau war Griechenland gegenüber Deutschland nach damaliger Reichsbank-Ansicht im Minus – nach heutigem Wert mit etwa 83 Millionen Euro.

Dieses Soll kam zustande, weil die Reichsbank einen Teil ihrer Goldbestände nach Griechenland geschickt hatte, um die inflationäre Drachme zu stützen. Wobei die Inflation auch Folge der deutschen Besatzung war und das Gold auch von ermordeten griechischen Juden stammte. Richter, Ehrendoktor der Universität Kreta und vom griechischen Staatspräsident mit dem Kreuz des Phönix-Ordens in Gold ausgezeichnet, ist sich bewusst, dass seine Studie ein empfindliches Thema berührt. Er hat selbst mehrere Schriften über die Gräueltaten deutscher Soldaten in Griechenland verfasst. Gleichwohl musste er

sich auf Kreta in einem Prozess gegen den Vorwurf wehren, er habe die griechische Widerstandsbewegung verunglimpft.

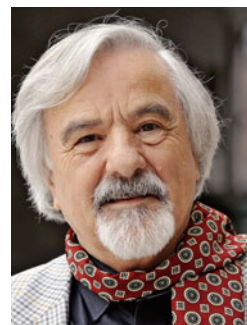
Richter geht es nicht darum, Griechenland zur Rückzahlung zu verpflichten. Angesichts der Forderungen einiger griechischer Politiker sei es jedoch an der Zeit, „zu einer realistischen Haltung“ zu gelangen, heißt es in seiner Expertise.

Die versammelten Beamten im Finanzministerium ver-

nahmen die Botschaft mit großem Interesse, einige beeilten sich freilich zu versichern, dass man sich Richters Expertise nicht zu eigen mache und auch keine Forderungen gegenüber Griechenland erheben werde: „Dieses Fass werden wir nicht noch einmal öffnen.“

Doch für den Fall, dass die griechische Seite neue Forderungen erheben sollte, sei es kein Nachteil, ein paar Argumente in der Schublade zu haben.

Alexander Neubacher, Christian Reiermann



Historiker Richter
Empfindliches Thema

STEFAN KRESIN

Berührungsfurcht

Essay Warum ich erstmals in meinem Leben das Bedürfnis nach Grenzen habe

Von Stefan Berg

Vor wenigen Wochen hatte ich während einer langen Bahnfahrt eine überraschende Begegnung. Ich hielt mich im Gang auf, um meine täglichen Dehnungsübungen zu absolvieren. Draußen war es noch dunkel. Und so konnte ich in der Spiegelung im Zugfenster beobachten, wie eine Frau mit Kopftuch an mir vorbeigang, ein Stück weiter stehen blieb und einen kleinen Teppich ausrollte. Sie kniete nieder und betete still.

Mitten in Eile und Hektik gelang ihr die Einkehr. Es erschien mir plötzlich seltsam, mit meinem Übungsband herumzustehen. Ich tat etwas für meinen Körper, sie tat etwas für ihren Geist.

Erst nach und nach gestand ich mir ein, dass dieser Moment auch etwas Beunruhigendes gehabt hatte, etwas Verstörendes, Fremdartiges. Gehört Frömmigkeit nicht in die Privatsphäre? Und welche Verbindung gibt es von der freundlichen, betenden Frau zu der kollektiven Ekstase Hunderttausender Menschen in Mekka? Ich fragte mich auch, ob es einen Zusammenhang gibt zwischen diesem friedlichen Gebet und den unheilvollen islamistischen Kriegen.

Waren meine Gedanken „normal“? Oder hatte ich mich nun der Islamophobie überführt? Eine entlastende Antwort fand ich bei Elias Canetti, in „Masse und Macht“. Das Buch beginnt mit den Sätzen: „Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung durch Unbekanntes ... Überall weicht der Mensch der Berührung durch Fremdes aus ... Alle Abstände, die die Menschen um sich geschaffen haben, sind von dieser Berührungsfurcht diktiert.“ Meine Reaktion lag also im Bereich des Üblichen.

Eine Veränderung kann ich nicht leugnen: 26 Jahre nach dem Fall der Mauer spüre auch ich nun das Bedürfnis nach Abgrenzung. Bislang hatte ich mich immer gefreut, wenn Grenzen und Mauern einstürzten. Für mich hatte das Überwinden von Grenzen einen durch und durch positiven Klang. Ich habe als Ostberliner davon profitiert. Ich empfand es als befreiend, und ich verachtete Menschen, die sich die Mauer zurückwünschten. Ich träumte von grenzenloser Freiheit, wie sie Reinhard Mey besungen hatte. Mit Worten wie Volk oder Heimat dagegen assoziierte ich Enge. Auch der Begriff Nation schien von gestern zu sein, Europa war doch die Zukunft Deutschlands. Ich hatte mich daran gewöhnt, die Auflösung nationaler Identität für den Kern unserer nationalen Identität zu halten.

Es ist mir nicht wohl dabei, mir meine „Berührungsfurcht“ einzugestehen. Mein eigenes Abgrenzungsbedürfnis befremdet mich. Aber ich kann es nicht leugnen. Ich glaube, ein Grund dafür ist eine Veränderungsmüdigkeit, ich bin ruhebedürftig. Ich beobachte bei vielen Menschen diese Müdigkeit. Im Osten treffe ich

auf Menschen, die erschöpft sind vom Umbruch nach 1990. Sie haben sich gerade eingefunden, und nun soll wieder alles anders werden? Sie gehen in Abwehrhaltung: Bitte, nicht schon wieder. Manche Menschen stoßen an ihre Grenzen.

Nach Jahren, in denen alles schneller oder größer oder zugleich schneller und größer wurde, Europa, unsere Kommunikation, unser Warenaustausch, unsere Züge, kommt vielleicht eine Phase, in der das Bedürfnis nach Entschleunigung nicht nur individuell beantwortet wird – mit Yoga, Landlust oder Meditation. Dem scheint eine kollektive Suche nach einem Halt zu folgen, wie ihn die regionalen und nationalen Traditionen bieten können. Diese Bewegung ist in vielen Teilen Europas zu beobachten, von Polen bis Katalonien.

Ich glaube nicht mehr an eine europäische Staatsbürgerschaft, an ein universelles Weltbürgerdasein. Die Nation wird als Handlungsrahmen bleiben, als Konstante. Und so wie der Mensch das Bedürfnis nach Grundstücksgrenzen hat, so wird auch das Bedürfnis nach Ländergrenzen bleiben, die ja zugleich trennen und verbinden können.

Es ist schwer, einen Ort zu finden, um über das Gefühl der Bedrohung und das Bedürfnis nach Schutz zu sprechen. In meinem märkischen Dorf, wo man schon Zuzüglern aus Berlin distanziert gegenübersteht, möchte ich es nicht. Das hier vorhandene Bedürfnis nach Homogenität finde ich übertrieben. Es gibt zu viele Zäune und Wachhunde.

Manchmal hängt eine Fahne in unserem Dorf mit der Aufschrift: „Redet nicht, handelt.“

Und unter den studierten Städtern? Sie genießen es, vor allem Grenzen überwunden zu haben, sprachliche und räumliche. Man ist Weltbürger. Aber einmal sensibilisiert, entdeckte ich die von Canetti beschriebene „Berührungsfurcht“ auch hier. Sie gilt Wörtern wie „Heimat“ oder „Nation“, und sie gilt Menschen, für die diese Wörter einen positiven Klang haben. Es gibt unter den urbanen Studierenden auch Ängste vor zu vielen Zuzüglern, aber man hat dafür ein englisches Wort gefunden: „Gentrifizierung“. Das klingt besser als Überfremdung. Aber an den Häusern in Berlin stand „Schwabe go home“.

Angst ist kein guter Ratgeber. Es hilft nur nicht, sie zu leugnen. Ich glaube, viele Menschen haben das Gefühl, ihre Ängste und Wünsche würden in der Debatte über die Zuwanderung nicht ernst genug genommen. Sowohl im Privaten als auch im Öffentlichen ist das Reden darüber nicht leicht, es erfolgt rasch eine Zuweisung nach ideologischen Rastern.

Ein Teil der Deutschen fürchtet, nachdem mehr als eine Million Menschen hier angekommen sind, offenbar um das Vertraute, um das, was sie für deutsch und abendländisch



Reichstagsgebäude in Berlin

Die Nation als Konstante

halten. Sie vermissen Sicherheit, Grenzen, sie fürchten eine schleichende Entheimung. Ein anderer Teil der Deutschen glaubt an universelle Werte und an ein darauf beruhendes Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie kennen sich aus in der Fremde, warum sollen sie nun Fremde fürchten?

Die Kommunikation zwischen beiden Bevölkerungsgruppen aber ist gestört. Die „Heimat-Deutschen“ fühlen sich hilflos und missverstanden, im Diskurs der politischen Klasse finden sie sich nicht wieder. Die rechte Ecke wird ihnen zugewiesen, also richten sie sich in ihr ein. Die Gruppe der „Weltbürger“ ist formulierungsgeübt. Ihre Anhänger freuen sich, die anderen auf dem völkischen Fuß zu erwischen. Die Weltbürger schreiben „Nazi“. Die andern twittern zurück: „Volksverräter“. Den Worten folgen bereits Steine.

Eine Kultur der Verdächtigung und Denunziation beschädigt den freien Meinungs-austausch in unserem Land. Ich bemerke die Folgen dieser Verrohung. Ich zögere in manchen Runden, darüber zu sprechen, dass auch mir die Aussicht, mit Hunderten muslimischer Männer in meiner Nachbarschaft zu leben, nicht nur Freude bereitet. Ich bemerke ein vollkommenes Unverständnis, wenn ich danach frage, ob es eine kulturelle Identität Deutschlands gibt; ob wir diese bewahren wollen; ob wir uns um die deutsche Sprache nicht mindestens so viele Gedanken machen müssen wie um den deutschen Wald. Ich mag mir gar nicht ausmalen, was geschähe, wenn ich in manchen Runden fragte, was es heute bedeute, dass am Reichstagsgebäude noch immer

die Widmung „Dem deutschen Volke“ steht. Seltsam: Es ist in manchen Runden selbstverständlicher, über sexuelle Identität als über die nationale zu reden.

Im Zuge der Wiedervereinigung wurde diskutiert, ob aus der Bonner Republik eine Berliner wird, ob der größere Anteil Protestanten die einst eher rheinisch-katholische Prägung ablösen wird. Manche Weltbürger von heute fürchteten damals die „Verostung des Westens“, ihre kulturelle Aufgeschlossenheit war bezüglich der neuen Mitbürger durchaus begrenzt. Einige skandierten: „Deutschland muss sterben, damit wir leben können.“ Man würde sie heute vielleicht „germanophob“ nennen.

Die Zuwanderung hat ähnliche Dimensionen wie die Vereinigung von Deutschland-Ost und Deutschland-West. Die Zuwanderung von Menschen, deren religiöse, nationale und kulturelle Prägung sehr stark ist, wird unsere eigene bereichern und stellt sie zugleich auf die Probe. Wir müssen uns über das scheinbar Selbstverständliche neu verständigen, es manchmal auch das erste Mal verteidigen – unser Verständnis von Gleichberechtigung etwa oder eine Religionsfreiheit, die die Freiheit zur Religion so schützt wie die Freiheit von der Religion.

Ich wünsche mir in einer solchen Debatte die Souveränität, mit der Bertolt Brecht einmal über Deutschland schrieb. 1950 verfasste er die wunderschöne „Kinderhymne“, weil er weder das alte „Deutschlandlied“ noch die neue DDR-Hymne mochte. Bei Brecht heißt es: „Und weil wir dies Land verbessern / Lieben und beschirmen wir’s / Und das liebste mag’s uns scheinen / So wie andern Völkern ihr.“ ■



GESUND ESSEN
MACHT KREATIV!



Bundesministerium
für Ernährung
und Landwirtschaft

Wir alle wollen, dass es unseren Kindern gut geht. Eine ausgewogene Ernährung in Kitas und Schulen darf da nicht fehlen. Vielleicht fragen Sie sich jetzt: Was können Sie dafür tun? Eine ganze Menge! Wir unterstützen Sie dabei. Lassen Sie uns gemeinsam Dampf machen!

www.macht-dampf.de



Mediziner Hopp (l.), Koloniewohner bei einer Taufe 2003: „Alles Fassade“

System der Angst

Justiz Missbrauch, Folter, Mord – die Verbrechen der Colonia Dignidad werden jetzt in Deutschland juristisch aufgearbeitet. Im Fokus: der einstige Sektenarzt. *Von Martin Knobbe*

Sie war grün und klein, vielleicht halb so groß wie ein Ein-Cent-Stück. Jeden Morgen kam die Schwester mit der grünen Tablette in der Schachtel, fünf andere Pillen noch dazu. Gudrun Müller schluckte sie, wie es ihr befohlen war, fast 34 Jahre lang. Es hieß, es müsse so sein.

Viel später erst habe sie erfahren, was sie eingenommen hatte, sagt sie. Melleril, ein Neuroleptikum, das im Gehirn die Dopamin-Rezeptoren blockiert. Es hilft gegen Unruhe und Angst, es macht müde, häufig schwindelig. Es ist für Menschen gedacht, die unter Psychosen leiden. Gudrun Müller litt unter keiner Psychose.

Sie erlebte die Tage in Trance, ihre Leberwerte waren noch Jahre später schlecht. Auch die anderen Tabletten in der Schachtel, vermutet sie, waren Psychopharmaka.

Gudrun Müller sitzt in ihrem kleinen Zimmer in einer Seniorenwohnanlage, zweiter Stock, schulterlanges weißes Haar, schwarzes Kleid, eine Frau, die trauert.

Ihr Mann Wolfgang starb am 30. November mit 69 Jahren. Auch er über Jahrzehnte mit Psychopharmaka vollgepumpt, bis zu 20 Tabletten am Tag. Mehrere Schlaganfälle, eine Hirnblutung, der Herzinfarkt am Ende, die Lungenentzündung, sie waren zu viel. Am Grab sangen sie: „Der Feind mag über mir kreisen und zielen und

späh'n, wie er will. Die Flügel sind stark, die mich decken, und unter den Flügeln bleibt's still.“

Der Feind, den sie besangen, ist die Vergangenheit. Die Zeit in der Colonia Dignidad, jener deutschen Sekte in Chile, gegründet und geführt von Paul Schäfer. Gudrun Müller lebte 37 Jahre dort, Wolfgang 44, vor zehn Jahren kehrten sie nach Deutschland zurück, sie ist 74 Jahre alt.

Sie hatten erlebt, was fast alle erlebten, die nicht zur Führung gehörten: Schläge, harte Arbeit, Folter mit Elektroschocks, die Jungen wurden missbraucht, die Mädchen und Frauen gedemütigt. Wer aufmuckte, wurde stillgestellt, mit Spritzen und Tabletten. Es ist an der Zeit, sagt Gudrun Müller, dass die bestraft werden, die uns das angetan haben.

Vor gut vier Jahren hat sie deshalb Strafanzeige gestellt, Aktenzeichen 3 Js 753/11 bei der Staatsanwaltschaft Krefeld, gegen Hartmut Hopp, den ehemaligen Arzt der Sekte. Es geht um Körperverletzung, um den Missbrauch von Medikamenten, um die kleine grüne Pille. Es geht aber vor allem um späte Gerechtigkeit.

Auch die Anwälte des European Center for Constitutional and Human Rights, einer Menschenrechtsorganisation in Berlin, haben Hopp angezeigt. Sie sehen ihn als

„rechte Hand“ der Organisation und ihres Führers, sie beschuldigen ihn der Beihilfe zum schweren sexuellen Missbrauch von Kindern und der Beihilfe zum Mord an drei Oppositionellen des Regimes unter Diktator Augusto Pinochet.

In Chile wurde der Arzt bereits verurteilt, die Staatsanwaltschaft Krefeld lässt nun prüfen, ob die Strafe in Deutschland vollstreckt werden kann. Die juristische Aufarbeitung der Colonia Dignidad vor einem Gericht, sie beginnt auch hier. Ein anderes Verfahren, das die Staatsanwaltschaft Bonn seit 1988 gegen Hopp und seit 1985 gegen andere Mitglieder der Sekte führte, wurde nach über 25 Jahren eingestellt.

Zugleich kommt nächste Woche ein Spielfilm in die Kinos, der das brutale Leben in der Siedlung zeigt: „Colonia Dignidad – es gibt kein Zurück“ mit Daniel Brühl und Emma Watson in den Hauptrollen. Ein Stück deutscher Geschichte wird da als Thriller erzählt, ein Stück auf der Schattenseite, denn es geht auch um die Verantwortung der Politik.

Jahrelang hofierten und unterstützten Botschafter wie Volksvertreter die Colonia Dignidad. Sie feierten sie als deutsche Mustersiedlung, obwohl es schon Ende der Sechzigerjahre Hinweise auf die Psycho-

pharmaka und den sexuellen Missbrauch gab. Geflohene, die in der Deutschen Botschaft Schutz suchten, wurden dort von der Sektenführung wieder abgeholt.

Heute leben rund 120 ehemalige Bewohner in Deutschland, die in Chile Verbliebenen haben aus dem Schandort eine Touristenattraktion gemacht. In der Villa Baviera gibt es Schweinshaxen, Strudel und ein Oktoberfest im November.

Die Zurückgekehrten kämpfen mit ihrer Vergangenheit, viele sind traumatisiert, krank, physisch wie psychisch, ärztliche Gutachten belegen es. Viele sind im hohen Alter und verarmt, weil sie nie in die deutsche Rentenkasse eingezahlt haben.

Viele schweigen, manche reden, sie wollen Antworten, warum keiner half, warum jetzt keiner hilft, warum es für sie keine Entschädigung gibt. Sie suchen nach Schuldigen, die sie dafür belangen können, dass sie eines Großteils ihres Lebens beraubt wurden, und auch der Liebe.

Als Gudrun Müller, die damals noch Wagner hieß, das erste Mal Paul Schäfer traf, war sie 14 Jahre alt. Sie sah einen Mann von kleiner Statur, mit einer Glasprothese im rechten Auge, der als Laienprediger durch Deutschland und Österreich zog. Er machte auch in Graz halt, wo sie mit ihrer Familie wohnte. Sie war begeistert von seiner Art zu predigen, von der Ekstase in den Gottesdiensten, von den Zeltlagern, den vielen Jugendlichen. Sie verguckte sich bald in einen älteren Jungen.

Als Schäfer Mitte der Fünfzigerjahre mit den Spenden seiner Anhänger ein Haus bezog und die „Private Sociale Mission“ aufbaute, eine Art Erziehungsheim, trampelte Gudrun von Graz nach Siegburg in Nordrhein-Westfalen. Sie wollte dabei sein, sie wollte vor allem diesen älteren Jungen wiedersehen. Sie traf sich heimlich mit ihm, sie wurden intim. Es blieb Paul Schäfer nicht verborgen, der Junge hatte gebeichtet.

Liebe und Beziehungen waren nicht geduldet in Schäfers Reich. Gudrun wurde mit einem VW Bulli in den Wald gefahren, die Männer peitschten sie mit Kabelenden aus. Sie kann sich daran nicht mehr erinnern, sie führt es auf die Elektroschocks zurück, mit denen sie später bestraft wurde. Sie hat es von anderen erfahren.

1959 kam Wolfgang Müller nach Siegburg. Seine Eltern hatten Probleme mit ihm, sie waren dankbar für Paul Schäfers Angebot, ihnen die Erziehung des Jungen abzunehmen. Wolfgang war 13 Jahre alt, als ihn der Prediger beim Duschen am Geschlecht berührte. Seitdem holte er ihn jeden Abend in sein Bett.

Auch Hartmut Hopp, der spätere Sektenarzt, wurde zu dieser Zeit von seinen Eltern zur Mission gebracht. Aus „Erziehungsgründen“, wie er später erzählte, er war zwölf Jahre alt. „Struppi“ war sein Spitzname, Schäfer dachte sich für jeden einen aus.

Einige behaupten, auch ihn habe man abends in Schäfers Zimmer verschwinden sehen. Er selbst sagt über seinen Anwalt, er sei von den sexuellen Übergriffen Schäfers verschont geblieben.

Schäfers besonderer Umgang mit Nähe war manchen bekannt. Wiederholt hatte er seine Stelle als Jugendpfleger verloren, es gab Gerüchte, erste Strafanzeigen, ein Ermittlungsverfahren. Schäfer hatte die Idee auszuwandern. Man müsse den Armen helfen, sagte er und flog 1961 mit seiner kleinen Gemeinde nach Südamerika.

Südlich von Santiago de Chile kaufte er zunächst 3000 Hektar Land, später waren es über 15 000 Hektar. Bald gab es eine Bäckerei, eine Metzgerei, Handwerksbetriebe, ein Krankenhaus für die Einheimischen. Es wurde zum Aushängeschild der Kolonie, die Behandlung war kostenlos. Dass Schäfer alles über die Nationale Gesundheitsbehörde abrechnete, wussten nur wenige.

Zunächst wurde eine Frau zur Ärztin bestimmt, deren Titel in Chile nicht anerkannt war. Sie setzte Elektroschocks ein und verabreichte Psychopharmaka, um den Teufel auszutreiben, wie sie sagte. Ein „Intensivinternat“ wurde gegründet, es bot Schäfer Zugang zu chilenischen Jungen. „Alles Fassade“, sagt Gudrun Müller. „Es ging ihm nur um die Befriedigung seines Triebs.“

Gudrun Müller, damals noch Wagner, flog 1968 nach Chile, sie hoffte noch immer, in der Gemeinschaft die Liebe ihres Lebens zu treffen, ihren Schwarm. Sie war

irritiert, als sie den Stacheldraht rund um die Colonia Dignidad sah, die Kampfhande und die Bewegungsmelder, ihr Reisepass wurde einbehalten.

Sie arbeitete als Krankenschwester, passte auf die Schweine auf, war Köchin, Gärtnerin, Schneiderin. Wolfgang war Maler, Maurer, Elektriker, Schreiner. Die Wäsche wechselten sie einmal in der Woche, die Haare wuschen sie sich alle vier Wochen. Nachtschichten waren die Regel, Arbeit ist Gottesdienst, sagte Schäfer dann. Der junge Mann, in den sich Gudrun verliebt hatte, wollte nichts mehr von ihr wissen.

Sie rettete sich in die Musik. Sie spielte Klarinette und zupfte Mandoline. Das Instrument hängt heute an der Wand ihres Zimmers im Altenheim. Es ist das einzige Erinnerungsstück, das sie aufbewahrt.

Die Musik war Zuflucht, sie war zugleich Kulisse. Kam hoher Besuch, zogen sich die Bewohner Dirndl und Lederhosen an, die Geschlechtertrennung war aufgehoben. „Bunte Reihe“ hieß es, das Fenster in die Freiheit schien sich für einen Moment zu öffnen.

Bayerische Volksmusik ertönte, die Männer tanzten Schuhplattler für die Politiker der CSU, die vorbeischauten. Auch General Pinochet, der 1973 den sozialistischen Präsidenten Salvador Allende gestürzt hatte, kam öfter.

Waren die Besucher verschwunden, kehrte wieder Normalität ein. Als Gudrun bei der Probe einen jungen Mann länger ansah, meldete es ein anderer dem Sektenchef. Sie flog aus dem Orchester, ihrem letzten Ort der Fröhlichkeit.

Wolfgang kannte sie aus Siegburg. Sie war 33, er 27, sie mochten und verstanden sich. Sie trafen sich nachts auf dem Acker, und Wolfgang fragte: Wollen wir zusammenkommen? Am nächsten Tag wusste sie, dass sie ihn heiraten will. Sie sollte weitere 28 Jahre warten müssen, bis es wirklich geschah.

Heiraten gestand Schäfer nur wenigen Auserwählten zu. „Von Sex habe ich das erste Mal mit 60 gehört“, sagt eine ehemalige Bewohnerin. „ich wusste ja gar nicht, was das ist.“ Auch Gudrun und Wolfgang Müller blieb die Vermählung zunächst verwehrt, stattdessen spürten sie noch mehr Härte des Sektenführers: Gudrun wurde, so sagt sie, sieben Jahre lang im Krankenhaus eingesperrt, beide wurden mit Elektroschocks behandelt, wann immer es einen Anlass gab, dazu die Psychopharmaka.

Sie lebten eine Liebe im Verborgenen, bis 2001, vier Jahre vor ihrer Flucht. Sie gaben sich im Standesamt von Catillo das Ja-



MARCUS SHAMANS / DER SPIEGEL

Opfer Müller am Grab ihres Mannes: Suche nach den Schuldigen



Darsteller Watson, Brühl in „Colonia Dignidad“: Ein Stück auf der Schattenseite

wort. Gudrun Müller war 60 Jahre alt und Wolfgang schon ziemlich krank.

Hartmut Hopp dagegen gehörte zu den Auserwählten des Sektenchefs. Als Kind wurde zwar auch er brutal verprügelt, was sein Anwalt bestätigt. Auch versuchte er vergebens zu fliehen, doch später genoss er Freiheiten wie kaum ein anderer.

Er durfte Medizin studieren, er durfte heiraten, er konnte viel reisen, er sprach für die Sekte in der Öffentlichkeit, er verkehrte in höchsten Kreisen Chiles. War er Opfer, war er Täter?

Wie bei allen diktatorischen Systemen geht es auch bei der Colonia Dignidad in der juristischen Auseinandersetzung um die Frage der persönlichen Verantwortung: Wer folgte aus Angst den Befehlen, wer besaß die Freiheit, anders zu handeln? Die Frage erinnert an die jüngsten Prozesse gegen Wachleute in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten. Ist nur schuldig, wem eine individuelle Beteiligung an einer schweren Straftat nachgewiesen werden kann? Ist nicht auch schuldig, wer nicht aufbegehrte, sondern seine Arbeit verrichtete und so das Unrecht im System unterstützte?

Für Hartmut Hopp haben die chilenischen Richter diese Fragen zumindest teilweise beantwortet. Sie verurteilten ihn in erster Instanz 2004 wegen Beihilfe zu sexuellem Missbrauch und Vergewaltigung in mehreren Fällen zu fünf Jahren und einem Tag Freiheitsstrafe, gemeinsam mit anderen Mitgliedern der Kolonie.

Die Richter gingen nicht davon aus, dass Hopp selbst Jungen sexuell missbraucht hatte. Er sei „genauer Kenner der Situation“ gewesen, heißt es in dem Urteil. Außerdem ein Führungsmitglied der Kolonie, der persönliche Arzt Schäfers, er habe die Minderjährigen untersucht, die Opfer des sexuellen Missbrauchs geworden waren, er habe zum Sektenführer Kontakt gehalten, als dieser sich auf der Flucht vor der Polizei nach Argentinien abgesetzt hatte. Hopp widersprach allen Vorwürfen.

Der Oberste Gerichtshof in Santiago aber bestätigte den Richterspruch im Januar 2013 in dritter Instanz, da war Hopp schon nicht mehr da. 2011 floh er nach Deutschland, zusammen mit seiner Frau Dorothea, einst Krankenschwester in seinem Hospital. Er lebt heute in der Krefelder Innenstadt, ein schlichtes Haus, vier Parteien, Hopp öffnet nicht die Tür.

Die chilenische Regierung stellte im August 2011 einen Antrag auf Auslieferung des Arztes, doch Hopp ist deutscher Staatsbürger und schon dadurch geschützt. Deshalb schickten die Chilenen im vorigen Jahr ein Ersuchen, die Strafe gegen Hopp in Deutschland zu vollstrecken.

Die Staatsanwaltschaft Krefeld wird in den nächsten Wochen beim Landgericht einen Antrag auf ein sogenanntes Exequaturverfahren stellen. Es geht nicht darum, erneut die Schuld des Angeklagten festzustellen, es wird nur untersucht, ob der Schuldspruch in Chile nach rechtsstaat-

lichen Prinzipien zustandekam. Sehen das die Richter als gegeben, könnte Hartmut Hopp in Haft kommen.

„Es wird zu prüfen sein, ob der Beschuldigte ein faires Verfahren hatte“, sagt Oberstaatsanwalt Axel Stahl. „Immerhin wurde er mehrfach angehört, er hatte das Recht, sich zu verteidigen, es gab zweimal die Möglichkeit, Rechtsmittel einzulegen.“ Hopps deutscher Verteidiger, Helfried Roubíček, entgegnet, die Anklagen fänden im Urteil „keine hinreichende Begründung“. Zudem erfülle die alte chilenische Strafprozessordnung „nicht die grundsätzlichen Erfordernisse eines fairen Prozesses“.

Das Verfahren wird wohl viele Monate dauern, Gudrun Müller hofft, dass Hopp am Ende seine Strafe absitzen muss. Es wäre für sie eine Befriedigung.

Wie kann eine Gemeinschaft, in der viele von wenigen gequält werden, überleben? Warum lehnen sich die Unterdrückten nicht auf? Der Film von Regisseur Florian Gallenberger gibt darauf die Antwort: „Ich kam als Kind hierher“, sagt Ursel, eine der jungen Krankenschwestern im Film. „Ich kenne es nicht anders.“

Viele waren minderjährig, als sie zur Sekte stießen. Ihre Eltern waren mit der Erziehung überfordert, andere glaubten an das Heilsversprechen des Predigers.

Hartmut Zeitner war drei Jahre alt, als er mit seiner Mutter und den sieben Geschwistern nach Chile reiste. Auch er wurde zum Opfer des Sektenführers, auch er

sieht diesen nicht allein als Schuldigen. Hopp, sagt Zeitner, sei Schäfer so nahe gewesen wie kaum ein anderer.

Zeitner lebt in Gronau, Westfalen, ein freundlicher Mann mit kantigem Gesicht. Er hat vor wenigen Jahren geheiratet und arbeitet im Tiefkühlvertrieb einer Supermarktkette. Nach außen ein normales Leben, im Inneren brodelt es.

Es sind die Erinnerungen an den sexuellen Missbrauch, unter der Dusche, in Schäfers Bett, in seinem Auto, die Erinnerungen an den Penis im Mund, die Pistole auf dem Nachttisch, den Ekel. „Jeder wusste es“, sagt Zeitner, „keiner redete darüber. Schäfer hatte ein perfektes System der Angst geschaffen.“

Außerhalb von Schäfers Räumen war Sexualität ein Tabu. Hartmut Zeitner erinnert sich an viele Nächte im sogenannten Neukra, einem Anbau des Krankenhauses. Er war zehn Jahre alt, zwölf Betten standen im Kreis, abgetrennt durch Holzrahmen, in denen ein Leintuch gespannt war.

Nackt lagen die Jungen da, sobald eine Erektion zu erkennen war, griffen die Bewacher ein. Sie drückten einen Elektroschockstab, der zum Zusammentreiben des Viehs benutzt wurde, in die Genitalien, manchmal auch in den After. Gegen die Sünde, sagten sie. Paul Schäfer sah oft dabei zu. Danach wurden Medikamente gespritzt, die Jungen waren „vollgestopft mit Drogen“, sagte eine ehemalige Kindergärtnerin 1988 bei einer Anhörung im Deutschen Bundestag. Sie sagte auch, dass Hopp die nackten Jungen schlug.

Zeitner kennt die Namen einiger, die beim Quälen mitgemacht haben. Einer wohnt heute nicht weit von ihm entfernt. Auch Hopp hat er im Neukra gesehen. Er behauptet, Hopp habe den Jungen beim Vorbeigehen in den nackten Penis gezwickt und dann gefragt: „Na, hat es wehgetan?“

Hopp bestreitet von jeher alle Vorwürfe, in den Vernehmungen sagte er, er habe sich zunächst nur selten in der Kolonie aufgehalten und dort erst 1978 als Arzt im Krankenhaus zu arbeiten begonnen, Leiter sei er 1985 geworden. Für die Psychopharmaka sei die dienstältere Ärztin verantwortlich gewesen. Vom Missbrauch an Kindern habe er erstmals Ende 2001 erfahren, als ihm ein Verwandter davon erzählte. Bis dahin, sagte Hopp, war er „von der Unschuld Paul Schäfers überzeugt“. Schäfer starb 2010.

„Hartmut Hopp wusste, was dort geschah“, sagt Petra Schlagenhauf. „Er war im engsten Führungskreis um Schäfer.“ Sie steht vor einem zwei Meter hohen Regal in ihrer Berliner Anwaltskanzlei, die Bretter voller Akten über

die Colonia Dignidad. Seit Jahren begleitet sie die Strafverfahren in Chile, zusammen mit Jan Stehle, einem Wissenschaftler am Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika in Berlin. In Deutschland vertritt sie Gudrun Müller und andere Opfer.

Sie holt einen chilenischen Zeitungsartikel aus dem Jahr 2005 hervor. Damals fand die Nationale Gesundheitsbehörde bei einer Durchsuchung der Kolonie 3017 Dosen des Antiepileptikums Phenobarbital, 7819 Dosen des Psychopharmakons Diazepam und 5269 Dosen des Tranquilizers Chlordiazepoxid, dazu Unterlagen, wonach 1999 mehr als 10 000 Dosen des Antiepileptikums Phenobarbital lagereten. „Seit 1985 war Hopp der einzige zugelassene Arzt in der Colonia Dignidad“, sagt die Anwältin, „selbst wenn er die Medikamente nicht verabreicht hat, musste er ihre Verordnung unterschreiben.“

Die meisten Taten des Medikamentenmissbrauchs sind verjährt. Die Anwältin konzentriert sich deshalb auf die jüngere Vergangenheit, zum Beispiel auf einen Unfall im Jahr 2002. Ein Wespennest unterm Dach, Wolfgang Müller bekam den Auftrag, es zu beseitigen. Er rutschte ab, er sprang und verletzte sich das Sprunggelenk. Hartmut Hopp, der Arzt, schickte ihn in ein externes Krankenhaus.

Als Gudrun Müller ihren Mann am nächsten Tag besuchte, lag er auf der In-



tensivstation. Die Ärzte sagten, er habe nur knapp überlebt. „Es war der kalte Entzug, von einem Tag auf den anderen bekam er keine Psychopharmaka mehr“, sagt die Rechtsanwältin, „das Krankenhaus war nicht informiert, es war Hopps Fehler.“ Hartmut Hopp bestreitet auch dies. Er habe nie „medizinisch nicht indizierte Behandlungen mit Psychopharmaka“ durchgeführt, ließ er den Ermittlern mitteilen. Niemand sei von

ihm gezwungen worden, Medikamente zu nehmen.

Aussage gegen Aussage, Meinung gegen Meinung, die Staatsanwaltschaft Krefeld hat Unterlagen aus Chile angefordert. Sie wartet schon seit vielen Monaten darauf, das Verfahren zieht sich hin.

Der Missbrauch von Medikamenten ist nur einer der Vorwürfe, die dem Sektenarzt gemacht werden. Auch wegen der Beteiligung am Mord in drei Fällen hat ihn die Rechtsanwältin im Namen von Angehörigen angezeigt: 1976 waren drei Oppositionelle des Pinochet-Regimes verschwunden, vermutlich wurden sie in der Colonia Dignidad getötet. Im Gegensatz zu den anderen Delikten verjährt Mord in Deutschland nie.

Der Beweis ist schwer zu führen. Allerdings wurden viele Zeugen noch nicht vernommen, obwohl sie etwas zu erzählen hätten.

Hanna und Helmut Braun haben noch nie mit Journalisten über ihre Zeit in der Colonia Dignidad gesprochen, sie wollen nicht mit ihren echten Namen auftauchen. 2004 kehrten sie aus Chile zurück.

Glaubt man Hanna Brauns Schilderungen, wurde sie nie heimisch in der Kolonie. Ihre Mutter hatte vor Gericht erwirkt, dass die Tochter ihr nach Chile folgen muss. Sie wäre lieber beim Vater geblieben. In der Kolonie ließ sie sich zur Krankenschwester ausbilden, arbeitete auf der Kinderstation. Hopp war ihr Chef, sie fühlte sich von ihm belästigt und herabgesetzt. Sie beschwerte sich bei Paul Schäfer, danach war ihr Leben noch dunkler.

Als sie einmal eine Anweisung missachtete, wurde sie nach draußen gerufen. Vor der Tür stand ihre Mutter, wortlos schlug sie los, nicht nur einmal, nicht nur zweimal. Die Schwellungen waren tagelang zu sehen. Wer dahintersteckte, ob Schäfer, ob Hopp, Hanna Braun weiß es nicht.

Helmut, ihrem späteren Mann, erging es besser. Er wurde Schäfers Liebling, durfte ihn oft begleiten. Schäfer missbrauchte zwar auch ihn, doch ließ



Sektenführer Schäfer (r.), General Pinochet (2. v. r.)*
3000 Menschen ermordet, 38 000 gefoltert

* Um 1986 im chilenischen Bulnes.

DIE GROSSE SAMSTAGS-DOKUMENTATION

SAMSTAG, 13. 2., 20.15 – 0.35 UHR | VOX

Die Fastfood-Revolution – So isst Deutschland

Wie sich das Essverhalten der Deutschen verändert, kommentieren unter anderem Experten wie die Sterneköche Tim Raue und Nelson Müller.

SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 14. 2., 22.55 – 23.40 UHR | RTL

Neue Weltmacht Russland – Wie Putins Syrienkrieg Europa verändern wird; **Angeklagt** – Hells Angels, überforderte Richter und schlampige Ermittlungen; **Wahlkampf in der deutschen Provinz** – Die AfD auf Stimmenfang.

SPIEGEL GESCHICHTE

MONTAG, 15. 2., 20.15 – 21.00 UHR | SKY

Colonia Dignidad – Die wahre Geschichte

Zum Kinostart des Spielfilms „Colonia Dignidad – Es gibt kein Zurück“ zeigt die Dokumentation Innenansichten der Sekte des deutschen Predigers Paul Schäfer, der wegen sexuellen Missbrauchs an 26 Kindern zu 20 Jahren Haft verurteilt wurde.

SPIEGEL TV REPORTAGE

MITTWOCH, 17. 2., 22.30 – 23.25 UHR | SAT.1

Dem Tod auf der Spur – Unterwegs mit dem KDD

Für die Beamten des Kriminaldauerdiensts gehören Ermittlungen zu Einbruch, Sexualdelikten und Totschlag zum Alltag. An grausame Bilder haben sie sich gewöhnt, die Geschichten der Opfer vergessen sie selten.



KDD-Ermittlerin Lisa Müller, Brandenburg

Deutschland

er bald von ihm ab. Kam hoher Besuch wie Manuel Contreras, der Chef der chilenischen Geheimpolizei Dina, durfte er dessen Fahrer und Leibwächter beschäftigen.

Contreras kam oft in die Siedlung. Er sprach mit Schäfer, mehrmals auch mit Hopp. Nur zu medizinischen Zwecken, teilt Hopp per Anwalt mit.

Die Dina nutzte das Gelände der Kolonie als Folterzentrum. Politische Gefangene starben hier, ihre Leichen wurden später aus den Massengräbern herausgeholt und verbrannt, um Spuren zu beseitigen. Es gibt deshalb keine forensischen Beweise, nur Dokumente und wenige Zeugen. Eine vom chilenischen Staat eingesetzte Kommission stellte fest, dass während der Militärdiktatur von 1973 bis 1990 rund 3000 Menschen ermordet wurden, mehr als 38000 wurden gefoltert, zum Teil in



Arzt Hopp, Koloniebewohnerinnen 1997
„Kenner der Situation“

der Siedlung der Deutschen. Wie brutal es war, zeigt der Kinofilm zur Colonia Dignidad.

Daniel Brühl spielt einen deutschen Anhänger des sozialistischen Präsidenten Salvador Allende. Als Allende 1973 von der Militärjunta gestürzt wird, nimmt der Geheimdienst den jungen Deutschen fest und bringt ihn zur Colonia Dignidad. Die Prügel und Stromstöße im Kartoffelkeller überlebt er knapp, sein Gesicht ist entstellt.

Emma Watson spielt seine Freundin, die sich in die Kolonie einschleicht, um ihn zu befreien. Eine fiktive Liebesgeschichte, doch die Umstände, in denen sie spielt, sind authentisch.

Der Frankfurter Publizist Dieter Maier wertet zusammen mit dem Wissenschaftler Stehle derzeit 45000 Karteikarten aus: interne Dokumente der Colonia Dignidad, erstellt offenbar von den Führungsleuten. Die Polizei fand sie 2005 bei einer Razzia, neben einem gigantischen Vorrat an Ma-

schinengewehren, Handgranaten, Raketenwerfern und anderem Kriegsggerät.

Die Kartei enthält detaillierte Informationen über die politischen Gefangenen, aber auch Dossiers über Politiker und Besucher der Kolonie. Chiles Außenminister soll eine Liebesaffäre zu einer Oppositionellen pflegen, so ist beispielsweise zu lesen. Solche Informationen waren viel wert, für Erpressungen etwa. „Sie waren eine Art Dienstleistung der Sekte für den Geheimdienst“, sagt Maier, der 1977 für Amnesty International die Missstände in der Kolonie aufdeckte und demnächst sein drittes Buch über die Colonia Dignidad veröffentlicht.

Hartmut Hopp taucht in diesen Einträgen meist mit der Abkürzung „Str.“ auf, für seinen Spitznamen Struppi. Er war der Verfasser oder lieferte Informationen zu. Für Maier ein weiteres Indiz, dass Hopp zur inneren Führung der Colonia Dignidad gehörte. Hopp bestreitet dies.

Maier las neulich bislang gesperrte Vermerke der Geheimpolizei. Hopp taucht auch hier auf, etwa in einer Notiz, der zufolge er mit Chiles Justizministerin befreundet war. Wie nah stand er der Militärregierung, wie nah ihrer Geheimpolizei? Wusste er von Folter und Mord? War er beteiligt?

In der Kolonie wurde in großem Stil gefoltert, sagt Helmut Braun. Er kann sich nicht vorstellen, dass Hopp davon nichts wusste. „Schäfer und Hopp waren eng. Sie haben sich gegenseitig gebraucht, sie haben sich gedeckt.“ Hopps Anwalt sagt, sein Mandant habe bis 2005 nichts von der Existenz eines Folterlagers gewusst.

Braun musste helfen, die Gefangenen zu bewachen. Kurz nach der Rückkehr nach Deutschland erließ ein chilenischer Richter einen Haftbefehl gegen ihn. Es bestehe der Verdacht, dass er an der Ermordung der drei Gefangenen beteiligt gewesen sei. Braun sagt, er habe niemanden umgebracht, das hätten andere für Schäfer erledigt, er habe damit nichts zu tun. Fühlt er sich dennoch im Nachhinein verantwortlich? Hätte er etwas verhindern können? Er zuckt mit den Schultern. „Ich wurde erzogen, keine Fragen zu stellen. Uns wurde immer gesagt: Wir handeln nach Gottes Willen.“

In der Colonia Dignidad wurden, so wird geschätzt, über 30 Gefangene ermordet. Braun erinnert sich an die Räume im früheren Kartoffelkeller, wohin die Gefangenen gebracht wurden. Er erinnert sich an den Kasten aus Holz, in den mancher gesperrt wurde. Durch die Seiten wurden Stäbe gesteckt, der Gefangene musste sich krümmen. Braun erinnert sich an die Stelle, wo die Leichen vergraben wurden. Manchmal hörte er Schüsse und dachte: wieder einer.



Video: Das System Colonia Dignidad

spiegel.de/sp072016colonia oder in der App DER SPIEGEL



RENAULT
Passion for life

Renault CAPTUR Nutze jede Sekunde.



Raus ins Leben.

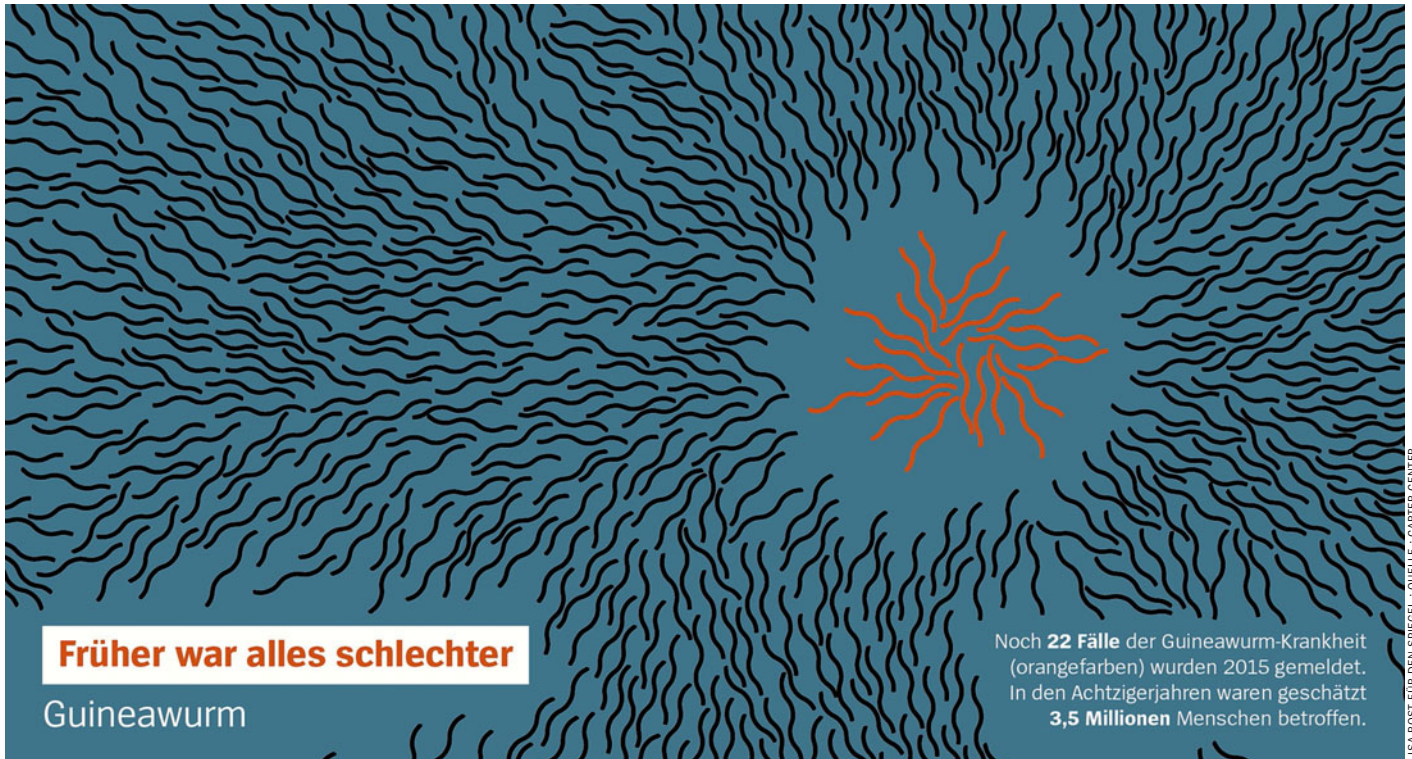
schon ab **119,- €** monatlich

0% Finanzierung inkl. 5 Jahren Garantie¹

Renault Captur Life ENERGY TCe 90: Fahrzeugpreis² 14.040,- € inkl. Renault flex PLUS Paket¹ im Wert von 540,- €. Bei Finanzierung: nach Anzahlung von 560,- € Nettodarlehensbetrag 13.480,- €, 60 Monate Laufzeit (59 monatliche Raten à 119,- € und eine Schlussrate von 6.459,- €), Gesamtleistung 50.000 km, eff. Jahreszins 0,00%, Sollzinssatz (gebunden) 0,00%, Gesamtbetrag der Raten 13.480,- €. Gesamtbetrag inkl. Anzahlung 14.040,- €. Ein Finanzierungsangebot für Privatkunden der Renault Bank, Geschäftsbereich der RCI Banque S.A. Niederlassung Deutschland, Jagenbergstraße 1, 41468 Neuss. Gültig bis 30.04.2016 bei allen teilnehmenden Renault Partnern.

Renault Captur Life ENERGY TCe 90: Gesamtverbrauch innerorts/außerorts/kombiniert (l/100 km): 6,0/4,5/5,1; CO₂-Emissionen kombiniert (g/km): 114. Renault Captur: Gesamtverbrauch kombiniert (l/100 km): 5,6 – 3,6; CO₂-Emissionen kombiniert (g/km): 127 – 95 (Werte nach Messverfahren VO [EG] 715/2007).

¹ 2 Jahre Renault Neuwagengarantie und 3 Jahre Renault Plus Garantie (Anschlussgarantie nach der Neuwagengarantie) für 60 Monate bzw. 50.000 km ab Erstzulassung gem. Vertragsbedingungen. ² Abbildung zeigt Renault Captur Intens mit Sonderausstattung. Renault Deutschland AG, Postfach, 50319 Brühl.



Früher war alles schlechter

Guineawurm

Noch **22 Fälle** der Guineawurm-Krankheit (orangefarben) wurden 2015 gemeldet. In den Achtzigerjahren waren geschätzt **3,5 Millionen** Menschen betroffen.

LISA ROST FÜR DEN SPIEGEL · QUELLE: CARTIER CENTER

Der Guineawurm ist weg – beinahe. Zweiundzwanzig: Das ist die Zahl der weltweit registrierten Fälle der Guineawurm-Krankheit im Jahr 2015. In den Achtzigerjahren waren es noch geschätzte 3,5 Millionen. Das Tier peinigt den Menschen seit Jahrtausenden. *Dracunculus medinensis*, so der wissenschaftliche Name, ist in ägyptischen Mumien nachgewiesen worden, und es gibt die Theorie, dass auch das Alte Testament von ihm spricht: „Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk“ (4. Mose 21,6). Aber der Herr hatte nicht mit Jimmy Carter gerechnet, einst US-Präsident, der mit seiner Stiftung 1986 den Kampf gegen den Parasiten aufnahm – mit Aufklärungsarbeit,

mit Chemikalien und mit Wasserfiltern. Denn der Wurm gelangt über unreines Trinkwasser in den Körper, wächst zu Meterlänge an, kriecht monatelang zwischen Knochen und Muskeln durch und tritt schließlich meist am Fuß wieder aus. Nur selten sterben Befallene, aber die Schmerzen sind extrem. Guineawürmer werden entfernt, indem man das Tier langsam herauszieht und auf ein Holzstäbchen wickelt, Zentimeter um Zentimeter, was Wochen dauern kann. Nun ist die Krankheit in nur drei Dekaden um „mehr als 99,99 Prozent reduziert worden“, sagt die Carter-Stiftung. Bald sind die feurigen Schlangen hinweggefegt vom Angesicht der Erde. Guido Mingels

Urlaub Wohin kann man denn noch fahren, Herr Lohmann?

Martin Lohmann, 59, Professor für Psychologie und Tourismusforschung, über Reiseziele in Zeiten der Terrorgefahr

SPIEGEL: Herr Lohmann, Länder wie Ägypten oder Tunesien waren bei deutschen Urlaubern selten so unbeliebt wie in diesem Winter. Einige Reiseanbieter melden nur halb so viele Buchungen wie im Vorjahr. Regiert die Angst vor Terroranschlägen?

Lohmann: Das könnte man denken, aber in Wahrheit liegt es vor allem an den Ver-

anstaltern, die vorausseilend weniger Reisen in diese Länder anbieten. Wer auf Djerba Sonne tanken oder eine Nilkreuzfahrt machen wollte, muss jetzt auf Mallorca oder Zypern ausweichen.

SPIEGEL: Die Nachfrage für Reisen nach Nordafrika wäre also eigentlich da?

Lohmann: Die Macht der Terroristen wird häufig überhöht, zum Beispiel durch Nachrichtenbilder von leeren Stränden. Tatsache ist: Wenn es zu einem Anschlag kommt, hat das meist nur Auswirkungen für ein paar Wochen, danach geht alles wieder seinen Gang. Die Deutschen lassen sich ihren Urlaub nicht so einfach nehmen. Wir reisen wie die Blöden, auch in Krisenländer.

SPIEGEL: Ist das naiv?

Lohmann: Naiv wäre zu glauben, der Terror könnte einen nicht auch in New York, Paris, London, Oslo oder Madrid treffen. Auch dort gab es Anschläge, aber deshalb sind kaum weniger Menschen dorthin gereist.

SPIEGEL: Heißt das, Touristen vergessen zu schnell?



Strand in Scharm al-Scheich

NAMIR GALAL / DPA

Lohmann: Nach dem 11. September 2001 wurden weltweit Einbrüche im Tourismus erwartet. 2002 waren dann aber mehr Urlauber unterwegs als je zuvor. In den letzten 30 Jahren ist die Zahl der Reisenden durch keine Katastrophe zurückgegangen, nicht mal durch Tschernobyl.

SPIEGEL: Die Deutschen galten lange als Reiseweltmeister.

Lohmann: Das ist vorbei, die Chinesen haben uns überholt. Trotzdem unternehmen wir pro Jahr rund 70 Millionen Reisen und geben dafür mehr als 65 Milliarden Euro aus.

SPIEGEL: Wo sind Sie zuletzt gewesen?

Lohmann: Im Königreich Bhutan. Und in Südtirol, zum Wandern. rel

Nachtschwärmer

Eine Meldung und ihre Geschichte

*Ein einsamer Uhu wird zum
Liebling eines niederländischen Orts.*

Er tötete gern im Morgengrauen, manchmal in mondloser Nacht, leise und schnell war er, außerdem stärker als jeder andere Vogel im Revier. Seine Spannweite betrug schätzungsweise 180 Zentimeter, ein einziger Schwingenschlag auf den Hinterkopf ließ einen kräftigen Mann zu Boden gehen. Er attackierte Jogger, Zeitungsfrauen, und junge Mütter warfen sich schreiend über ihre Kinderwagen, wenn sie ihn im Anflug wähten. Den „Terror-Uhu“, so nannte man ihn, nicht nur in Purmerend.

Die Gemeinde, 80 000 Einwohner, liegt in Nordholland, so heißt die Provinz, von Amsterdam aus sind es etwa 40 Minuten mit dem Vorortzug. Man fährt durch eine flache, zersiedelte Gegend, ehemaliges Sumpfland, mit Kanälen und Deichen dem Meer und der Natur abgetrotzt.

Das Stadtbild, etwa am Bahnhof, wirkt aufgeräumt, aber auch trostlos. Der Ort ist ein Gegenentwurf zu Amsterdam, wo es gern bekißt, bunt und unordentlich zugeht. Purmerend wirkt farblos, begradigt, seine Bürger brav.

Doch dann kam der Terror-Uhu.

Die Geschichte beginnt vor etwa drei Jahren. Damals entdeckte der Hobbyornithologe und Freizeitfotograf Jan Butter aus Purmerend den größten Raubvogel, den er je gesehen hatte: massiger als Habicht, Kauz, Waldohreule; ein Vogel, der mit Krähen, Füchsen, Kolkkraben mühelos fertigwürde. Seine Spannweite war unwesentlich geringer als die eines Steinadlers.

Es war ein Uhu, ein Weibchen, die bei dieser Spezies größer und stärker als die Männchen ausfallen. Zwei Jahre lang beobachtete und fotografierte und studierte Butter das Tier. Er lernte auch, seinen Ruf nachzuahmen: Uhuuu – tief und kehlige angesetzt, im Abgang heulend. Der Vogel reagierte, manchmal antwortete er, manchmal kam er geflogen.

„Wir wurden Freunde“, sagt Butter.

Dann allerdings, Anfang vergangenen Jahres, schien es so, als schlage das Verhalten des Uhus um ins Aggressive. An einem Märztag 2015, frühmorgens, attackiert der Uhu die Zeitungszustellerin Frederique Abbring, Mutter zweier Töchter, und fügt ihr eine schwere Wunde neben dem linken Ohr zu. Sie ist nicht das erste Opfer.

Was hat er auf einmal gegen Menschen?

Die Stadtväter von Purmerend zogen einen Fachmann hinzu, der den Terror-Uhu einfing. Aufgeregte Bürgerversammlungen fanden statt, der Vogel wird weggesperrt in ein Tiergehege, und damit schien das Thema beendet. Aber die Geschichte geht weiter, weil nun Robin und seine Freunde auf den Plan treten.

Sie wollen den Terror-Uhu befreien, Robin ist ein Deckname, er will anonym bleiben, weil sein Vorhaben zwar moralisch korrekt sei, aber eben nicht ganz legal. Robin ist ein dünner Mensch von Anfang zwanzig, sehr höflich, Vegetarier, der nur am Wochenende ein, zwei Bier trinkt. Demnächst will er studieren, Physik. Aber vorher noch den Uhu befreien.

Er habe ihn nur ein Mal gesehen, erzählt Robin. Welch ein perfektes Tier! Die Bürger von Purmerend hätten dem Vogel ein Denkmal setzen sollen, er habe den Menschen Mut gemacht, ihnen Schönheit vermittelt, ja, zugegeben, das sei schwer zu erklären – it's a long story, sagt Robin.

Sie ist dabei gar nicht so schwer zu verstehen. Der Vogel hat das Leben in Purmerend aufgemischt. Es tat sich plötzlich ein Spalt auf, und ein Geschöpf war zu sehen, frei, wild und schön. Robin und seine Freunde waren nicht die Einzigen, die sich verliebten. Der örtliche Supermarkt-Manager, Henry Blekemolen, schrieb einen Uhu-Song und ließ sich das EnFace-Bild des Vogels auf die rechte Wade tätowieren. Er war unser Freund, er hat uns inspiriert, sagt Robin, darum lassen wir ihn nicht im Stich.

Die von den Stadtvätern beauftragten Experten und Falkner entlasten den Vogel. Der Uhu habe nichts gegen Menschen, im Gegenteil: Er sei auf der Suche nach einem Partner gewesen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach handle es sich um ein in Gefangenschaft aufgezogenes Tier, um einen Uhu, der wohl noch nie im Leben einen anderen Uhu gesehen hatte. Das Tier hatte zwar gelernt, in der Wildnis zu

leben, Beute zu machen – doch was Paarung und Partnersuche anging, da war es gleichsam falsch abgelenkt. Der Vogel, geschlechtsreif, wusste nicht, wer oder was er war. Für ihn waren die Menschen seinesgleichen. Seine Angriffe waren Flirtversuche.

Die Zeitungsausträgerin Abbring, vom Terror-Uhu attackiert, klingt fast so, als habe selbst sie, das Opfer, die Notlage des Vogels intuitiv verstanden. Als sie sich für das Tier zu interessieren begann, empfand sie bald Sympathie, später unterschrieb sie eine Petition für dessen Freilassung. „Die Begegnung war ein Abenteuer“, sagt sie, „ich fand es aufregend, dieses fremde, seltsame Tier zu spüren.“

Dass es nun eingesperrt sei, sagt sie, tue ihr leid. Und es sei unfair. „Wissen Sie, ich arbeite hart, verdiene nicht viel, mein Leben ist nicht leicht“, sagt Frederique Abbring, die Zeitungsfrau, „der Uhu bot mir irgendwie Trost.“

Ralf Hoppe



Uhu in Purmerend

Aggressiver Uhu terrorisiert Kleinstadt

Wenn es dunkel wird, hält die Angst Einzug in der niederländischen Kleinstadt Purmerend. Ein aggressiver Uhu macht Jagd auf Menschen und verursacht mit seinen Krallen zum Teil schwere Verletzungen.

Von der Website Welt.de

JACOB JORRITSMA / AP / PICTURE ALLIANCE

Stiefvater Staat

Überforderung Kinder sind besondere Flüchtlinge, allein in Berlin sind binnen eines Jahres 3000 unbegleitete Minderjährige angekommen. Ein Jugendamt im Süden der Stadt ist theoretisch für sie zuständig. Praktisch sind die Beamten am Ende. *Von Dialika Neufeld*



Flüchtling Clinton in Brandenburg: Der wohl teuerste Jugendliche seines Amtes

Im zweiten Stock eines Backsteinbaus in Steglitz-Zehlendorf, dort wo Berlin geputzt ist und leise, zwischen Stadtviellen und hohen Bäumen, weit weg von der Wirklichkeit eines Asylbewerberlebens, steht in Zimmer 202 der Aktenschrank, in dem Danilo van der Heide versucht, den Wahnsinn zu verstauen. Der Schrank ist cremefarben, kompakt, mannshoch, darin hängen, zwischen grünen Pappdeckeln auf Papier gebannt, die Leben von 800 Flüchtlingskindern. Ohne Eltern sind sie in Berlin, manche 10, manche 16 Jahre alt. Sie waren allein, als sie ins Schlauchboot stiegen; sie sind allein, wenn nachts die schwarzen Träume in die Stockbetten ihrer Unterkunft kommen.

Die Akte von Ilyas aus Marokko hängt in diesem Schrank, er ist 17, seit einem Jahr in Deutschland, 30 Ermittlungsverfahren wegen Diebstahl, Raub, Körperverletzung, Betrug, jetzt hat er einen entzündeten Magen und braucht dringend eine Untersuchung. Van der Heide soll die Genehmigung unterschreiben.

Die Akte von Clinton aus Ghana hängt da, er ist 15, er weiß nicht, wer seine Eltern sind, flog aus mehreren Heimen, ehe er es mithilfe des deutschen Staates zum guten Schüler und Klassensprecher schaffte. Van der Heide soll ihm eine Woche Urlaub auf Mallorca genehmigen.

Die Akte von dem Jungen aus Guinea ist da, 16, auf dem Dealerstrich am Görlitzer Park mit einem Messer verletzt. Die Akte von Mohammed aus Syrien, 14, er wartet auf seine Familie.

Sie zerren an Danilo van der Heide, diese Kinder, sie greifen nach ihm aus diesem Schrank, sie brauchen seine Fürsorge, sein Wissen, seine Unterschrift auf Asylanträgen, Bibliotheksausweisen, Fitnessstudioverträgen, Beglaubigungen, Begleitschreiben, alle brauchen irgendwas. Aber van der Heide hat nichts mehr zu geben. Er zieht die Schultern hoch. Er sagt: „Ich muss mich schützen.“

Der Beamte van der Heide ist gesetzlicher Vormund im Jugendamt Steglitz-Zehlendorf, verantwortlich für die Vormundschaft fast aller unbegleiteter Kinder und Jugendlicher, die nach Berlin kommen. Seine Abteilung ist das Lages für Kinder, wenn man so will, eine Zentrale, in der sie jemanden haben sollen, der sie kennt und Entscheidungen für sie treffen kann. Einmal im Monat soll van der Heide seine Mündel persönlich sehen, das ist so vorgeschrieben. Aber seit Monaten gelten die Regeln nicht mehr. „Bei manchen wissen wir nicht mal mehr, wo die wohnen“, sagt er, „viele haben wir noch nie gesehen.“

Van der Heide ist 47, ein Turnschuhtyp, Adidas mit blauen Streifen, er trägt eine gut rasierete Glatze, einen ausrasierten Kinnbart, ein Kurzarmhemd und eine dicke, goldschimmernde Uhr. Er könnte



FOTOS: DIAMILA GROSSMAN / DER SPIEGEL

Vormund van der Heide
Merkwürdige Form der Resignation

„Die gehen verloren, werden kriminell, bis hin zu Schläfern kann ich mir alles vorstellen.“

auch ein Wettbüro betreiben, ohne sich groß umziehen zu müssen, und mit Glücksspiel hat seine Arbeit in diesen Wochen wirklich zu tun. Wie viele Kinder kann ein Beamter betreuen, ohne dass etwas schiefgeht? Ohne dass ein Kind im Knast landet, verschwindet oder tot in einem Keller liegt? 50, sagt van der Heide, „wenn überhaupt“. 50, sagt auch das Gesetz. Die Realität bringt aber 200 auf seinen Tisch, in seinen Aktenschrank. Und bald womöglich noch ein paar Hundert mehr.

Van der Heide und seine Kollegen haben den Aktenschrank aufgeteilt. Rechts hängen die älteren Fälle, 50 Akten pro Mitarbeiter, sie sind dick, sie dokumentieren viel Zuwendung, viel Zeit: Die Kinder, die zu diesen Akten gehören, haben Glück.

Links hängt der Rest. Alle Kinder, die zu spät kamen. Die Berlin erreichten, als der Willkommensommer umschlug, erst in Herbst und dann in Winter, und sich Merkmals Satz vom „Wir schaffen das“ in eine ängstliche Frage wandelte.

Die Akten links sind dünn. „Das ist total gefährlich“, sagt Danilo van der Heide, „wir kennen die Kinder gar nicht mehr. Wir wissen nicht, wer auf die Einfluss nimmt. Die gehen verloren, werden kriminell, bis hin zu Schläfern kann ich mir alles vorstellen“, sagt er.

An diesem Dienstagmorgen Ende Januar sind außer van der Heide noch Frau Klieber da, Frau Dietze und Frau Schönbeck, die gerade aus dem Amtsgericht kommt, weil einer ihrer Klienten keine Bleibeperspektive hat und „klaut wie ein Rabe“; die anderen sind krank.

Van der Heide musste vor ein paar Monaten die Leitung der Abteilung übernehmen. Die Überstunden stauen sich, seine letzten freien Tage hatte er im Frühsommer, er ist nicht weggefahren, er hat geschlafen. Er lächelt viel, während er spricht, seine Wangen schieben sich dann hoch, die Augen werden klein, es ist die Schutzmaske eines Verzweifelten. „Je schlimmer es hier wird, desto ruhiger werde ich“, sagt er, beängstigend sei das, eine merkwürdige Form von Resignation.

Wenn er auf seinem türkisfarbenen Bürostuhl sitzt, gegenüber von Frau Schönbeck, Blick in die friedliche Beethovenstraße, liegen auf seinem Tisch meist mehrere Fälle übereinander. An diesem Tag sind da zwei syrische Cousins, 14 und 15 Jahre alt, die einen Gerichtstermin haben, bei dem van der Heide sie begleiten soll. Der eine soll aus der Pflegefamilie raus, weil er eine Tante hat, die die Verantwortung für ihn übernehmen will; der andere ist nicht in den Griff zu kriegen, „der geht nicht zur Schule, der hängt lieber mit arabischen Jungs auf der Straße rum“.

Dann ist da noch ein polizeibekannter Marokkaner, der eine Kernspintomografie braucht, weil er „mit rezidivierendem Er-



Flüchtlingskind Mohammed, Pflegevater: „Kann er akzeptieren, dass wir abends gern mal einen Sekt trinken?“

brechen“, in der Rettungsstelle gelandet ist, so steht es im Bericht. „Der spuckt jetzt Blut“, sagt van der Heide. Er muss die Kostenübernahme klären. „Ist das jetzt überlebensnotwendig oder nicht?“

Mehr als 60 000 unbegleitete Minderjährige leben inzwischen in Deutschland, viele traumatisiert. Wer soll sie zu gesunden, anständigen Menschen machen? Wer soll sie schützen? „Wir reagieren nur noch von Notfall zu Notfall“, sagt van der Heide, und wenig später macht sich wie ein Albtraum diese Nachricht breit: 10 000 jugendliche Flüchtlinge werden laut Europol europaweit vermisst, 4749 sind es, sagt das Bundeskriminalamt, in Deutschland.

Die meisten, das vermuten die Leute vom Steglitzer Jugendamt, sind weitergezogen in andere Bundesländer, zu irgendwelchen Cousins. Vielleicht haben sie sich auch auf den Weg nach Schweden gemacht, „die melden sich ja nicht ab“. Aber was, wenn es nicht so ist? „Man hat die Hosen voll“, sagt van der Heide, „das lässt mich nachts nicht schlafen.“

Es gab einmal den Fall Kevin, der Junge war 2006 eingewickelt in Plastiktüten im Kühlschrank seines drogenabhängigen Ziehvaters gefunden worden. Damals hat man den Vormund verantwortlich gemacht. Die Staatsanwaltschaft klagte ihn wegen fahrlässiger Tötung an. Seitdem gibt es die Fallzahlbegrenzung, maximal 50 Kinder, das ist die rote Linie. Aber sie ist in diesen Zeiten nicht zu halten.

4252 Minderjährige ohne Eltern meldeten sich im vergangenen Jahr in Berlin, von ihnen wird nach Abschluss des Clearingverfahrens ein knappes Drittel doch als über 18 und volljährig eingestuft. Bleiben immer noch 3000 Kinder und Jugendliche, die einen Vormund brauchen. Van der Heide hat 4,5 Stellen. Um die Fallzahlbegrenzung nicht zu überschreiten, brauchte er theoretisch bald mehr als 50 Leute. „Wir müssten eine Megabehörde sein“, sagt er. Aber wenn er sich umsieht in den Räumen des Jugendamts, dann sitzen da zwischen Aktentürmen, Topfblumen, Schreibtischsets und Kaffeebechern immer nur Frau Schönbeck, Frau Klieber und Frau Dietze wie die letzten Überlebenden im Kampf gegen den Untergang. Die rote Linie liegt längst hinter ihnen.

„Kaffee?“, fragt Frau Dietze.

Van der Heide reibt sich die Glatze. Er atmet laut aus und klingt wie ein Kessel, aus dem Druck entweicht. Dann erzählt er von seinem Lieblingsmündel Clinton, und die Geschichte ist so gut, dass man diesen Clinton gern besuchen möchte; die Fahrt geht hinaus nach Brandenburg.

Clinton ist ein Junge in Jogginghose und Turnschuhen, er steht gerade vor einem Schweinestall, darin ein helles und ein dunkel geflecktes Schwein. Clinton zeigt auf die Pferdeställe dahinter und sagt: „Ich muss bei den Pferden immer abäppeln. Zweimal die Woche ist Dienst. Mach ich nicht gern, aber muss ja“, er versenkt die Hände in den Hosentaschen.

Clinton ist 15 Jahre alt, ein sportlicher Junge, freundlich, fast 1,90 Meter groß, in seinem herzförmigen Gesicht liegt etwas Kindliches. Die Haare hat er sich an den Seiten abrasiert und oben blondiert, eine Fußballerfrisur, ein bisschen Boateng.

Er macht gerade den Realschulabschluss, Clinton ist ziemlich gut in der Schule, ein paar Zweien stehen im Zeugnis, eine Eins ist dabei. Das ist sensationell für einen Jungen, der bis vor zwei Jahren in einem Schulverweigererprojekt steckte und der nirgendwo hingehen durfte, ohne dass ein Aufpasser an seiner Seite war. Einer, der seine Betreuer angriff und Türen eintrat. Heute ist Clinton Klassensprecher. Beste Freunde: Thilo und Marie.

Das Jugendhilfeprojekt, das ihn gerettet hat, liegt hinter weiten, grünen Feldern, in einem umgebauten historischen Schafstall mit Wohnhaus. Bis zu acht Jugendliche leben hier, Mädchen und Jungen am Abgrund. Die nächste Stadt ist Dahme, 5000 Einwohner, nach Berlin braucht man anderthalb Stunden, es fährt ein Schulbus, aber sonst ist „nix los hier“, sagt Clinton.

Er ging schon früh verloren. Als Baby wurde er aus Ghana nach Deutschland verschleppt. Die Frau, die ihn mitnahm, gab sich als seine Mutter aus. Der Test ergab später, dass das eine Lüge war. Niemand weiß, wer Clintons Eltern sind.

Mit drei oder vier Jahren wurde er auf der Straße aufgegriffen, verwahrlost, ausgehungert, die Frau, die nicht seine Mutter war, hatte ihn in der Wohnung allein ge-

lassen und war nach Ghana gefahren. Clinton konnte sich irgendwie befreien. Die Leute vom Jugendamt brachten ihn in einem Heim unter. Dort begann Clintons Bilderbuchkarriere eines unbegleiteten minderjährigen Ausländers.

Als Danilo van der Heide, sein Vormund, ihn das erste Mal sah, stand da ein verstörtes Kind, sieben Jahre alt vielleicht, ein kleiner, haltloser, hilfloser Mensch. Van der Heide kam mit dem Motorrad zu der Jugendeinrichtung in Kreuzberg, daran erinnert er sich, eine 1000er Suzuki V-Strom, Clinton durfte mitfahren.

Es war der Beginn einer Beziehung, die den Jungen bis heute prägt. Sein Vormund und er, dafür war damals noch Zeit, gingen regelmäßig zusammen essen, fuhren Motorrad, van der Heide nahm Clinton sogar mal mit zu sich nach Hause, es gibt bis heute Geschenke zu Weihnachten und zum Geburtstag. „Der ist Familie“, sagt Clinton über van der Heide. Der Begriff Familie wird dehnbare, wenn man nicht weiß, woher man kommt.

Aber nichts ging einfach glatt. Ständig musste er die Einrichtungen wechseln. Niemand konnte ihn aushalten, nirgendwo kam er wirklich an. Regelmäßig rastete er aus. Eine Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie diagnostizierte bei ihm „posttraumatische Belastungsstörung (Entwicklungsstraumata), Störung des Sozialverhaltens; kombinierte Entwicklungsstörung“, da war er gerade elf Jahre alt.

Als Clinton aus der bis dahin letzten Einrichtung flog, setzte van der Heide sich beim Jugendamt dafür ein, dass er endlich bekam, was er brauchte. Zuerst weigerte sich Clinton, aufs Land zu ziehen. Van der Heide nahm ihn an die Hand und ging mit ihm in die geschlossene Psychiatrie. „Willst du hier enden?“, fragte er ihn. Clinton entschied sich für Brandenburg.

Dort bekam er Einzelbetreuung, wurde psychologisch begleitet. Wenn er zur Schule ging, saß in der letzten Reihe ein Betreuer und beobachtete ihn. So wurde Clinton, das ghanaische Findelkind, zum wohl teuersten Jugendlichen seines Jugendamts.

In dem umgebauten Schafstall, der heute sein Zuhause ist, könnte man eine Geschichte für die Zeitschrift „Landlust“ fotografieren, ohne einen Stein zu versetzen. Neben den Schweinen, den Pferden und dem geretteten Zirkushund gibt es eine große Werkstatt, in der gerade eine Bauwagensauna gebaut wird, es gibt einen Gruppenraum, in dem die Kinder gemeinsam essen, was der Koch frisch zubereitet, ein Klavier steht im Raum, und hinterm Haus, im „Sommerland“, leben in rot und grün gestrichenen Bauwagen die Betreuer, die mit den Kindern nach Luckenwalde ins Kino fahren und zum Schwimmen.

Es ist ein Idyll, wie übrig geblieben aus der Zeit vor dem vergangenen September,



Foto von Mohammeds Mutter
„Die Lippen waren zu“

FOTOS: DAMILA GROSSMAN / DER SPIEGEL

„Ich bin nicht zuständig“, sagt Vormund van der Heide, „niemand ist zuständig. Es geht einfach nicht.“

als in Deutschland noch die wünschenswerten Dinge passierten. Wo um Jugendliche gekämpft wurde, weil die Gesellschaft das so wollte. Wo keiner verloren gehen sollte, egal, woher er kam. Aber wenn 3000 Clintons ankommen, in einem Schwung? Wenn aus Sommermärchen Winter werden?

Es ist Mittagszeit im Jugendamt Steglitz-Zehlendorf, Danilo van der Heide kommt vom Gericht zurück. „Traurig war das“, sagt er, die beiden syrischen Jungs, deren Papiere er tags zuvor auf dem Tisch hatte, werden ihre Pflegefamilie verlassen. Das Telefon klingelt. Van der Heide schaut auf den orangefarbenen blinkenden Knopf und dann wieder auf seinen Computerbildschirm. „Ich geh nur noch operativ ans Telefon“, sagt er. „Wenn ich sehe, dass das eine externe Nummer ist, hebe ich nicht mehr ab.“ Er wisse, wer da anruft, sagt er. Es sind Leute, die helfen wollen.

Es ist ein paar Monate her, dass seine Vorgesetzten einen Notruf abgesetzt haben. Im „Tagesspiegel“ sprachen sie über die Zustände im Jugendamt Steglitz-Zehlendorf und riefen die Bürger dazu auf, ehrenamtliche Vormundschaften zu übernehmen und Pflegekindern ein Zuhause zu geben. Innerhalb kürzester Zeit meldeten sich 1000 Menschen.

Sie rufen weiterhin jeden Tag bei van der Heide an, sein Posteingang ist voll mit Anfragen, die alle gleich klingen: „Sehr geehrte Damen und Herren, ich möchte Ihnen meinen Wunsch mitteilen, eine Vormundschaft für einen minderjährigen unbegleiteten Flüchtling zu übernehmen ...“ Aber warum reißt der Mann nicht den Hörer an sich und schreit „willkommen“? Warum begräbt er die E-Mails aus seinem Posteingang in einem versteckten Ordner? „Ich bin nicht zuständig“, sagt er, „niemand ist zuständig. Es geht einfach nicht.“

Wer eine Vormundschaft oder Gastelternschaft für ein Kind übernehmen will, läßt sich eine große Verantwortung auf, muss geschult werden, braucht ein Führungszeugnis, braucht jemanden, dem er 1000 Fragen stellen kann. Van der Heide kann dieser Jemand nicht sein im Moment und auch sonst niemand aus der Abteilung, daran hat keiner der politischen Notrufer gedacht. Was Rettung sein könnte, raubt noch mehr Zeit. Van der Heide ist in der Situation eines Hungernden, der ein Hilfspaket voller Konserven bekommt, aber keinen Dosenöffner hat.

Immerhin gibt es unabhängige Einzelvormünder, die das Amt entlasten, Organisationen, die sich auf Vormundschaften spezialisiert haben, aber die sind alle voll. Es gibt eine Liste von Richtern und Rechtsanwälten, die bereit sind, Vormund zu werden, aber auch hier fehlt ein zuständiger Koordinator. Acht Stellen wurden von der Heide zugesagt, vor Monaten schon. Jetzt, im Februar, fängt der erste neue Mitarbei-

ter an. Es wird Monate dauern, bis er eingearbeitet ist. Van der Heide hat keine Ahnung, wann die anderen kommen.

Das Jugendamt Steglitz-Zehlendorf konnte bisher fünf Pflegefamilien vermitteln, immerhin, eine davon sind die Gündoğdus, sie haben Mohammed bei sich aufgenommen.

Der Junge steht mit einem Mountainbike vor der Clearingstelle in der Wupperstraße und zeigt auf ein Kind in einer großen roten Daunenjacke. „Baby“, sagt Mohammed, „ganz alleine.“ Der Junge, auf den er zeigt, ist vielleicht sechs, vielleicht acht. Er wurde von seinem Bruder in Deutschland getrennt, weil der über 18 war und in eine Unterkunft für Volljährige musste, erzählt Mohammed. Er selbst musste weinen, sagt er, als er den Kleinen das erste Mal sah.

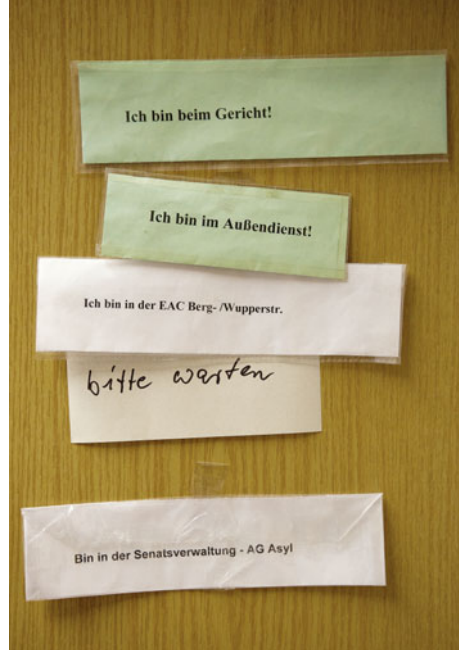
Mohammed stammt aus Aleppo, er ist allein über das Mittelmeer gekommen, mit 14 Jahren. Er wurde auf dem Weg von der Polizei geschlagen und eingesperrt, reiste weiter über die Balkanroute, zu Fuß, im Bus. Am 20. August erreichte er die Wupperstraße in Berlin.

Die Erstaufnahme für Kinder befindet sich in einem u-förmigen Bau, durch die Fenster erkennt man Stockbetten, vor dem Tor lungern Jungs in Jogginghosen herum und verbrennen Zeit, beobachtet von einem Security-Mann. Eigentlich werden die Neuankömmlinge hier als Erstes auf Krankheiten untersucht, befragt, abgeschätzt, aber inzwischen ist die Wupperstraße so überfüllt, dass sie die Kinder auf irgendwelche Hostels und Pensionen in der ganzen Stadt verteilen.

39 Außenstellen hat die Senatsverwaltung inzwischen eröffnet, die Sozialarbeiter können die Jugendlichen nur noch ambulant betreuen. Vor wenigen Monaten war Mohammed noch einer von ihnen, er lebte an der Wupperstraße in Zimmer 227. Manchmal kommt er her, um zu gucken, ob er Freunde wiederfindet.

Er ist jetzt ein Pflegekind der Gündoğdus, seit acht Wochen. Hat ein Fahrrad und eine Familie. Die Gündoğdus leben im Obergeschoss der ehemaligen Direktorenvilla einer Schule in Zehlendorf. Herr Gündoğdu ist dort Hausmeister, seine Frau Inci ist Altenpflegerin, vier Kinder haben sie großgezogen. Ein Sohn ist Theologe und verheiratet mit einer Pfarrerin, der andere ist gerade Vater geworden, eine Tochter studiert. Sie und der jüngste Sohn, der 15-Jährige, leben noch zu Hause.

Als der dreijährige Aylan Kurdi in Bodrum an den Strand gespült wurde und das Foto um die Welt ging, traf die Familie eine Entscheidung. Sie würden ein geflüchtetes Kind aufnehmen. Sie hatten auch vom Notstand in Steglitz-Zehlendorf gelesen. „Wir waren uns sicher, aber wir hatten auch Angst“, sagen sie.



Schrankwand in Berliner Behörde
Überleben im Kampf gegen den Untergang

Herkunft, Hautfarbe: sei ihnen alles egal gewesen. Wichtig war ihnen: „Akzeptiert er mich und meine Tochter als Frauen“, sagt Inci Gündoğdu. „Kann er akzeptieren, dass wir abends gern mal einen Sekt trinken?“, sagt Herr Gündoğdu. „Wir feiern auch Weihnachten“, sagt Frau Gündoğdu. „Und ich liebe Bratwurst“, sagt ihr Mann. „Wir wollen so auch weiterleben.“

Als sie Mohammed das erste Mal sahen, stand er im Flur seiner dritten Unterkunft, in einem Heim in Neukölln, er zitterte, er hatte Angst, dass er die leiblichen Eltern nie mehr wiedersehen würde, wenn er zu einer deutschen Familie kommt. „Er hat uns nur die Hand gegeben“, sagt Frau Gündoğdu, „die Lippen waren zu.“

Als sie ihn nach dem dritten Besuch das erste Mal mit nach Hause nahmen, dauerte es eine Stunde, bis sie ihn in der Wohnung hatten. Momo, wie sie ihn bald nannten, sah den Labrador der Familie und weigerte sich einzutreten. Doch schon kurze Zeit später rollte er mit dem Hund über den Küchenboden. „Seitdem ist Charly sein bester Freund“, sagt Pflegevater Gündoğdu, „Charly therapiert ihn.“

Als sie den Weihnachtsbaum aufstellten, fing Mohammed an, ihn zu schmücken. „Wir hatten den kitschigsten Weihnachtsbaum überhaupt“, sagt Frau Gündoğdu. Er wollte ihnen Geschenke kaufen, „wir waren sehr erleichtert“, sagt sie.

Momo braucht viel Aufmerksamkeit, viel Nähe. Wenn Herr Gündoğdu seinen leiblichen Sohn in den Arm nimmt, wartet Momo, bis er weg ist, und wirft sich dann dem Pflegevater in die Arme. Wenn er merkt, dass jemand das Haus verlassen will, rennt er zur Garderobe und zieht seine Jacke an. Nach wenigen Wochen nann-

te er seine Pflegeeltern „baba“ und „anne“, Papa und Mama.

„Es ist unglaublich, wie schnell er uns nahekomm“, sagt Frau Gündoğdu, es mache sie sehr glücklich, und ein bisschen mache es ihr Angst. „Wir müssen ihm beibringen, dass wir auch mal Privatsphäre brauchen“, sagt sie.

Das Schlimmste für Mohammed ist, dass er seine Familie nicht nachholen kann, jedenfalls nicht sofort. Als er erfuhr, dass es anderthalb Jahre dauern kann, stürzte er in ein Loch. „Da ist eine große Last auf ihm“, sagt Inci Gündoğdu. Er hat Angst, seine Familie könnte die anderthalb Jahre nicht überleben.

Abends ist Momo oft traurig, sitzt auf seinem Bett und weint. Am Anfang hat er sich an den Computer gesetzt und sich schlimme Videos auf YouTube angesehen, Leichen, Enthauptungen, Dinge, die bis vor Kurzem seine Wirklichkeit waren und die noch heute die Wirklichkeit seiner Familie in der Heimat sind. Die Gündoğdus haben ihm erklärt, dass sie das nicht mehr wollten, dass er die Videos nicht mehr sehen solle. „Du sollst Kind sein, Momo“, haben sie gesagt, „du sollst fröhliche Sachen angucken.“ Seitdem guckt Mohammed die Folgen einer syrischen Comedy.

Gute Momente sind, wenn sie gemeinsam mit dem Hund rausgehen. Oder nach Neukölln fahren, in Straßen, in denen alle Schilder auf Arabisch sind. Dann will Momo sie ins Restaurant ausführen, für sie bestellen, dann ist er derjenige, der den Gündoğdus etwas aus seinem Leben zeigen, ihnen etwas geben kann.

An die Wände in seinem Zimmer hat er Bilder gehängt, die er in seiner Willkommensklasse gemalt hat, mit Acrylfarben hat er auf kleine Leinwände die Namen seiner Familie gemalt, „Mama, Papa, Mohammed“, steht da in arabischen Schriftzeichen und: „LOVE“. In der Schule hat er auch ein Plakat gebastelt, darauf steht: „Ich bin 14 Jahre alt, ich komme aus Syrien, ich spreche Arabisch. Ich liebe Hunde.“

Er hat einen Plan gezeichnet und ihn seiner Gastfamilie vorgelegt. Er zeigt den Grundriss der Wohnung, in der er jetzt lebt, auf der Zeichnung hat er das Obergeschoss umgebaut. Wenn die große Tochter der Gündoğdus auszieht, das ist seine Idee, können seine Eltern aus Syrien kommen und oben mit ihm wohnen. So könnte er beide Familien behalten, die deutsche und die syrische. Seine Pflegemutter Inci Gündoğdu schaut sich das ein wenig hilflos an und lacht. Mohammed lacht nicht. Der Junge aus Aleppo, allein, will daran glauben.



Video: Wie Flüchtling Momo jetzt lebt

spiegel.de/sp072016momo
oder in der App DER SPIEGEL



Willy

Leitkultur von Alexander Osang

Vor ein paar Tagen, zwischen dem Tod von David Bowie und dem von Roger Willemsen, ist mein Kater gestorben. Mitten in der Flüchtlingskrise, als die deutsch-russischen Beziehungen auf dem Tiefpunkt waren, als in Amerika Freaks den Präsidentschaftswahlkampf bestimmten, die AfD einen Schießbefehl forderte, der Dax einknickte und sowieso alles den Bach hinunterging. Der Kater hieß Willy.

Er ist fast 20 Jahre alt geworden, in Menschenjahre umgerechnet sind das beinahe hundert. Er hatte, soweit ich das einschätzen kann, ein gutes Katzenleben. Er stammte aus Eberswalde, ich habe mir immer eingeredet, wir hätten ihn von dort gerettet, aus den Fängen der Rechtsradikalen sozusagen. Er hat mit uns zunächst in Berlin-Mitte gewohnt, später in Brooklyn und dann in Prenzlauer Berg. In Berlin strich er über Dächer, in New York durch den Backyard. Der Kater hat viermal den Atlantischen Ozean überflogen.

Ich habe ihn morgens in der Küche gefunden. Gegen sechs, es war dunkel draußen. Er lag auf meinem Arbeitsstuhl. Er sah friedlich aus, sein Fell war noch warm. Ich trug meinen Stuhl vorsichtig ins Wohnzimmer, weil ich im Bad unseren Hausgast rumpeln hörte, einen Freund aus New York, der für ein Buchprojekt an einer Familienaufstellung in Charlottenburg teilnehmen wollte. Es geht um deutsche Vergangenheit.

Mein Freund hat selbst zwei Katzen. Sie heißen Mingus und May Johnson, stammen aus Brooklyn und waren nie weg.

Willy ist gestorben, sagte ich, als er in die Küche kam. Der erste Satz. Es klang viel zu groß. Wie eine Zeile aus dem Konstantin-Wecker-Song. Gestern habns an Willy daschlogn. Aber das war nicht zu übersetzen.

Oh, sagte er.

Er kannte Willy aus New York und aus Berlin, aber es ist schwer, angemessen um eine fremde Katze zu trauern. Wir tranken Kaffee und redeten über Familien, Tierfriedhöfe und deutsche Schuld.

„Ich weiß nicht, ob die Familienaufstellung für mich wirklich funktionieren kann“, sagte mein Freund. „Mir fehlt Trauma.“

Ich dachte an meinen Kater im Nebenzimmer. Es war immer noch dunkel draußen, als mein amerikanischer Freund ging. Ich musste meine Frau und meine Tochter über den Tod des Katers informieren, mit dem wir seit 20 Jahren zusammengelebt hatten. Das war der schlimmste Teil. Meine Tochter kannte ja gar kein Leben ohne Kater.

Wir begruben ihn in Brandenburg, dem Bundesland, aus dem er kam. The Circle of Life. Wie im „König der Löwen“. Auf der Rückfahrt nach Berlin las mir meine Frau die letzten Punkte im Finale der Australian Open aus einem Liveticker vor. Und obwohl ich Angelique Kerber wirklich mag und mir immer gewünscht habe, dass sie endlich mal ein großes Tennisturnier gewinnt, wollte ich jetzt, dass sie verliert. Weil es besser zu meinen Gefühlen gepasst hätte. Weil ich wusste, was passiert. Nach all den schlechten Nachrichten würde Deutschland sich auf diese gute Nachricht stürzen. Eine durstige Nation, die seit Tagen deutsche Handballelsiege in Polen feierte wie Weihnachtswunder. Ständig war von den jungen Underdogs die Rede, von Bescheidenheit, Unbekümmertheit, Unverdorbenheit. Bis ich ahnte: Es geht um mehr.

Die deutsche Handballmannschaft hörte in der Kabine ein Lied des Schlagersängers Matthias Reim, um sich anzufeuern. Das Lied hieß „Du bist mein Glück“. Es gibt dort die Zeile „Hände hoch und an die Wand. Sinnlos jeder Widerstand“.

Sie sangen es mir direkt ins Ohr.

Seine Gefühle zum Haustier in einem deutschen Nachrichten-Magazin zu beschreiben kostet Überwindung. Erst recht in Zeiten angespannter Nachrichtenlage. Wenn die Welt brennt,

redet man nicht über die Katze. Ein Hund würde vielleicht noch gehen, ein richtiger Hund, aber ich bin leider ein Katzentyp.

Vor zehn Jahren hatte mein Kater seine einzige ernsthafte Krankheit. Irgendetwas mit dem Harnleiter. Er hatte sich bereits zum Sterben in unseren Backyard in Brooklyn zurückgezogen, als meine Frau ihn fand. Ich selbst war in New Orleans, um über eine Stadt zu berichten, die in Chaos und Wasser unterging. Ich stand zwischen schwer bewaffneten Polizisten, Bürgerwehren und hartgesottenen Journalisten und telefonierte mit meiner verzweifelten Frau. Es roch nach Verwesung, und es hieß, dass Wasserleichen in den Straßen treiben. Ich aber redete am Telefon über meinen todkranken Kater. Ich stand am Rand und

sprach ganz leise, um nicht als „crazy German cat person“ in die Geschichte von „Katrina“ einzugehen. Nachts lag ich auf dem Fußboden des Hotels, in dem es keinen Strom mehr gab und kein Wasser, und flehte meinen Kater schweigend an, durchzuhalten.

Es fällt mir jetzt noch schwer, das hinzuschreiben.

Als das Finale der Handballeuropameisterschaft begann, war ich mir nicht mehr sicher, ob ich wirklich tief genug in die Brandenburger Erde gegraben hatte. Ich hatte plötzlich Angst, dass die Füchse den toten Kater aus der Erde holen könnten. Oder die Wölfe. Was weiß ich. Wahrscheinlich hätte ich zu einer Familienaufstellung gehen sollen, fuhr stattdessen aber noch mal nach Brandenburg. Allein. Alles war still und ruhig. Keine Wölfe. Ich zimmerte aus zwei Latten ein Kreuz und rammte es in den weichen Winterboden, etwa in dem Moment, als die deutschen Handballer Spanien besiegten. 13 Millionen Deutsche jubelten am Fernseher. Es fing an zu nieseln.

Ich habe mich bescheuert gefühlt. Aber am richtigen Platz.



ALEXANDER OSANG / DER SPIEGEL



HERMANN BREDEHORST / POLARIS / LAIF

Die Vertrauensfrage

Meinungsfreiheit Das Verhältnis zwischen der Presse und ihren Lesern, dem Fernsehen und seinen Zuschauern scheint gestört. Viele Deutsche misstrauen den Medien. Manche lassen ihrem Hass auf Journalisten freien Lauf. Wie konnte es so weit kommen?

Es ist eigentlich nicht verwunderlich, dass man sich keine bessere Leserin wünschen als Isolde Beck. Sie hat die „Süddeutsche Zeitung“ abonniert, die „Badischen Neuesten Nachrichten“ und den SPIEGEL. Seit vielen Jahren. Und die Rentnerin nimmt sich Zeit, die Blätter gründlich zu studieren.

Doch in den letzten Wochen ist ihre Beziehung zu den Medien in eine Krise geraten. Sie hat das Gefühl, dass „Nachrichten unterdrückt“ würden und „gewisse Dinge nicht ausgesprochen werden dürfen“. Isolde Beck glaubt den Journalisten nicht mehr.

Dem SPIEGEL schickte sie deshalb Anfang Januar einen wütenden Leserbrief zur Titelgeschichte über die Übergriffe in Köln. „Von einer Demokratie oder gar einer Meinungsfreiheit ist in diesem Land nicht mehr auszugehen“, schrieb sie, „und die Medien machen überwiegend mit, weil man ja seine Interviewpartner nicht ver-

prellen will, und auch, weil es wohl ein tolles Gefühl zu geben scheint, die Leser zu manipulieren oder zu verarschen, wie man das auch nennen mag.“ Im Rückblick, sagt Beck, würde sie das nicht mehr so drastisch formulieren. Aber so kurz nach den Übergriffen sei ihre Wut auf die Täter und die Presse groß gewesen, die ihrer Ansicht nach zu spät berichtet hatte.

Beck sah sich in einem Verdacht bestätigt, den sie schon seit Monaten hegte: dass die Medien das Ausmaß der Flüchtlingskriminalität lange verschwiegen hätten. Bereits Ende vergangenen Jahres habe sie sich über Berichte gewundert, nach denen Flüchtlinge nicht krimineller seien als Deutsche. „Woher wollten die Medien das damals schon wissen?“, fragt Beck. Für sie ist klar: „Die Medien haben manipuliert, um die Leute zu beruhigen.“

Die SPIEGEL-Leserin reiht sich damit ein in eine Bewegung, die in den letzten

Wochen an Stärke gewonnen zu haben scheint. Eine Bewegung, die den Journalisten mal mehr, mal weniger laut abspricht, unabhängig zu sein, unvoreingenommen zu berichten.

Es ist ein Phänomen, das sich jeder einfachen Beschreibung entzieht. Laut Umfrage finden 40 Prozent der Deutschen die Medien unglaubwürdig. Und die lautesten Schreier unter ihnen, Menschen wie die Pegida-Organisatorin Tatjana Festerling, fordern auch schon mal öffentlich, die Mistgabeln herauszuholen, um Journalisten aus den Zeitungshäusern zu jagen.

Die Kritik arbeitet sich vor allem an der Berichterstattung über die Flüchtlingskrise ab. Laut einer aktuellen Allensbach-Umfrage glaubt nur ein Viertel der Deutschen, dass die Medien ein korrektes Bild des Bildungsniveaus und des Anteils von Familien und Kindern unter den Flüchtlingen zeichnen.



Pressehetze aus sozialen Netzwerken (Originalzitate)

...UCH GEIFERN...

PRESE

...EIP...

... Alles nur Lügenblätter,
verarschen kann ich mich selber...

... Ob Tagesschau, bild,
Spiegel, focus, die Welt
etc. alles der gleiche,
gleichgeschaltete,
propaganda scheiß...

Isolde Beck ist keine Radikale, sie lehnt die AfD ab. In den Neunzigerjahren brachte sie jugendlichen Zuwanderern Deutsch bei. Trotzdem haben die Tage nach Silvester etwas zerstört. Beck fühlt sich mit ihren Ängsten von den Medien übergangen und auch ein bisschen hilflos, weil ihre Zweifel ein diffuses Gefühl und keine Gewissheit sind. Abbestellen will sie ihre Blätter jedoch nicht. „Wieso?“, fragt sie entsetzt. „Ich kann doch ohne die ‚Süddeutsche‘ nicht leben.“

Es ist ein Fall von enttäuschter, aber nicht von verllorener Liebe. Und es ist ein Fall, der nachdenklich macht. Wie kann eine Frau, die jahrelang den SPIEGEL, die „Süddeutsche“ und die „Badischen Neuesten Nachrichten“ liest, auf die Idee kommen, die Journalisten dieser Blätter würden sie, ihre Leserin, manipulieren?

Man muss unterscheiden. Zwischen denen, die das Unwort „Lügenpresse“ skandieren und Journalisten angreifen, verbal und körperlich. Und denen, die kritisch bis misstrauisch gegenüber den Medien sind.

Die einen bedrohen den Journalismus und die Pressefreiheit. Sie wollen keinen Dialog, keine Transparenz. Sie wollen, dass der Journalismus verschwindet.

Die anderen stellen die Leistungen von Journalisten infrage. Die Kritik mag

manchmal hart ausfallen, ungerrecht und unverständlich. Aber letztlich sind es Fragen, auf die der Journalismus eine Antwort finden muss.

Das Problem ist, dass die Grenzen zwischen beiden Gruppen zerfließen, dass es nicht mehr nur Minderheiten zu sein scheinen, die Journalisten bepöbeln, dass sich in den Foren des Internets und den Leserbriefen ein Ton ausbreitet, der gehässiger wird, aggressiver. Dass Wut in Hass umschlägt. Und Hass in Gewalt.

Da gibt es Leute wie Uwe Ostertag, der im Internet Journalisten als „kadavergehorsame Schmierfinken“ beschimpft. Er nennt sie „Hunde“, die „erschlagen“, „in einen Sack gesteckt“ und „in einem Weiber ersäuft“ werden sollten. Er bezeichnet

... Wahrheits-
gehalt eurer Artikel
im 1stelligen
Prozentbereich...

... Verlogene
Drecksmedien...

... Euch kriegen wir
auch noch! Redaktions-
namen, Angehörige
und Familie. Alles kein
Ding heutzutage...

... Ekelhafte Propaganda.
Ihr seid die schlimmsten
Hetzler seit Göbbels...

... ihr seid wirklich
Abschaum...

sie als „Ratten“, „Zombies“, „Kakerlaken“, die „durch den Kammerjäger vernichtet“ werden müssten.

Da gibt es Publikationen wie das deutschsprachige Magazin „Compact“. Es ruft dazu auf, „Deutschlands schlimmsten Lügenjournalisten“ zu wählen. Für „Compact“ ist „Panorama“-Moderatorin Anja Reschke eine „Multikulti-Sirene“, ARD-Reporterin Golineh Atai eine „Kalte Kriegerin“. Die SPIEGEL-Kolumnisten Jakob Augstein und Georg Diez sind „der Antideutsche“ und „der Asyl-Prediger“.

Die Wut, der Hass, die Feindseligkeit werden längst nicht mehr nur verbal ausgelebt. Journalisten werden bedrängt und beschimpft, sie werden mit Fahnenstangen geschlagen, mit Pfefferspray angegriffen (siehe Grafik).

Es sind ja nicht etwa Umgangsformen, die da zerfallen. Es ist ja nicht etwa so, dass da bloß der Ton verrutscht.

Es ist der Versuch, Angst zu machen. Es ist der Versuch, eine Jagdstimmung zu erzeugen, in der Journalisten zum Ziel werden, als Gruppe und einzeln. Es ist der Versuch, die demokratischen Medien mundtot zu machen.

Und der Versuch bleibt nicht ohne Wirkung.

Eine prominente Fernsehjournalistin zog es vor, mit dem SPIEGEL lieber nicht über die Claqueure der „Lügenpresse“ zu reden, seit sie beobachtet hat, wie Kollegen, die sich öffentlich dazu äußern, mit Hassmails überzogen werden. Sie wolle sich nicht „an prominenter Stelle zu einer noch größeren Zielscheibe“ machen.

Das mag überzogen klingen. Aber wer sich einmal in die Untiefen der Internetforen begeben hat, wer sich durch die Leserbriefe und Zuschauerpost arbeitet, mit denen in den vergangenen Monaten Redaktionen geradezu geflutet wurden, der kann verstehen, dass da jemand, der eigentlich nicht als besonders ängstlich gilt, Zurückhaltung übt.

Es macht sich zudem, auch das gehört dazu, unter Journalisten eine gewisse Ermüdung breit. Lohnt es sich überhaupt, mit den Lesern und Zuschauern, die den Journalisten ohnehin nicht mehr glauben, zu reden?

Auch Rolf Christoffer hat seinem Unmut über die Medien in einem Brief Luft gemacht. Er schrieb an seine Heimatzeitung, das „Mindener Tageblatt“, dass er sie als „kleine aber feine regionale Zeitung geschätzt und gern gelesen“ habe. Nun aber höre er, der Chefredakteur habe „im vorausseilenden Gehorsam gegenüber den Regierenden“ einen „Maulkorbkodex“ geduldet.

„Werden Sie von Parteien bezahlt oder von Ihren Lesern?“, fragte Christoffer. Und drohte: Wenn es derartige Verabredungen mit dem Land Nordrhein-Westfalen oder dem Bund geben solle, „kündige ich meine bisher geachtete Tageszeitung, das ‚Mindener Tageblatt‘ sofort und werde mich nur noch in den Foren des Internets informieren“.

Das „Mindener Tageblatt“, gegründet 1856, Auflage 31 000 Exemplare, ging mit dem Anwurf ungewöhnlich um. Chefredakteur Christoph Pepper beantwortete das Schreiben nicht nur ausführlich, er machte den Briefwechsel im redaktions-eigenen Blog auch öffentlich.

Nein, antwortete Pepper. Verabredungen gebe es nicht. Weder zwischen „der Presse“ und „den Parteien“ noch zwischen einzelnen Zeitungen und Parteien, „jedenfalls keine, die mir bekannt wären“. Schon gar nicht gebe es eine Regierungsgewalt, die Medien über Gesetze oder Verordnungen in ihrem Veröffentlichungsverhalten steuern könnte.

Weiter schrieb Pepper: Das „Mindener Tageblatt“ gehöre seit sechs Generationen einer ortsansässigen Verlegerfamilie, „deren Wahlverhalten mir – wie übrigens auch umgekehrt – unbekannt ist“.

Peppers Antwort kam gut an, im Netz, aber auch beim Leserbriefschreiber Christoffer. Mit einer so ausführlichen Replik des Chefredakteurs habe er nicht gerechnet, sagt er. Doch konnte der Brief nichts daran ändern, dass der 70-Jährige unzufrieden ist. Mit den Medien. Mit den Politikern. Mit Deutschland. „Die Republik ist

komplett auf links gestrickt“, sagt Christoffer. Er zitiert Umfragen, denen zufolge weit mehr Journalisten der SPD oder den Grünen naheständen als etwa der CDU. „Kein Wunder, dass der Konservatismus ausgelöscht wird.“

Christoffer hat sich zu Weihnachten selbst ein Geschenk gemacht, das Buch „Gekaufte Journalisten“ des ehemaligen „FAZ“-Redakteurs Udo Ulfkotte. Darin stehen Behauptungen wie: Die Pressefreiheit sei nur eine Illusion, die Alpha-Journalisten seien der verlängerte Arm der Nato-Pressestelle.

Ulfkottes Buch ist im Kopp-Verlag erschienen, einem Sammelbecken für Verschwörungstheoretiker. Kopp publiziert Werke von Ufologen, aber auch von Autoren, die behaupten, die Amerikaner selbst hätten 2001 die Türme des World Trade Center zerstört. Monatelang war Ulfkotte mit seinem Buch in den Bestsellerlisten zu finden. „Gekaufte Journalisten“ ist die Bibel aller, die vom Glauben an die deutschen Medien abgefallen sind. Ulfkottes Kritiker sehen das Buch als Rachefeldzug gegen die „FAZ“, aus deren Redaktion dieser im Unfrieden geschieden war.

Christoffer teilt die Einschätzung der Kritiker sogar. Trotzdem ist er wie Ulfkotte der Meinung, Journalisten hielten nicht genügend Abstand zu den Politikern, vor allem jene in Berlin. Ihm sei zu Ohren gekommen, zu Beginn der Flüchtlingskrise habe Angela Merkel Journalisten der großen Verlage ins Kanzleramt eingeladen und mit ihnen ausgemacht, wie über das Thema zu berichten sei. Nämlich dass die negativen Folgen der Flüchtlingspolitik kaschiert werden sollen. Die von der Einladung ins Kanzleramt gebauchpinselten Journalisten, so stellt Christoffer sich das vor, hätten sich dem gefügt.

Solche Runden gibt es nicht. Allerdings gibt es sogenannte Hintergrundgespräche, zu denen Minister und die Kanzlerin Journalisten einladen. Das ist ein normaler Vorgang. Diese Treffen dienen nicht dazu, sich Weisungen abzuholen, sondern Informationen zu erlangen. In diesem geschützten Kreis geben Politiker Dinge preis, die sie



Video: Fünf Klischees in der Lügenpresse-Debatte

spiegel.de/sp072016presse oder in der App DER SPIEGEL

„Mit Wucht ins Gesicht“ Chronologie der Gewalt gegen Journalisten von Januar 2015 bis Januar 2016 (ausgewählte Fälle)

26. Januar 2015, Duisburg	9. März, Dortmund	27. April, Berlin	28. September, Dresden	23. November, Dresden
Bei einer Dügida-Demonstration werden Kameraleute von WDR und RTL behindert. Sie werden mit Taschenlampen angeleuchtet, dann folgen Sprechchöre: „Lügenpresse, auf die Fresse“.	Im Umfeld einer Neonazi-Kundgebung gegen Flüchtlingsheime wird der Journalist Marcus Arndt attackiert. Er wird von hinten mit Steinen beworfen, ein Stein trifft ihn am Kopf.	Einem Journalisten der Nachrichtenagentur Berlin-Türk wird auf einer Bärigida-Kundgebung eine etwa drei Meter lange Fahnenstange in den Rücken gerammt. Zuvor wurde der Kameramann als „Scheißkanake“ beschimpft.	Vor dem Sächsischen Landtag greifen Pegida-Demonstranten zwei am Straßenrand stehende Journalisten an. Ein Mitarbeiter des MDR bekommt einen Tritt, ein Journalist der „Dresdner Neuesten Nachrichten“ einen Faustschlag ins Gesicht.	Ein Kameramann, der für das Erste Russische Fernsehen tätig ist, wird bei einer Pegida-Kundgebung angegriffen und kommt verletzt ins Krankenhaus.

öffentlich nie sagen würden. Weil es sich nicht mit ihrem Amt verträgt. Oder mit der Parteiräson.

Journalisten dürfen aus diesen vertraulichen Gesprächen nicht direkt zitieren, so die Vereinbarung. Aber sie dürfen die Informationen für ihre Berichte verwenden. Wie sie mit dem jeweiligen Thema umgehen, liegt in ihrer eigenen Verantwortung.

Siegfried Vollmert, 57, ist Einkaufs- und Vertriebsleiter eines Stahlunternehmens in Essen. Er ist viel unterwegs, fährt 80 000 Kilometer im Jahr durch Europa. Er glaube nicht mehr, was die Zeitungen schreiben, sagt er. Er sehe sich die Dinge lieber selbst vor Ort an.

Im vergangenen Jahr habe er deshalb bei einer seiner Touren einen Zwischenstopp in Dresden gemacht – um sich anzuschauen, wer da eigentlich für Pegida auf die Straße gehe. Wenn er wissen wolle, wie es um die Kriminalität in Flüchtlingsunterkünften stehe, befrage er Polizisten in seinem Bekanntenkreis.

Vollmert hat die „Süddeutsche Zeitung“, den „Iserlohner Kreisanzeiger“ und den „Focus“ abonniert. Jeden Samstag kauft er am Kiosk den SPIEGEL. „Dass die Medien an Auflage verlieren, muss einen Grund haben“, sagt er, „Otto Normalverbraucher hat ein feines Gespür dafür, wenn er verschaukelt wird.“ Er wirft den Medien vor, den Blick für die Interessen und Nöte ihres Publikums verloren zu haben. Lehrermangel, schlechte Hygiene in Krankenhäusern, die Zunahme von Wohnungseinbrüchen – all das würden Journalisten ignorieren, weil sie sich in ihren Elfenbeintürmen verschanzten. „Sie horchen nicht, was unten passiert.“

Vollmert war nach eigenen Angaben CDU-Mitglied. Später habe er einmal Flyer für die AfD verteilt, weil er einem Freund helfen wollte, der sich zur Wahl gestellt habe. Mit den Inhalten der Partei könne er sich aber nicht identifizieren. Der Zulauf, den die AfD aktuell erfährt, mache ihm vielmehr Angst. Die Medien trügen daran jedoch eine Mitschuld. Sie hätten



Leser Vollmert

„Sie horchen nicht, was unten passiert“

migrantische Parallelgesellschaften nicht entschieden genug angeprangert, und das habe rechten Stimmungsmachern genutzt. „Die Presse hat sich von der Politik und ihrer Mission der politischen Korrektheit missbrauchen lassen.“

Wenn man ein wenig recherchiert, stößt man darauf, dass Vollmert bei der Iserlohner Ratswahl 2014 als einer der Kandidaten der AfD erscheint. Er sagt, er könne sich nicht erklären, wie er auf die Liste gekommen sei. Beim Wahlamt der Stadt heißt es, jede Kandidatur werde geprüft. Vollmert habe seiner Aufstellung schriftlich zugestimmt. Es gebe keine Zweifel an der Echtheit der Unterschrift. Vollmert bleibt bei seiner Darstellung: Er habe davon bis dato nichts gewusst.

In einer Umfrage im Auftrag des WDR Ende Oktober bejahten mehr als 40 Prozent die Aussage, dass Staat und Regierung Einfluss auf die Berichterstattung nähmen. Und jeder Fünfte hielt den Begriff „Lügenpresse“ für gerechtfertigt.

Ein weniger alarmierendes Bild ergibt sich, wenn man den Blick weitet. Aus den Daten des Allensbach-Instituts lässt sich rekonstruieren, wie sich das Vertrauen der Deutschen in die Medien in den letzten 25 Jahren verändert hat. Das Ergebnis: erstaunlich wenig. In regelmäßigen Umfragen gaben in den zwei Jahrzehnten nach der Wiedervereinigung stets zwischen 30 und 40 Prozent der Befragten an, „den Zeitungen“ ziemlich oder sehr viel Vertrauen entgegenzubringen. Der Wert ist

über die Jahre verhältnismäßig konstant geblieben, seit 2012 stieg er sogar auf mehr als 45 Prozent.

Dass im Umkehrschluss mehr als die Hälfte der Deutschen der Presse wenig oder gar nicht vertraut, klingt dennoch beunruhigend. Es heißt aber nicht, dass diese Gruppe Journalisten grundsätzlich für manipulativ und tendenziös hält.

„Ich würde vermuten, dass die Mehrheit davon den Medien eher eine gesunde Skepsis entgegenbringt“, sagt der Münchner Kommunikationswissenschaftler Cars-

ten Reinemann, der mehrere Statistiken ausgewertet hat. Hinzu kommt: Anderen Institutionen wie Parteien, Kirchen oder der Bundesregierung misstrauen die Deutschen vergleichbaren Umfragen zufolge ebenso stark – oder noch stärker.

Reinemann hat in einer nichtrepräsentativen Vorstudie die Motive und Ansichten extremer Medienkritiker untersucht. Dafür suchten seine Studenten über einschlägige Facebook-Gruppen Kontakt zu Menschen, die den Medien kein Wort glauben. Mit rund tausend kamen sie ins Gespräch – aus allen politischen Lagern.

Unabhängig von ihrer politischen Haltung neigten die Befragten dazu, die Eliten des Landes abzulehnen. Außerdem fühlten sie sich häufig von den Medien nicht vertreten und sogar bedroht. Als Reaktion wandten sie sich oftmals sogenannten alternativen Medien zu – und kommentierten in Onlineforen. Dass so viele extreme Medienkritiker aus dem bürgerlichen Milieu stammen, nicht etwa aus der Unterschicht, wundert Reinemann nicht: „Geringes Vertrauen in Institutionen hat nicht viel mit dem Bildungsniveau zu tun.“

Als sich ZDF-Moderatorin Dunja Hayali, 41, am vergangenen Samstag für die Goldene Kamera bedankte, war es, als breche alles aus ihr heraus, was sie in den vergangenen Monaten in sich hineinfressen musste. Hayali hatte sich immer wieder journalistisch mit Pegida beschäftigt, hatte den direkten Dialog

25. November, Cottbus

Die Leiterin des ZDF-Studios in Potsdam, Britta Hilpert, wird auf einer AfD-Kundgebung mit dem Titel „Asylchaos stoppen“ von Demonstranten attackiert. Die Polizei schreitet ein. Die Menge skandiert mehrmals: „Lügenpresse, Lügenpresse!“



28. November, Nürnberg

Der Journalist Jonas Miller bekommt per Mail eine fingierte Todesanzeige zugeschickt, die auf seinen Namen lautet.

9. Januar 2016, Köln

Bei einer Pegida-Demonstration am Breslauer Platz wird ein Journalist verletzt und ins Krankenhaus gebracht. Die „Kölnische Rundschau“ berichtet ferner, dass Journalisten „mit Glasflaschen und Bechern mit heißem Kaffee beworfen“ worden seien.

11. Januar, Leipzig

Der MDR berichtet auf Twitter, dass eine seiner Reporterinnen am Rande einer Pegida-Demo „von einer Frau erst das Handy aus der Hand, dann mit Wucht ins Gesicht geschlagen“ worden sei.

mit genau jenen Menschen gesucht, die den Medien vorwerfen zu lügen. Mitunter war ihr dabei blanker Hass entgegengeschlagen.

Erst wenige Tage vor der Preisverleihung hielt ein Mann mitten in Berlin-Kreuzberg mit seinem Fahrrad vor ihr an und schrie ihr ins Gesicht: „Lügenpresse, Lügenfresse!“ Die Journalistin war geschockt. Sie fürchtete, dass sie körperlich angegriffen werden würde. Aber der Mann setzte sich wieder aufs Rad und brüllte im Fahren weiter seine Parole.

Hayali erzählte am Samstagabend von diesem Vorfall. Und sie sagte Dinge, die eigentlich selbstverständlich sind. Sie verurteilte Hass und Rassismus, gestand ein, dass Journalisten auch nur Menschen seien, die selbstverständlich Fehler machten. Und fragte: „Glaubt eigentlich irgendjemand, dass das irgendwas bringt, dieser ganze Hass?“

Die Zuschauer im Saal applaudierten stehend. Hayali bekam Hunderte Mails und Facebook-Kommentare, fast alle waren voller Anerkennung. Eine Frau schrieb: „Danke; hatte Tränen in den Augen!“ Eine andere nannte Hayali „ein Vorbild für die gesamte Menschheit!“

Im Januar hatte Hayali zwei Zuschauer besucht, die über Facebook die Berichterstattung des Senders kritisiert hatten. Über ihre Treffen drehte sie einen Beitrag für das „Morgenmagazin“.

Der eine Zuschauer, ein Tourismusmanager aus Bayern, bemängelte, die Medien würden sich immer an einem Thema festbeißen. Erst sei es die Ukraine gewesen, dann Griechenland, aktuell die Flüchtlinge. Auf die Probleme des Einzelhandels oder die Arbeitslosigkeit hingegen schaute niemand. Der andere, Geschäftsführer einer Firma in Brandenburg, warf Hayali vor, das ZDF lüge und werde gesteuert, von wem auch immer. Hayali versicherte ihm,



Journalistin Hayali bei Goldene-Kamera-Verleihung am 6. Februar

„Wir müssen mit unseren Kritikern ins Gespräch kommen“

ihr habe noch nie irgendwer reingeredet, sie könne ihre Fragen frei formulieren. Trotzdem glaube er vieles nicht, sagte der Mann, etwa die ZDF-Berichte über Flüchtlinge an der ungarischen Grenze. Lieber schaue er zu dem Thema Beiträge von Hobbyfilmern auf YouTube an. Hayali wollte wissen, warum. „Weil das so viele verschiedene sind.“

Ihre Redaktion habe 110 kritische Zuschauer bei der Vorbereitung des Beitrags angesprochen, sagt Hayali. Viele seien nicht zu einem Treffen bereit gewesen. Andere seien beim Vorgespräch rausgefallen, etwa weil sie den Holocaust leugneten. Oder weil sie einer Auseinandersetzung argumentativ nicht gewachsen wären. Am Ende sei nur noch eine Handvoll übrig geblieben.

Mit dem Ergebnis ist Hayali zufrieden. Beide Männer hätten ihr zum Abschied die Rückmeldung gegeben: Sie würden zwar ihre Einstellung nicht teilen, fänden es aber gut, dass sie auf sie zugegangen sei. „Wenn wir unsere Glaubwürdigkeit zurückgewinnen wollen, müssen wir mit unseren Kritikern ins Gespräch kommen. Wir müssen ihnen erklären, wie wir arbeiten“, sagt Hayali. „Vielleicht ist das unsere neue Aufgabe im Jahr 2016. Dazu gehört es auch, Fehler zuzugeben. Aber Fehler sind keine Lügen.“

Hayali, deren Familie aus dem Irak stammt, hat sich nach der Kölner Silvesternacht gefragt: Haben wir grundsätzlich etwas falsch gemacht? Waren wir blind, als im August die Willkommenskultur gefeiert wurde? Haben wir Dinge übersehen? „Offensichtlich gab es Tabus in der Diskussion über den Umgang mit Flüchtlingen. Aber für mich gab es die nicht. Wir haben im ‚ZDF-Morgenmagazin‘ ziemlich früh auch über Schlägereien in Flüchtlingsheimen berichtet. Ich konnte die Dinge immer beim Namen nennen, und ich glaube nicht, dass

das an meinem Migrationshintergrund liegt.“

Allerdings habe sie gemerkt, wie schnell man als Journalistin abstupfen könne. Seit September, als die Kanzlerin Flüchtlinge aus Ungarn einreisen ließ, melden sich immer wieder Facebook-Nutzer bei Hayali mit Hinweisen auf Flüchtlinge, die angeblich deutsche Frauen vergewaltigt oder massenhaft Diebstahl begangen hätten. „Anfangs bin ich noch allem nachgegangen. Aber nichts davon hat gestimmt.“

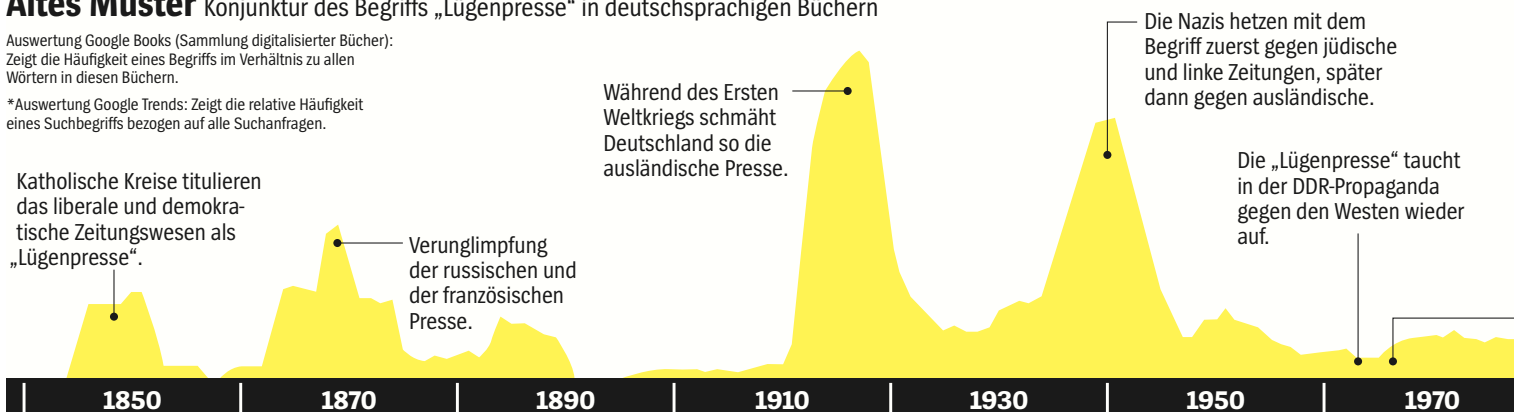
Philipp Karger ist 33 Jahre alt, Ingenieur, und er informiert sich kaum noch über die klassischen Medien. „Ihr bekommt eure Informationen von oben, das ist eindeutig“, glaubt er. Köln habe das gezeigt. Dass die Medien erst mit Verzögerung auch über die Herkunft der mutmaßlichen Täter berichteten, sei eine Anweisung der Bundesregierung gewesen oder einer anderen zumindest regierungsnahen Institution. Er ist sich so sicher, dass er ganz verwundert reagiert, wenn man den Vorwurf zurückweist. „Ich dachte, das wäre schon offiziell bestätigt“, sagt er. Die Medien müssten so handeln, damit Merkels Flüchtlingspolitik nicht untergraben werde.

Zuletzt hielt Karger die „Tagesschau“ noch für neutral, aber seit den Silvesterereignissen in Köln nicht mehr, als einige

Altes Muster Konjunktur des Begriffs „Lügenpresse“ in deutschsprachigen Büchern

Auswertung Google Books (Sammlung digitalisierter Bücher): Zeigt die Häufigkeit eines Begriffs im Verhältnis zu allen Wörtern in diesen Büchern.

*Auswertung Google Trends: Zeigt die relative Häufigkeit eines Suchbegriffs bezogen auf alle Suchanfragen.



Medien erst spät darüber berichteten. Er bekommt seine Informationen aus dem Netz, über seine Facebook-Timeline. Dort hat er Seiten abonniert wie: „Heute sind wir tolerant – Morgen fremd im eigenen Land“, „Schweinfurt WEHRT SICH – Asylmissbrauch nein Danke“, dazu die Facebook-Auftritte der Burschenschaft Germania Würzburg und der AfD.

Ihm sei klar, dass durch die Facebook-Seiten auch „viel Schrott“ verbreitet werde, sagt Karger. Den Medien glaube er aber schon seit vielen Jahren nicht mehr. Sie würden einzelnen Parteien zuarbeiten, um dann nach einer gelungenen Wahl belohnt zu werden, etwa durch Spenden oder exklusive Informationen, glaubt Karger. „Ich bin kein Verschwörungstheoretiker, aber ich glaube schon, dass wir ganz schön verarscht werden“, sagt er.

Das Mittel, mit dem der Vorwurf der „Lügenpresse“ seine eigentliche Wucht bekommt, ist das Gerücht. Dinge, die „man“ irgendwo gehört hat, die aber nirgends in den Medien auftauchen.

Ob ein Gerücht wahr ist oder falsch, ist nicht entscheidend. Seine Kraft bezieht es aus einer „Steigerung der Emotionen“, schrieb der russische Soziologe L. A. Byssow schon 1928, „die mit dem Gerücht verbunden sind, wenn man sich gegenseitig ansteckt“. Ein Blick in die Kommentarspalten im Internet, die sich dem Thema Flüchtlinge widmen, genügt, um das zu begreifen. „Ist der Ton in eine Richtung gesetzt, dann gibt es selten einen Stimmungswechsel“, sagt „Hart aber fair“-Redaktionsleiter Georg Diederhagen. Im Onlinegästebuch der Plasberg-Sendung vom 18. Januar kann man das gut sehen. Da ging es um „frisierte Polizeiberichte, bevormundete Bürger – darf man bei uns noch alles sagen?“.

Die Mehrzahl der Zuschauer, die dort diskutieren, glaubt nicht an eine freie Pres-



Medienskriptor Karger

„Ihr bekommt eure Informationen von oben“

se oder kritische Berichterstattung. Manche vermuten eine direkte Telefonleitung ins Kanzleramt. Es ist eine gruselig-wohlige Gemeinschaft, in der einer dem anderen bestätigt, was der woanders aufgeschnappt hat. Eine Echokammer des Hörsagens.

Nun hat es diese Spiralen des Weitererzählens von Gerüchten schon immer gegeben. Kriegsparteien bedienten sich schon immer des Gerüchts. Jede Unternehmensintrige spielt damit. Doch das Internet gibt dem Gerücht eine besondere Dynamik. Und die stellt den Journalismus vor Probleme.

„Die Leser und Nutzer verlangen eine immer schnellere Einordnung und Bewertung von Ereignissen“, sagt die Chefredakteurin der „Berliner Zeitung“, Brigitte Fehrl. „Sie wollen schnelle Wahrheiten. Das ist absurd. Wir als Journalisten müssen uns an Fakten halten. Ein Journalist muss eine Vermutung Vermutung nennen und ein Gerücht Gerücht. Anders geht es nicht.“ Ihr fällt auf, dass die Reaktion je nach Kanal unterschiedlich sei. Die Leser der gedruckten Zeitung seien auch empört. „Aber für dieselben Texte haben Kollegen aggressive, beleidigende Posts bekommen und immer wieder Androhungen von Gewalt bis hin zu Morddrohungen, wenn die Artikel online veröffentlicht wurden.“

Fehrl ist nicht technikfeindlich, sie lobt die Reichweite, die ihr Blatt dank des Internets hat. Doch sie beobachtet, dass im Digitalen bei manchen Leuten die Tendenz zur kommunikativen Verrohung befördert werde. „Vor 20 Jahren saßen die Leute zu fünft am Stammtisch, haben wilde Thesen diskutiert und womöglich auch Drohungen ausgesprochen. Damit hatte es sich dann.“ Heute hätten diese Leute im Netz einen „unbegrenzten Echo-raum, der sie offenbar zu immer radikaleren Ausfällen ermutigt“.

Das führt zu einer Frage, die nicht nur den Journalismus berührt, sondern die grundsätzlich ist: Wie internetkompatibel ist die Demokratie?

Oder eben: Wie verändert das Internet die Demokratie?

Die Demokratie, so wie sie bisher in Deutschland geregelt ist, ist eine repräsentative. Wähler wählen, Abgeordnete entscheiden. Das Gegenstück dazu ist die direkte Demokratie. Im Idealfall entscheiden hier alle alles.

Bei der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 hat man sich gegen die direkte Demokratie entschieden – auch aus Angst davor, was der direkte Volkswille anrichten kann.

Wenn man so will, sind auch die Medien in Deutschland repräsentativ. Ausgebildete Journalisten haben es zu ihrem Beruf gemacht, die Nachrichten zu gewichten und zu entscheiden, was wichtig und was nicht so wichtig ist.

Nicht die einzelnen Journalisten haben die Macht, sondern die Institution, für die sie arbeiten, etwa Zeitungen oder Magazine. Sie müssen sich am Markt behaupten und können ihre Haltungen frei wählen. Von der konservativen „FAZ“ bis zur linken „taz“ war das ein über Jahrzehnte eingeübter gesellschaftlicher Prozess, der mehr oder weniger gut lief.

Das Internet hat all das durcheinandergebracht. Es fördert den antiinstitutionellen Impuls der Menschen. Das Antielitäre. Das Autonome.

Im Grunde ist das nicht schlecht. Im Gegenteil: Am Anfang war das Internet mit der Hoffnung behaftet, es könne den Prozess der Information und Meinungsbildung entscheidend demokratisieren. Das Wissen sollte befreit werden, die Kontrolle über Wissen, über Nachrichten, über Informationen sollte aufgehoben werden. Das Internet war das Versprechen einer radikal anderen Öffentlichkeit.

Und in vielem erfüllt sich dieser Traum: Man kann heute mit einem Klick so viel wissen, lernen, diskutieren wie nie zuvor. Die Menschheit ist potenziell klüger als je zuvor.

Gleichzeitig hat aber die übergroße Freiheit, die das Internet brachte, auch ihre negative Seite: Wer jederzeit alles wissen kann, der verliert irgendwann die Übersicht. Das Problem ist, dass das Internet dauernde Verfügbarkeit und damit letztlich auch dauernde Kontrolle suggeriert: Wenn alles gewusst werden kann, dann gibt es auch auf alles Antworten.

Das hat viele Menschen misstrauischer gemacht. Sie halten die Widersprüche nicht mehr aus, die sie vorher so nicht kannten. Sie protestieren gegen eine komplexe Wirklichkeit und reduzieren sie auf Schwarz und Weiß, Lüge und Wahrheit.

Je mehr die Menschen zu wissen glauben, desto weniger können sie damit um-

Vorläufiger Höhepunkt der Pegida-Demos. Seit Ende 2014 beschimpft Pegida die deutschen Medien als „Lügenpresse“.

Konjunktur der Suchanfragen des Begriffs „Lügenpresse“ bei Google*

DER SPIEGEL

2015

Benutzung des Ausdrucks sowohl in links- als auch in rechtsradikalen Kreisen.

1990

2010

DER SPIEGEL

Geschichte

„Der deutsche Kolonialismus und sein Erbe“

Mittwoch · 24. Februar 2016
20 Uhr

Prof. Dr. Jürgen Zimmerer
diskutiert mit
dem SPIEGEL-Redakteur
Dietmar Pieper

BUCERIUS KUNST FORUM
Hamburg



© Clara Ervedosa

Der Historiker Jürgen Zimmerer ist ein exzellenter Kenner der Kolonialgeschichte. Er ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg und leitet dort die vor kurzem eingerichtete Forschungsstelle über das koloniale Erbe der Stadt.

www.spiegel-geschichte.de

FORUM GESCHICHTE

Eine Kooperation von
SPIEGEL GESCHICHTE und
BUCERIUS KUNST FORUM

Die Eintrittskarte (€ 10,-/€ 8,-) berechtigt am Veranstaltungstag zum Besuch der Ausstellung „Picasso. Fenster zur Welt (6. Februar bis 16. Mai 2016)“. Die Ausstellung ist am Veranstaltungabend von 19.00 bis 19.45 Uhr exklusiv für Veranstaltungsgäste geöffnet. Tickets sind im Bucerius Kunst Forum und in allen bekannten Vorverkaufsstellen erhältlich.

Medien

gehen. Einerseits glauben sie niemandem mehr, andererseits glauben sie oft fanatisch das Falsche. Das ist das Paradox des digitalen Zeitalters.

Doch wie geht man damit um? Wie gehen Journalisten überhaupt mit den Vorwürfen um, den Unterstellungen und dem offenen Hass?

Vielleicht muss man zur Beantwortung dieser Frage zurückgehen bis zum letzten Sommer, als Deutschland, wenn auch nur für wenige Tage, fasziniert davon war, in den Spiegel zu schauen und ein völlig anderes Deutschland zu sehen. Die ersten Tage der heute bei manchen so verhassten Willkommenskultur.

Es waren Tage, in denen das Land von sich selbst überrascht war, von seiner Beliebtheit im Ausland, davon, dass Deutsche nicht nur Flüchtlingsheime anzünden, wenn Fremde kommen, sondern millionenfach helfen.

Dieses andere Deutschland war in jenen Tagen die große Nachricht. Und wie jede große Nachricht überstrahlte sie alles. In diese Situation sofort mit der kritischen Frage hineinzugrätschen, ob das alles überhaupt funktionieren kann, könnte vielleicht etwas viel verlangt sein. Auch Journalisten leben nicht außerhalb der Zeit. Nicht außerhalb von Stimmungen. Auch Journalisten haben Erwartungen und Ängste, politische Überzeugungen, ethische Werte.

Wichtig ist nur, dass Journalisten sich das immer wieder bewusst machen. Nur dann können sie dafür sorgen, dass es ihre Sicht auf die Realität nicht verstellt, dass es ihre Berichte nicht einseitig färbt. Nur dann können sie sehen, dass am Anfang vielleicht zu wenige kritische Fragen gestellt wurden, um sich dann – wie geschehen – diesen Fragen zuzuwenden.

Vor allem müssen Journalisten sich und ihre eigene Arbeit immer wieder infrage stellen lassen. Von sich, von Kollegen, von Lesern. Sie sollten sich nur nicht von den Feinden der Presse in einen Kampf hineinziehen lassen, in dem sich eben diese Feinde als Opfer darstellen können.

Der Chefredakteur des Mitteldeutschen Rundfunks, Stefan Raue, sagt deshalb über sein Verhältnis zu allen Gruppen, die den Vorwurf des „Lügenmediums“ erheben: „Wir nehmen die Kriegserklärung nicht an.“

Der MDR berichtet kritisch über die AfD und Pegida. Aber Raue hat es immer abgelehnt, etwa Partner von Benefizveranstaltungen gegen Pegida zu sein. Raue redet mit den Landtagsfraktionen der AfD. MDR-Journalisten laden Pegida-Anhänger in die Redaktion ein, damit sie sich die Arbeit dort ansehen können.

Sich selbst immer infrage zu stellen, aber nicht provozieren zu lassen, heißt

auch, nicht hysterisch zu reagieren. Die eigenen Maßstäbe, was eine Nachricht ist und was nicht, nicht verbiegen zu lassen, aus Angst, sonst als Unterdrücker der Wahrheit am Pranger zu stehen.

Raue sieht diesen Punkt erreicht: „Die AfD und ihre Themen sind in den Medien überpräsent. Die Medien reagieren hysterisch.“ Es werde in einem Ausmaß über die Risiken der Zuwanderung berichtet, dass es nicht mehr verhältnismäßig sei. „Plötzlich wird eine Grapscherei im Schwimmbad zur zweiten Meldung in den Nachrichten.“

Und was ist mit dem Misstrauen in die Presse? Was ist mit den vielen, die nicht mehr so recht wissen, wem sie glauben sollen, warum sie Journalisten vertrauen können?

Der österreichische Fernsehmoderator Armin Wolf, eine journalistische Institution im Nachbarland, hat darauf eine ganz einfache Antwort: „Erklären, erklären, erklären.“ Wie Journalisten arbeiten, wie sie sich ihre Meinung bilden, wie sie Fakten prüfen. „Natürlich machen Journalisten Fehler“, sagt er. „Aber ich kenne keinen einzigen Journalisten, der seine Fehler mit Absicht macht.“

Wolf hat den Aufstieg der rechtspopulistischen FPÖ und ihres einstigen Frontmanns Jörg Haider begleitet. Eigentlich ist Österreich also ein mahndendes Beispiel dafür, was geschehen kann. Wolf empfiehlt den deutschen Medien dennoch mehr Gelassenheit. „Wir dürfen unsere Mittel nicht überschätzen“, sagt er.

Als Moderator bekomme man immer die Empfehlung, die Rechten bei ihrer inhaltlichen Leere zu packen. „Aber so simpel ist das nicht. Die meisten sind so gut geschult, dass sie auch zehn Minuten hartes Interview durchhalten.“ Gegen Gerüchte und Gerüchtemacher helfe nur Recherche, Faktencheck, Sorgfalt. Und die brauchten eben Zeit.

Einen Punkt allerdings macht er in der Kritik der Leser und Zuschauer an den Medien aus, den er zumindest ansatzweise teilt. Dass Journalisten den Alltag vieler Milieus kaum noch kennen würden, dass sie soziale Konflikte am unteren Rand der Gesellschaft nicht mehr direkt wahrnehmen.

„Die Akademisierung unseres Berufs ist auch ein Problem“, meint Wolf. „Dass Journalisten oft nicht mehr da präsent sind, wo es wehtut – da ist etwas dran.“

Markus Brauck, Georg Diez, Alexander Kühn,
Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik,
Vanessa Steinmetz

Wir würden gern Ihre Meinung wissen über die deutschen Medien, die Arbeit von Journalisten und die Berichterstattung des SPIEGEL.

Bitte schreiben Sie uns unter:
vertrauensfrage@spiegel.de

DFB-Affäre

Brisante Notiz

In der Sommermärchen-Affäre hat eine der Schlüsselfiguren offenbar Gedächtnislücken. Bislang behauptete Horst R. Schmidt, Vizepräsident des deutschen Organisationskomitees für die Fußball-WM 2006 (WM-OK), er sei erst Ende 2004 über das dubiose 6,7-Millionen-Euro-Darlehen des Ex-Adidas-Chefs Robert Louis-Dreyfus an die deutschen WM-Planer informiert worden. Nun liegen Unterlagen aus der Reisekasse des DFB vor, die den Verdacht nahelegen, dass Schmidt die Unwahrheit gesagt hat. Dabei handelt es sich um Flugbuchungen aus dem Herbst 2003 für Schmidt und den kurz zuvor berufenen Vizepräsidenten des WM-OK, Theo Zwanziger. Grund für die Reise nach Lugano soll ein Besuch bei Louis-Dreyfus gewesen sein, bei dem Schmidt und Zwanziger vergebens versuchten, den Milliardär zum Verzicht auf die Rückzahlung des Kredits zu bewegen. Kurze Zeit später bedankte sich Schmidt in einem Brief an Louis-Dreyfus für „das konstruktive Gespräch“.

Schmidt und Zwanziger haben als Zeitpunkt der Visite bei Louis-Dreyfus bislang das Frühjahr 2005 angegeben. Auch handschriftliche Aufzeichnungen Schmidts aus dem März 2003 nähren Zweifel an seiner bisherigen Version. Dort hatte er unter anderem die Worte „Bin Hammam, WM-OK, 6,7-Millionen“ notiert. Mohamed Bin Hammam, ehemals Mitglied des Fifa-Exekutivkomitees, steht im Verdacht, die 6,7 Millionen Euro empfangen und möglicherweise als Schmiergeld weiterverteilt zu haben.

Vom SPIEGEL zu dieser Notiz befragt, teilte Schmidt mit: „Von einer Zahlung an Bin Hammam habe ich bis heute keine Kenntnis. Von dem Vorgang ‚Darlehen Dreyfus‘ hörte ich Ende 2004 erstmals.“

amp, gla, js



Alonso

AVANTI / IMAGO SPORTFOTODIENST

Fußball

Netto statt brutto

Ob Bayern München in dieser Champions-League-Saison noch auf Real Madrid treffen wird, ist unklar. Klar ist dagegen, dass beide Mannschaften in der Saisonvorbereitung sowohl im Sommer 2016 als auch im Sommer 2017 jeweils ein Freundschaftsspiel ausrichten wollen. Dazu haben sich die Klubs in den Transfervereinbarungen für Toni Kroos und Xabi Alonso, die der SPIEGEL von der Enthüllungsplattform Football Leaks zur Prüfung und Veröffentlichung erhielt, gegenseitig verpflichtet.

Das Ablösespiel für Toni Kroos findet demnach im Sommer 2016 in München statt, wobei der FC Bayern den Madrilenen Reise und Aufenthalt zahlen, aber auch sämtliche Gewinne einstreichen soll. Ein Jahr später soll das Ablösespiel für Alonso im Bernabéu-Stadion stattfinden, wobei sämtliche Einnahmen in die Kassen von Real fließen sollen. Für Kost und Logis der Bayern sollen die Madrilenen aufkommen. Toni Kroos wechselte im Juli 2014 von München nach Madrid, Xabi Alonso kam im Gegenzug von Real zum FC Bayern.

Die Kroos-Verträge veröffentlichte Football Leaks vor wenigen Tagen auf seiner Homepage. Die Transfervereinbarung zum Alonso-Wechsel will Football Leaks demnächst ins Netz stellen. Aus der vier Seiten umfassenden Vereinbarung, unterzeichnet am 28. August 2014, geht hervor, dass der FC Bayern eine Ablösesumme in Höhe von 7,5 Millionen Euro an Real überweisen musste, zahlbar in zwei Tranchen – zunächst 4 Millionen, dann 3,5 Millionen, die zweite Zahlung bis spätestens 15. Juli 2015. Außerdem, so steht es in dem Papier, sollte Bayern München weitere 1,5 Millionen Euro zahlen, falls Alonso in seiner ersten Saison mindestens 30 offizielle Spiele für seinen neuen Arbeitgeber machte. Es wurden 38.

Auffällig ist, dass die Millionen für Alonsos Ablöse als Nettosummen ausgewiesen sind. Wie hoch der Bruttobetrag war, den die Bayern zahlten, geht aus dem Dokument nicht hervor. Der FC Bayern äußerte sich auf Anfrage weder zum Inhalt der Wechselvereinbarung mit Toni Kroos noch zu der mit Xabi Alonso. rab, wul

Zehn Stunden bevor Lionel Messi bei der Ballon-d'Or-Gala in Zürich zum fünften Mal zum Fußballer des Jahres gewählt wird, verlässt Sepp Blatter die Stadt. Der suspendierte Präsident der Fifa steigt am Hauptbahnhof in einen Zug nach Bern, seine Tochter Corinne hat dort für ihren Vater ein Essen arrangiert, mit seinen Brüdern, mit Freunden aus dem Wallis. Es ist eine Art Trauerfeier.

Blatter war 40 Jahre lang bei der Fifa, 17 Jahre als Präsident, die Ballon-d'Or-Gala, die Verleihung der Fußballer-Oscars in Zürich, war seine Erfindung. Er stand dort im Mittelpunkt, als Gastgeber, als Redner, als Entertainer auf der Bühne. Der Festakt war sein Abend, die Blatter-Show. Jetzt wird ohne ihn gefeiert. Blatter wurde von seiner eigenen Party eingeladen. Die Ethikkommission der Fifa hat ihn gesperrt wegen einer dubiosen Zahlung an Michel Platini. Blatter ist ein Verstoßener, er darf nicht mehr ins Zürcher Fifa-Hauptquartier, er hat weltweites Stadionverbot, er darf nicht zum Ballon d'Or. Er ist raus. Am 26. Februar wird in Zürich sein Nachfolger gewählt. Eine neue Zeitrechnung beginnt.

Die Nach-Blatter-Ära.

Zürich ist der Planet Fifa, das Hauptquartier des Weltverbandes liegt auf dem Zürichberg, gleich gegenüber einer Kleingartensiedlung. Das Stammhotel der Fifa ist das Baur au Lac. Während Blatter im Zug nach Bern rollt, trudeln an diesem Montag Mitte Januar in der Fünfsternerherberge am Zürichsee die Ballon-d'Or-Ehrengäste ein. Tokyo Sexwale, ein Präsidentschaftskandidat aus Südafrika, begrüßt in der Lobby den Sportminister seines Landes Fikile Mbalula, der es sich schon mal bequem gemacht hat. Mbalula trägt eine schlabberige Hose und eine Art Campinghemd, Sexwale ruft: „Er hat sich verkleidet, damit ihn das FBI nicht erkennt.“ Die Männer lachen sich kaputt. Das IOC-Mitglied Ahmad Al-Fahad Al-Sabah verschwindet gleich nach der Ankunft in einem Konferenzraum. Der Mann aus Kuwait ist ein Unterhändler von Scheich Salman bin Ebrahim Al Khalifa aus Bahrain, einem der Favoriten auf die Nachfolge Blatters. Al-Sabah sammelt für Scheich Salman Stimmen, der Ballon d'Or ist eine gute Gelegenheit, den einen oder anderen Verbandsvertreter zu bearbeiten.

Scheich Salman selbst wird nicht zur Gala kommen, er hat etwas Besseres zu tun. Aber dazu später.

Der neue Präsident wird von der Fifa-Vollversammlung gewählt, 209 Verbände

sind dort vereint, jeder hat eine Stimme. Fünf Kandidaten stehen zur Wahl. Sexwale, Prinz Ali von Jordanien und der Franzose Jérôme Champagne sind chancenlos, ihnen fehlt die Lobby. Es wird einen Zweikampf geben zwischen dem Scheich aus Bahrain und dem Generalsekretär der Uefa, Gianni Infantino. Der Schweizer hat die meisten europäischen Verbände hinter sich sowie viele Föderationen Südamerikas. Scheich Salman wird von den Verbänden Asiens und Afrikas unterstützt. Die Entscheidung dürfte knapp ausfallen. Fifa-Insider sehen den Scheich vorn. Vielleicht wird der Weltfußball bald aus Bahrain gelenkt.

Das Kongresshaus, in dem die Ballon-d'Or-Gala abgehalten wird, liegt wenige

wurden allein in der Schweiz festgenommen. Die Fifa fliegt auseinander. Bereits die Anwalts- und Beraterkosten, die die ganzen Skandale verschlingen, sollen sich, so hört man, auf rund zehn Millionen Dollar belaufen – pro Monat. Blatter sei an allem schuld, heißt es beim Weltverband. Der abgehobene Alte habe es verbockt. Er wird inzwischen selbst von einstigen Gefolgsleuten gemieden, als wäre er verstrahlt. Blatter will sich zum Kongress am 26. Februar einklagen. Seine Tochter Corinne sagt, ihr Vater wolle wenigstens die Gelegenheit haben, sich zu verabschieden. Bei der Fifa wollen sie das verhindern. Anwälte sind gegen den einstigen Chef in Stellung gebracht, es wird versucht, die Sperre von acht Jahren auf lebenslang zu erweitern. Am Wahltag soll nichts mehr an den Patron aus dem Wallis erinnern. Die Zukunft soll beginnen.

In der Schlange der Ehrengäste, die zur Ballon-d'Or-Gala wollen, steht auch der pensionierte Jurist Hans-Joachim Eckert aus München, er ist seit vier Jahren der Richter der Ethikkommission der Fifa. Eckert trägt eine rote Regenjacke, zwischen den ansonsten durchweg dunkel gekleideten VIPs leuchtet er wie ein Glühwürmchen.

Eckert ist der Mann der Akten, er hat den ganzen Dreck, der sich über die Jahre in der Fifa angesammelt hat, auf seinem Schreibtisch. Eckert zog Blatter aus dem Verkehr, Platini, insgesamt hat seine Kammer 33 Funktionäre gesperrt. Und es geht weiter. Loretta Lynch, die Justizministerin der Vereinigten Staaten, zerlegt die Fifa. Sie hat einen Kronzeugen, den früheren Generalsekretär des nord- und mittelamerikanischen Fußball-

verbandes, Chuck Blazer. Er hat ausgepackt. Voriges Jahr ließ Lynch Funktionäre direkt im Hotel Baur au Lac verhaften. Es waren filmreife Aktionen, die eine Menge guter PR für Barack Obamas Justizchefin brachten.

Die Fifa arbeitet nun an der Selbsterneuerung. Am Wahltag Ende Februar wird auch über ein paar Reformen abgestimmt. Es soll eine Amtszeitbegrenzung für den Präsidenten geben, Topfunktionäre sollen ihre Gehälter offenlegen. Das Exekutivkomitee soll in einen Aufsichtsrat umgewandelt werden. Es soll Integritätschecks für alle exponierten Posten geben. Und es soll eine Frauenquote für den Aufsichtsrat eingeführt werden.

Je mehr Frauen, desto geringer die Korruptionsanfälligkeit, glaubt Eckert. Es klingt so hoffnungsfroh. Wir schaffken das! Die

Halleluja

Fifa Sepp Blatter ist Geschichte.
Die Verbände Europas fürchten, dass
künftig ein Scheich aus Bahrain regiert.



Suspendierter Präsident Blatter (M.): Ein Verstoßener

Gehminuten vom Baur au Lac entfernt. Hunderte Fans belagern den roten Teppich, sie kreischen, pfeifen, singen bei jedem Starkicker, der vorgefahren wird. Neymar hat einen schwarzen Hut auf, Messi ist mit seiner schönen Freundin gekommen, Ronaldo trägt einen Anzug, der so gut sitzt, als wäre er aufgeklebt. Lothar Matthäus sieht aus, als hätte er schon vorgefeiert.

Der Ballon d'Or ist ein bisschen Hollywood am Zürichsee. Sepp Blatter liebte das. Er hat den Fußball zur globalen Show, zum Riesengeschäft verwandelt, allein 2014, im Jahr der WM in Brasilien, hat die Fifa zwei Milliarden Euro Umsatz gemacht. Die Geldströme versickerten oft in dunklen Kanälen, Funktionäre ließen die Puppen tanzen. Blatter scherte sich nie darum, weil er wiedergewählt werden wollte. Jetzt ermittelt das FBI gegen Funktionäre, neun



KARIM JAAFAR / AFP



DENIS BALIBOUSE / REUTERS

Präsidentschaftskandidaten Scheich Salman (o.), Infantino: Abkommen und Allianzen schmieden

Präsidentschaftsanwärter Scheich Salman und Infantino stehen ja angeblich auch für mehr Transparenz. Scheich Salman will im Falle seiner Wahl sogar auf sein Gehalt verzichten. Halleluja.

Andererseits: Der Mann ist schon schwerreich.

Corinne Blatter Andenmatten, die Tochter Sepp Blatters, kennt Scheich Salman nicht, sie hat vor Jahren mal bei der Fifa gearbeitet, aber seit einiger Zeit interessiert sie sich nicht mehr für all die Figuren, die Abläufe. Es wühlt sie zu sehr auf. Sie sitzt im Bistro ihres Mannes in der Altstadt von Visp, es heißt Napoleon. Ihr Vater, erzählt Corinne, werde nach Visp, seinen Heimatort im Wallis, zurückkehren, wenn alles vorbei ist.

Was vorbei? Der „ganze Wahnsinn“, sagt Corinne Blatter.

Ihre Tochter wurde in der Schule wegen des Opas gemobbt. Die Mutter stellte die Jungs zur Rede, aber die ließen sich nicht beirren. Wenn es um Sepp Blatter geht, sind die Fronten verhärtet. Für das Publikum ist er der dunkle Lord. Man traut ihm alles zu. Als Sepp Blatter bei einer Anhörung vor der Ethikkommission mit einem Pflaster im Gesicht auftrat, hieß es, er habe es sich absichtlich aufgeklebt, um Mitleid zu erregen. Tatsächlich musste sich Blatter Tage vorher einer Hautoperation unterziehen.

Er schreibt jetzt ein Buch über sich und die Fifa, geht mit Anwälten gegen all die Vorwürfe und seine Suspendierung vor. „Ich bekräftige ihn dabei, sich zu wehren“, sagt die Tochter, und es wird klar, dass der Fall Blatter für die Fifa wohl noch lange nicht erledigt ist. „Er wird kämpfen“, sagt Corinne Blatter.

Ein paar Tage nach der Ballon-d'Or-Gala gibt es Neuigkeiten von Scheich Salman, es sickert durch, wo er sich aufgehalten hat, während sein Konkurrent Infantino in Zürich Champagner schlürfte. Der Scheich weilte auf Jamaika, er traf sich dort mit Vertretern karibischer Verbände, um sich deren Stimmen zu sichern.

So hat es Blatter auch immer gehalten. Hinterzimmerpolitik. Er war ein Meister darin, diskrete Deals einzufädeln, Abkommen und Allianzen zu schmieden. Seine designierten Nachfolger machen genauso weiter wie er. Mitte Januar schloss Scheich Salman in Ruandas Hauptstadt Kigali für den asiatischen Verband ein sogenanntes Memorandum of Understanding mit der afrikanischen Konföderation (CAF) ab. Prompt sagte CAF-Chef Issa Hayatou ihm sämtliche 54 Stimmen Afrikas zu. Infantino beackerte zuletzt vor allem Südamerika und Europa und reiste dabei auch in einem Privatjet, den die Uefa ihm mit 500 000 Euro gesponsert hatte. Das hatte Blatter-Style.

Die Europäer wollen den Scheich verhindern. 2018 wird die WM in Russland



Fußballer Messi bei Ballon-d'Or-Gala*
Ein bisschen Hollywood am Zürichsee

ausgetragen, 2022 in Katar, 2026 will China das Turnier präsentieren. Der Trend geht zu stark gen Osten, heißt es beim DFB, beim englischen Verband. Jetzt bitte nicht auch noch einen Fifa-Chef aus Bahrain.

Der Archipel im Persischen Golf, etwa so groß wie Hamburg, ist seit dreißig Jahren über eine 25 Kilometer lange Brücke mit dem westlich angrenzenden Saudi-Arabien verbunden. An den Wochenenden hat fast jedes zweite Auto, das über die Insel fährt, ein saudisches Kennzeichen. Der Magnet ist der Alkohol, den man hier problemlos an jeder Ecke bekommt.

Scheich Salman besitzt eine Villa am Meer, doch zu einem Gespräch hat sich der 50-Jährige im Hotel Four Seasons in der Hauptstadt Manama verabredet. Viele der Gäste sind Manager von Rüstungskonzernen aus Europa und den USA, die gerade eine Flugzeugmesse besuchen.

Als der Scheich durch die Eingangshalle schreitet, stehen die Hotelangestellten stramm. Er ist hier eine Respektsperson, ein Mann mit weichen Gesichtszügen und einem akkurat geschnittenen Oberlippenbart. Er hat Geschichte und englische Literaturwissenschaften in London studiert. Seit knapp drei Jahren lenkt er als Präsident den asiatischen Fußballverband. Bei öffentlichen Auftritten verzichtet er oft darauf, sein traditionelles Wollgewand mit Kopfbedeckung zu tragen – um anti-arabische Reflexe zu vermeiden, wie seine Berater durchblicken lassen.

Dem Scheich schlägt vor allem aus England und aus Deutschland Argwohn entgegen. Es geht um den Vorwurf einiger Menschenrechtsorganisationen, er habe 2011 während des Arabischen Frühlings als

damaliger Präsident des bahrainischen Fußballverbands im Auftrag des Königshauses Sportler denunziert, die an pro-demokratischen Protesten teilgenommen hatten. Scheich Salman ist Mitglied der königlichen Familie Bahraïns, und das Königshaus unterdrückte die Demokratiebewegung mit brutalen Methoden.

Die Wahlkommission der Fifa hat die Anschuldigungen geprüft und Scheich Salman verteidigt. Es gebe keine Beweise oder Zeugen dafür, dass der Scheich damals Menschen direkt oder indirekt geschadet habe. Er selbst spricht von einer „düsteren Kampagne“, von „Sippenhaftung“, in die er genommen werde, von „einer besonders perfiden Art des westlichen Rassismus gegen Araber“. Er sagt: „Ich verurteile jegliche Form von Menschenrechtsverletzungen, in welchem Land der Welt auch immer.“

Warum kandidieren Sie?

„Was mich antreibt, ist die Sorge, dass die Fifa manövrierunfähig wird“, sagt Scheich Salman. Es gibt das Gerücht, wonach er einen Pakt mit Infantino anstrebt. Der Plan geht so: Der Scheich bekommt das Präsidentenamt, Infantino wird sein Generalsekretär.

Wie wollen Sie die Fifa regieren?

„Das operative Geschäft würde ich vor allem dem Generalsekretär und den weiteren Direktoren überlassen. Ich will Verantwortung delegieren, ich wäre so oft in der Schweiz, wie es die Umstände erforderten. Das könnte zweimal im Monat sein oder mehrere Wochen am Stück.“

Der Schweizer Rechtswissenschaftler und Fifa-Reformer Mark Pieth meint, Scheich Salman sei kein glaubwürdiger Repräsentant für Demokratie und Aufbruch bei der Fifa. Der Mann aus Bahrain sei als Vertreter „eines autokratischen Herrscherhauses nicht geeignet, diese Institution aus der Krise zu führen“. Eine Einladung des Scheichs zu einem Gespräch schlug Pieth aus.

Die BBC wollte eigentlich alle Präsidentschaftskandidaten Mitte Februar bei einer TV-Debatte befragen – nach ihrem Programm, nach ihrem Demokratieverständnis. Das Gipfeltreffen scheiterte, Scheich Salman etwa sagte ab, weil er sich in einem Beitrag der BBC verunglimpft sah.

Über die Zukunft der Fifa wird nicht vor den Augen der Weltöffentlichkeit diskutiert, sondern hinter verschlossenen Türen. Das Hotel Baur au Lac am Zürichsee wird am Wahltag ausgebucht sein, viele der Verbandsvertreter, die abstimmen werden, haben bereits ein Zimmer reserviert. Der Scheich wird schon sieben Tage vor der Abstimmung in Zürich sein. Letzte Gespräche führen.

Es soll am Tag der Entscheidung keine Überraschung geben.

Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

* Mit seiner Lebensgefährtin Antonella Rocuzzo am 11. Januar.

Für Neun- kommanichts versichert.



Vollkasko-Versicherung
ab unglaublich günstigen
9 €/Monat.



» Den smart forfour jetzt schon ab günstigen 9 € im Monat versichern.

Guter Schutz ist keine Frage des Preisschildes: mit den All-in-Leasing Angeboten von smart bekommen Sie die Vollkasko-Versicherung schon ab unglaublichen 9 € im Monat. So spart Ihnen der Stadtflyter nicht nur Parkschwierigkeiten, sondern auch bares Geld. Weitere Informationen erhalten Sie bei Ihrem smart center.

Unser All-in-Leasing Beispiel für Privatkunden¹ smart forfour 45 kW

Kaufpreis ²	11.145,00 €
Leasing-Sonderzahlung	1.976,37 €
Gesamtkreditbetrag	11.145,00 €
Gesamtbetrag	5.864,37 €
Laufzeit	36 Monate
Gesamtleistung	30.000 km
Sollzins gebunden p. a.	-0,15 %
Effektiver Jahreszins	-0,15 %
Monatliche Rate Leasing	99,00 €
smart Garantie-Paket ³	0,00 €
Monatliche Gesamtrate All-in-Leasing	99,00 €
Mtl. Prämie Haftpflicht und Vollkasko⁴	9,00 €

www.smart.com

smart – eine Marke der Daimler AG

Kraftstoffverbrauch: 5,8 l/100 km (innerorts), 4,0 l/100 km (außerorts), 4,7 l/100 km (kombiniert), CO₂-Emissionen (kombiniert): 108 g/km. Energieeffizienzklasse C.

¹Ein All-in-Leasing Beispiel der Mercedes-Benz Leasing GmbH, Siemensstraße 7, 70469 Stuttgart. Stand 01.02.2016. Das Angebot ist gültig bis 30.04.2016. Ist der Darlehens-/Leasingnehmer Verbraucher, besteht nach Vertragsschluss ein gesetzliches Widerrufsrecht nach § 495 BGB. ²Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers, zzgl. lokaler Überführungskosten. ³Ein Angebot der CG Car-Garantie Versicherungs-AG. Es gelten die AGB der CG Car-Garantie Versicherungs-AG. Ausnahmen entnehmen Sie bitte den Garantiebedingungen der CG Car-Garantie Versicherungs-AG. ⁴Gültig für SF02-SF35. Versicherer: HDI Versicherung AG, HDI-Platz 1, 30659 Hannover, vermittelt durch die Mercedes-Benz Bank AG, Siemensstraße 7, 70469 Stuttgart. Es gelten die allgemeinen Versicherungsbedingungen. Die Abbildung zeigt Sonderausstattung.

Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart

Im goldenen Hamsterrad

Leichtathletik Nils Schumann, strahlender Olympiasieger 2000 in Sydney, bekennt sein grandioses Scheitern. Jetzt ist er auch noch für die Dopingfreigabe.

Die Zeit der Privilegien ist auch längst vorbei. Ein ruhiger Tisch im oberen Stockwerk, ausnahmsweise, obwohl dieser Bereich so früh noch nicht geöffnet ist? „Für ein Interview“, bittet Nils Schumann, der Olympiasieger, im Café am Erfurter Bahnhofsplatz. Die Bedienung bleibt eisern. Geschlossen.

Selbst in seiner thüringischen Heimat wird Schumann, der 800-Meter-Sieger von Sydney und „Sportler des Jahres“ 2000, nicht mehr automatisch erkannt. Zwischen Wollmütze und Kapuzenpullover quillt ein üppiger Vollbart, neun Kilogramm Zusatzballast zum einstigen Wettkampfgewicht haben sich in der Bauchregion niedergelassen, und das damals weißblond gefärbte Haupthaar ist der modischen Kahllasur gewichen.

Schumann, 37, war mal Symbolfigur einer Generation, galt als Lichtgestalt der Leichtathletik und designerter Werbekönig. Nichts davon, außer der ausgesuchten Freundlichkeit, strahlt er mehr aus, das will er auch gar nicht. Heldenstatus und tiefer Fall, Dopingvorwürfe und private Krisen – über all das und seine Fehler der Vergangenheit denke er nicht viel nach, sagt er, jetzt im Café an der historischen Krämerbrücke, wo es ruhiger ist.

Dafür hat er dann allerdings ziemlich lange in verfloßenen Zeiten gewühlt. Über ein Jahr zogen sich 100 Gesprächsstunden mit seinen Mitautoren Ingo Niermann, dem Berliner Schriftsteller, und Erik Niedling, dem Erfurter Künstler, zur Fertigung von „Lebenstempo“, seinem Buch*. Es sollte ein Fitnessratgeber werden, dann habe das Trio den Verlag mit dieser eigentümlichen Mischung überrascht, sagt Schumann – es sind jetzt Offenbarungen aus seiner Vita, garniert mit sportlichen Gebrauchsanweisungen zum Wert von Hochintensitäts-Intervalltraining für die Kondition oder Liegestützen für guten Sex. Oft fließen philosophische Betrachtungen ein, Niermann hat Philosophie studiert.

Schumann, heute Inhaber einer Sports Lounge für Personal Training, hatte einst

ein Talent dafür, entstehende Lücken zu erahnen und zeitig hindurchzusprinten. Jetzt plädiert er etwas schwerfällig für eine „rhythmische Ruhe“ im Sport und im Alltag. Er schreibt über Achtsamkeit gegenüber den eigenen Grenzen, gesunde Mitte, das alles hat man schon mal gehört. Der frühere Einser-Abiturient rät zu einem Fitnesstraining, das selbstverständlich wird wie Atmen und Zähneputzen. Den Körper solle man nicht als Werkzeug sehen, sagt er, sondern als den „besten Freund“.

Das ist schön. Aber darum geht es eigentlich gar nicht. Nils Schumann, das wird im Gespräch deutlich, hat sich frei geschrieben. Er hat sich eingestanden, dass der 27. September 2000 eine persönliche Niederlage war, weil er mit dem Olympiatriumph nicht umgehen konnte.

Er wäre besser nur Zweiter geworden, dieser Gedanke traf ihn noch am selben Abend im Flutlicht des Stadium Australia

von Sydney. Er sah im Erfolg sofort eine Bürde, das Erreichte von nun an bestätigen zu müssen, immer wieder, er lief „im goldenen Hamsterrad“ seines Erfolgs, so schreibt er es.

Mental war bald die Luft raus. Psychologischen Rat zu suchen, dafür war er zu stolz. „Vielleicht hätte ich vor 15 Jahren schon das Buch schreiben sollen.“

EM-Bronze in München 2002, das war sein letzter großer internationaler Auftritt, eine Enttäuschung, und dennoch folgten sieben zermürbende Jahre. Schumann, auch von finanziellen Zwängen umstellt, wollte verletzungsbedingte Rückstände zu schnell wettmachen und provozierte bloß neue Blessuren. Fast vier Jahre lang lief er keinen einzigen Wettkampf.

Als er 2009 die Karriere beendete, musste er Privatinsolvenz anmelden. Danach verließ ihn seine Frau. „Ich hatte über viele Dinge keine Übersicht mehr“, gesteht er. Das Geld ist in Schiffsbeteiligungen und Medienfonds versickert, zeitweise hat er vier Autos gleichzeitig besessen, davon eines für den Hund.

Hätte er den erfolgreichen Teil der Karriere mit Doping verlängern können? „Wenn ich über die finanziellen Mittel verfügt hätte, wäre ich wahrscheinlich schwach geworden“, sagt er. Er habe nie Verbotenes genommen, allerdings bei Ernährung und Wissenschaft alles ausgereizt, er redet vom Graubereich. Schumann ließ sein Blut mit UV-Strahlen behandeln, als das noch nicht verboten war. Einmal geriet er in Verdacht, als bei seinem früheren Trainer Thomas Springstein verbotene Mittel gefunden worden waren. Das Verfahren des Deutschen Leichtathletik-Verbandes gegen Schumann wurde eingestellt.

Heute ist der Thüringer, Vater zweier Söhne, mit einer Yogalehrerin verheiratet und schuldenfrei. Vielleicht werde er über Kindersport schreiben, wenn sich dieses erste Buch gut verkaufe. Womöglich sorgt es für Aufsehen. Denn Nils Schumann fordert darin, etwas versteckt, die Dopingfreigabe. Sein krudes Argument: Saubere Sportler taugten sowieso nicht mehr als Vorbilder; denn als Sieger stünden ja auch sie unter Generalverdacht.

Allen Ernsten schlagen die Buchautoren vor, Pharma- und Biotech-Konzerne könnten noch nicht zugelassene Medikamente oder Gentherapien an Leistungssportlern erproben. Was will Schumann: eine olympische Freakshow? Menschenversuche von Dopingsponsoren? Eigentlich habe er über Doping „überhaupt nicht schreiben“ wollen, bekennt er kleinlaut beim Tee. Es war wohl nicht seine Idee.

Andererseits: Sei Leistungssport nicht sowieso schädlich? Er könne Bilder von seinem Bein zeigen, sagt er, nach seiner zwölften Operation. „Das sieht aus wie im Schlachthaus.“

Jörg Kramer



Autor Schumann
Liegestützen für guten Sex



800-Meter-Läufer Schumann 2000
Mental war bald die Luft raus

* Nils Schumann: „Lebenstempo“. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau; 320 Seiten; 22,99 Euro.



Bundesstraße bei Augsburg

Pkw-Maut

Dobrindt sucht den Showdown

Verkehrsminister wirft EU-Kommission Verzögerungstaktik vor.

WOLFGANG FLSER / SZ PHOTO

Mit harschen Worten attackiert Alexander Dobrindt (CSU) die EU-Kommission: Der Bundesverkehrsminister wirft der Behörde vor, eine Entscheidung über die von ihm geplante Pkw-Maut zu verschleppen und im Vertragsverletzungsverfahren unlauter zu agieren. In einem Schreiben an EU-Verkehrskommissarin Violeta Bulc kritisiert Dobrindt, die Kommission halte an der von ihr vertretenen Auffassung fest, „ohne sich hinlänglich mit den von der Bundesregierung vorgetragene Argumenten auseinanderzusetzen“. Auch sei sie der Bitte bislang nicht nachgekommen, ausführlich zu begründen, warum die Pkw-Maut europarechtswidrig sei. Statt die Position Berlins „unvoreingenommen zu prüfen“, habe Brüssel bislang „nur einige wenige

Zusatzinformationen“ abgefragt, die „nebensächlich erscheinen“. Mit dem Brief will Dobrindt offenbar auch den Showdown erzwingen. Er richtet nicht nur die „dringende Bitte“ an Bulc, „das Vertragsverletzungsverfahren nun ohne weitere Verzögerung zu betreiben“, sondern fordert auch: „Wenn die Kommission nicht willens ist, die Argumentation der Bundesregierung anzuerkennen, bitte ich Sie, zügig eine Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs herbeizuführen.“ Dobrindt hatte seinen Plan einer Pkw-Maut auf deutschen Autobahnen und Bundesstraßen, bei der unterm Strich nur Ausländer belastet würden, im Sommer 2015 gestoppt, nachdem die EU-Kommission ein Vertragsverletzungsverfahren angekündigt hatte. böf, mp

Verfahren

Neuer Zeuge im Porsche-Prozess

Kurz vor Ende des Prozesses gegen die Ex-Porsche-Manager Wendelin Wiedeking und Holger Härter wollen die geschädigten Hedgefonds dem Verfahren eine Wende geben. Ein ihnen nahestehender Anwalt präsentierte dem Gericht einen neuen Zeugen, den Manager einer Londoner Investmentfirma. In seiner Aussage geht es um das Zustandekommen einer Presseerklä-

rung vom 26. Oktober 2008, in der Porsche verkündete, man wolle die Beteiligung an VW auf 75 Prozent erhöhen – worauf der VW-Kurs zeitweise auf das mehr als Vierfache seines Wertes anstieg. Der Zeuge erklärt, er habe am 26. und 27. Oktober mit Stefan Müller von Merrill Lynch telefoniert. Müller hatte Porsche während der Übernahmeschlacht mit VW beraten. Er soll dem Zeugen gesagt haben, Porsche sei frustriert über die zuletzt deutlich gesunkenen Kurse der VW-Aktie



Wiedeking

THOMAS RIEZLE / AFP / GETTY IMAGES

und habe deshalb die Presseerklärung aufgesetzt. Der Zeuge sagt, er habe den Merrill-Lynch-Manager so verstanden, dass dieser seine Informationen von Wiedeking erhalten habe. Dies könnte die These der Staatsanwaltschaft unterstützen, dass Porsche den Aktienmarkt mit seiner Mitteilung bewusst manipuliert hatte, um den VW-Kurs in die Höhe zu treiben. Ein Sprecher der Anwälte Wiedekings wollte zu dem Vorgang keinen Kommentar abgeben. fdo, haw

Lebensversicherungen Klage gegen Ergo

Der Bund der Versicherten (BdV) will höhere Auszahlungen für Lebensversicherte erstreiten. Er hat Klage gegen die Ergo-Versicherung eingereicht und will bis vor das Bundesverfassungsgericht ziehen. Ergo hat in dem Pilotverfahren einem Kunden die Auszahlung sogenannter Bewertungs-

reserven vorenthalten – so wie es andere Versicherer auch tun. Bewertungsreserven sind Buchgewinne etwa auf ältere Staatsanleihen. Dabei geht es nicht um Kleingeld: Im Jahr 2013 beliefen sich diese Reserven der Versicherer auf über 75 Milliarden Euro. Das Vorgehen der Unternehmen ist gesetzeskonform, aber laut BdV wahrscheinlich verfassungswidrig. ase

Start-ups Digitale Geldeintreiber

Das Berliner Internetunternehmen Finleap will mit einem neuen Start-up eine Branche mit zwielichtigem Image angreifen: die Inkassoindustrie. Pair, so der Name, will säumige Zahler statt auf dem Postweg ausschließlich per E-Mail und SMS kontaktieren. Zudem will das Unternehmen mithilfe von Algo-

rithmen herausfinden, warum ein Kunde nicht zahlt und wie sich das Geld am besten eintreiben lässt. Dabei sollen auch Daten zum Einsatz kommen, die ein Schuldner in sozialen Netzwerken hinterlässt. Investor und Berater ist Sebastian Diemer, Mitgründer des umstrittenen Hamburger Start-ups Kreditech, das Onlinekredite vergibt und dabei die Datenspuren der Kunden im Netz auswertet. akn



Diemer



PHILIPP SCHULZE / DPA

Agrarindustrie Ende des Küken- schredderns?

Erstmals hat eine Staatsanwaltschaft Anklage gegen eine Bruterei wegen des Tötens männlicher Eintagsküken erhoben. Im aktuellen Fall geht es um die massenhafte Vernichtung bei der Bruterei Brinkschulte in Senden im Münsterland. Für männliche Nachkommen der Legehuhnrasse hat die Agrarindustrie keine Verwendung, weil sie weder Eier legen noch gut Fleisch ansetzen. Deswegen werden bundesweit rund 50 Millionen von ihnen geschreddert oder vergast, was der überwiegenden Auffassung zufolge nach dem Tierschutzgesetz verboten ist. Da sowohl die Behörden als auch das Bundeslandwirtschaftsministerium diese Praxis dulden, wurde den Brutereien bisher

meist ein sogenannter Verbotsirrtum zugebilligt, weswegen sie strafflos blieben. Im aktuellen Fall, so ein Sprecher der Staatsanwaltschaft Münster, könne sich die Bruterei aber nicht mehr darauf berufen, das Töten für rechtmäßig gehalten zu haben – die Bruterei war spätestens seit 2013 durch eine Strafanzeige der Tierschutzorganisation Peta über die Unrechtmäßigkeit ihres Tuns informiert. Die Firma Brinkschulte will sich dazu nicht äußern. Die Klage vor dem Landgericht Münster will die Staatsanwaltschaft nun wegen der grundsätzlichen Bedeutung im Zweifel „bis zum BGH tragen“. Dass trotz eindeutiger Straftatbestände und 14 Jahren Staatsziel Tierschutz die Praxis andauert, beweise „die unglaubliche Macht des agroindustriellen Komplexes“, so Peta-Sprecher Edmund Haferbeck. nkl

Sozialkassen Rente mit 63 kostet zwei Milliarden

Fast eine halbe Million Menschen haben seit der Neuregelung einen Antrag auf die abschlagsfreie Rente mit 63 gestellt. Im Jahr 2015 zählte die Deutsche Rentenversicherung rund 247 000 Anträge auf die modifizierte Leistung; 2014 waren es rund 206 000 gewesen. Die Kosten entsprechen in etwa der Prognose der Bundesregierung, wie die Finanzexperten der Ren-

tenkasse schätzen. Bundessozialministerin Andrea Nahles, SPD, hatte die Mehrausgaben für 2015 in ihrem Gesetzentwurf auf knapp zwei Milliarden Euro geschätzt. Seit Juli 2014 dürfen Arbeitnehmer, die mindestens 45 Beitragsjahre vorweisen können, ohne gesetzliche Abzüge mit 63 in Rente gehen. Allerdings steigt diese Altersgrenze schrittweise an. Für 1953 Geborene liegt sie heute bei 63 Jahren und zwei Monaten. Bis zum Jahr 2029 erreicht sie 65 Jahre. cos



Zeit zum Feiern! Die Extra-Ausgabe zum Geburtstag der ZEIT. Ein Blick ins Herz der Redaktion – mit Geschichten und Bildern aus sieben Jahrzehnten, einem Film und großem Gewinnspiel.

Extra-Ausgabe
**Ab Montag,
den 15. 2.
am Kiosk**

Gewinnen Sie einen von 100 Preisen
und mit etwas Glück einen
MINI Clubman.





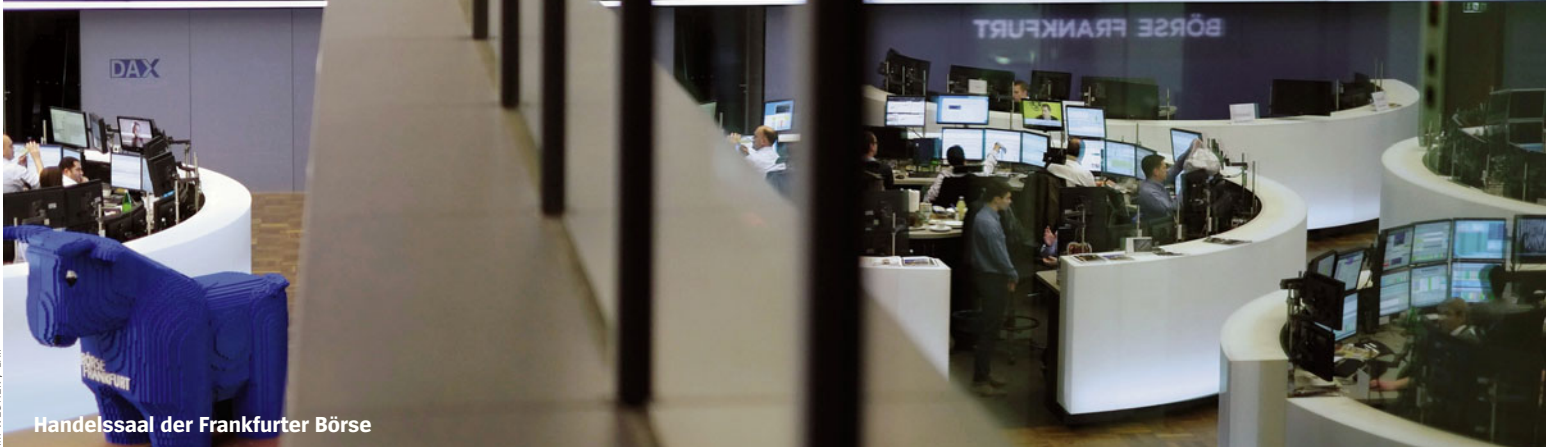
Chinesische Geisterstadt in der Inneren Mongolei

LUZPHOTO / FOTOGLOBIA



Russisches Ölfeld Sorowskoje

SLUTSKY MAXIM / TASS / ACTION PRESS



Handelssaal der Frankfurter Börse

TIM WEGNER / LAIF

Schauplätze der Krise: „Das System ist noch immer verwundbar“

Ein Funke genügt

Finanzmärkte Die Börsen beben, vor allem die Bankaktien stürzen ab – die Anleger fürchten eine neue globale Krise. Denn die Lage der Weltwirtschaft ist so fragil wie selten zuvor: Die Risiken häufen sich, die Gefahr eines Flächenbrands wächst.

Vertrauen ist lebensnotwendig im Bankgeschäft, geht es verloren, bricht jedes Kreditinstitut der Welt zusammen. Deshalb trat Kanzlerin Angela Merkel mit ihrem damaligen Finanzminister Peer Steinbrück im Oktober 2008 auf dem Höhepunkt der Finanzkrise vor die Presse und garantierte den Deutschen, ihr Erspartes sei sicher.

Erinnerungen an 2008 wurden wach, als John Cryan, der Chef der Deutschen Bank, den Kunden vergangenen Dienstag über einen offenen Brief an die Mitarbeiter signalisierte, die Deutsche Bank sei „absolut grundsolid“; und als sich Finanzminister Wolfgang Schäuble genötigt sah zu versichern, die Zukunft der Deutschen Bank bereite ihm „keine Sorge“.

Dass ein Chef der Deutschen Bank jemals eine solche Erklärung abgeben müsste, war noch vor Kurzem unvorstellbar. Aber ein beispielloser Absturz des Aktienkurses und Gerüchte, der deutsche Branchenprimus könne womöglich in der Zukunft die Zinsen auf bestimmte Anleihen nicht zahlen, veranlassten Cryan zu dem ungewöhnlichen Schritt. Es war der vorläufige Höhepunkt einer Vertrauenskrise, die den Geldkonzern in seinen Grundfesten erschüttert.

Einst stand die Deutsche Bank für die Größe und das Ansehen der deutschen Wirtschaft in aller Welt; heute steht sie für die Probleme einer Branche, die weiterhin Altlasten aus der Zeit der Finanzkrise mit sich herumschleppt und noch kein überzeugendes Konzept für die Zukunft gefunden hat. Deshalb ist die Finanzbranche, und die Deutsche Bank vorneweg, so verletzlich – nun, da überall auf der Welt die Aktienkurse einbrechen.

Die Anleger haben das Vertrauen nicht nur in die Deutsche Bank, sondern in alle europäischen Banken, möglicherweise sogar in das ganze Finanz- und Wirtschaftssystem verloren: in ein System, das seit Jahren anfälliger wird, das sich von Krise zu Krise hangelt und jetzt so fragil wie selten zuvor ist.

Noch vor wenigen Wochen schien die Welt in Ordnung. Da prognostizierten die Analysten der Banken fast einhellig weiter steigende Aktienkurse für das neue Börsenjahr – dabei waren die Anzeichen der nahenden Krise schon damals sichtbar.

Die Wachstumsschwäche der chinesischen Wirtschaft hatte schon im Sommer und im Herbst vergangenen Jahres Kursstürze an den Börsen ausgelöst. Die chinesische Krise hat längst die Schwellenländer infiziert, der Verfall des Ölpreises droht ganze Volkswirtschaften in die Pleite zu treiben – all das war seit Monaten bekannt. Dennoch schloss der Deutsche Aktienindex Ende 2015 im Plus.

Seitdem hat sich die Stimmung gedreht. Die schlechten Zahlen aus China häuften sich, der Ölpreis ging in den freien Fall über. Plötzlich war die Angst da und das Vertrauen weg. Die Angst, dass ein Crash die Gewinne der vergangenen Jahre zunichte machen und vielleicht sogar in eine neue Weltwirtschaftskrise münden könnte. Und das Vertrauen, dass die Aktienkurse stetig steigen würden, solange die Notenbanken weiter billiges Geld in den Markt drücken.

Viel Geld und niedrige Zinsen: Beides befeuerte in der Vergangenheit die Kurse, aber auch die Risiken. Seit Mitte der Neunzigerjahre häufen sich an den Börsen die Einbrüche, Ursache

waren immer Börsenblasen, aufgepumpt durch das billige Geld der Notenbanken, die versuchten, das Wachstum der Wirtschaft anzukurbeln.

Das gelingt immer weniger, die Schulden wachsen schneller als die Wirtschaft. Wie sollen sie je getilgt werden? So werden die Probleme der Weltwirtschaft jedenfalls nicht gelöst, so werden sie nur weiter in die Zukunft geschoben – und dabei größer. Bis zum großen Knall?

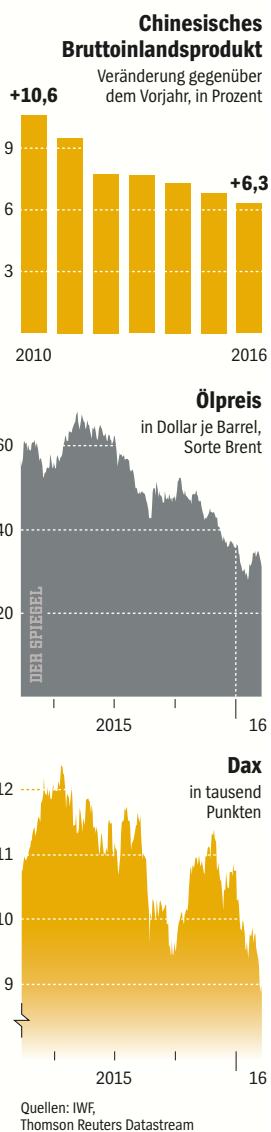
So weit muss es nicht kommen, und so weit ist es noch lange nicht. Doch die gegenwärtigen Krisen, die isoliert betrachtet durchaus beherrschbar erscheinen, können sich gegenseitig verstärken: Ein Funke könnte einen Flächenbrand auslösen. Wenn etwa die chinesische Regierung den geplanten Umbau ihrer Wirtschaft hin zu einer Konsum- und Dienstleistungsgesellschaft nicht ohne politische Verwerfungen bewältigt. Wenn die Probleme in China und den Schwellenländern auf die reale Wirtschaft der Industrienationen durchschlagen und die Weltkonjunktur kippt. Wenn Energiekonzerne oder ganze Volkswirtschaften wegen der niedrigen Ölpreise kollabieren.

Oder wenn die Angst die Angst nährt und die Anleger in Panik geraten – so wie in den vergangenen Tagen, als jeder scheinbaren Beruhigung an den Börsen ein weiterer Absturz folgte. Seit Jahresbeginn brachen die Kurse der europäischen Finanzkonzerne im Durchschnitt um 30 Prozent ein. Der Marktwert der Deutschen Bank hat sich binnen eines halben Jahres auf nur noch rund 20 Milliarden Euro halbiert.

Es ist ein veritabler Bankaktien-Crash. Wie ein Seismograf nehmen die Finanzkonzerne Erschütterungen in allen Teilen der globalisierten Wirtschaft auf. Vom Abschwung in China über den Verfall der Rohstoffpreise bis zu den niedrigen, häufig sogar negativen Zinsen wirkt alles auf die Banken ein. „Banken sind ein Spiegelbild der Volkswirtschaft und auch der bestehenden Risiken“, sagt Andreas Dombret, der für die Bankenaufsicht zuständige Bundesbank-Vorstand.

Offenbar wird den Investoren bewusst, dass ein möglicher globaler Abschwung auf Banken trifft, die die Krise von 2008 noch nicht überwunden haben. Sie schleppen Altlasten mit sich herum, sind noch immer in zahllose Rechtsstreitigkeiten ver-

Globaler Schwächezustand



strickt, bekommen ihre Kosten nicht in den Griff oder sind auf der Suche nach einem neuen Geschäftsmodell – auf manche Banken trifft alles gleichzeitig zu.

Beispielsweise auf die Deutsche Bank: Sie hat in einer Abwicklungseinheit noch 27 Milliarden Euro an Vermögenswerten, die sie loswerden möchte. Sie hat bereits mehr als 12 Milliarden Euro für die Beilegung von Rechtsstreitigkeiten gezahlt, weitere 5,5 Milliarden Euro zurückgestellt – und eingeräumt, dass es dabei nicht bleiben wird. Viele Analysten halten deshalb eine Kapitalerhöhung für unausweichlich, auch deshalb steigen viele Anleger aus.

Immer lauter werden Stimmen innerhalb und außerhalb der Bank, die sagen, John Cryan trage Mitschuld an diesem Vertrauensentzug. Seit er vergangenen Sommer die Führung übernommen hat, spricht der Brite schonungslos und öffentlich über die Schwächen der Deutschen Bank: ihre teuren Rechtsstreitigkeiten, ihre „lausigen IT-Systeme“, überbezahlte Mitarbeiter und unprofitable Geschäfte.

Seine Vorgänger Josef Ackermann und Anshu Jain sowie Kochef Jürgen Fitschen haben diese Probleme geschaffen, beschönigt und unbewältigt hinterlassen. Die Probleme sind also nicht neu. „Aber Cryan redet darüber und schürt bei Mitarbeitern, Kunden und Aktionären die Angst, die Bank sei ein Sanierungsfall“, kritisiert ein hochrangiger Bankmanager.

Zugleich beklagt Bankchef Cryan, die Bank arbeite mit zu viel Aufwand, doch Umbau und Sanierung der Bank verursachen erst einmal neue Kosten. Und zuletzt gingen auch noch die Erträge der Bank zurück.

Andere europäische Finanzkonzerne kämpfen mit ähnlichen Problemen. Die Schweizer Großbank Credit Suisse wies wie ihr deutscher Rivale zuletzt einen Milliardenverlust aus und hadert mit ihrer Strategie. Konzerne wie Italiens Unicredit schreiben zwar schwarze Zahlen, doch die Investoren trauen diesen Zahlen nicht, weil sie ungelöste Probleme verschleiern, die ihren Ursprung in einer jahrelangen Rezession und in der europäischen Staatsschuldenkrise haben.

Seit 2008 hat sich das Volumen der faulen Kredite in den Banken der Eurozone mehr als verdoppelt, auf eine Billion Euro. Das entspricht fast einem Zehntel der Wirtschaftsleistung. Auf Zypern sind fast die Hälfte der Kredite in den Bilanzen der Banken „non performing“, das heißt, sie werden nicht mehr pünktlich bedient und womöglich nie abbezahlt. Ähnlich finster ist die Lage bei den griechischen Banken.

Spekuliert wird daher, die Europäische Zentralbank (EZB) als Bankenaufseher dränge betroffene Banken, sich mit mehr Kapital zu stärken, zumal sie die Branche im kommenden Sommer einem neuen Stresstest unterziehen will. Doch der Absturz der Aktienkurse macht es extrem schwer für die Banken, neues Kapital aufzunehmen. Übt die Aufsicht zu viel Druck aus, treibt sie Investoren erst recht in die Flucht. Wie man mit dem Dilemma umgeht, wird derzeit in der EZB diskutiert.

Und ausgerechnet jetzt droht die Staatsschuldenkrise wieder aufzuflammen: Portugal und Spanien haben ihre Haushaltsziele für 2015 verfehlt, in Italien und Frankreich steigen die Schulden weiter, Griechenland ist in einem desperaten Zustand. Europas Banken aber haben mehr Staatsanleihen ihrer eigenen Regierungen in den Bilanzen als je zuvor.

Es ist also eine Illusion zu glauben, die Banken hätten die Krise von 2008 abgehakt. „Das globale Bankensystem ist noch immer verwundbar“, sagt William White. Er ist Ökonom bei der OECD und seit vielen Jahren einer der kritischsten Analytiker der Finanzbranche. Vor dem Platzen der amerikanischen Immobilienblase warnte

White – damals noch bei der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich – mehrfach vor den Gefahren, die vom US-Immobilienmarkt für die Wirtschaft ausgingen. Er wurde nicht gehört.

Heute warnt White wieder. Zwar seien die Banken gezwungen worden, ihre Kapitalpuffer aufzustocken, was sie etwas krisenfester mache. „Aber andere Probleme wurden nicht behoben: Die Vernetzung zwischen den Banken

ist noch immer groß, die Pläne für ein Trennbankensystem, das Investmentbanking und Einlagengeschäft trennt, sind nicht konsequent umgesetzt und die großen Banken noch größer geworden.“

Droht also erneut eine Serie von Bankenkrisen, eine Kernschmelze des Finanzsystems?

„Mit der Bankenkrise von 2008, als die Investmentbank Lehman Brothers zusammenbrach, ist die Situation heute trotz aller Probleme nicht vergleichbar“, sagt Bundesbank-Vorstand Dombret. Damals seien die Kurse und Erträge der Banken um bis zu 80 Prozent abgestürzt, heute hätten die Institute etwa doppelt so große Kapitalpuffer, und Liquidität sei üppig verfügbar.

Zwar sind zuletzt die Preise für Kreditausfallversicherungen (CDS) von Banken sprunghaft gestiegen, mit denen sich Investoren gegen mögliche Zahlungsausfälle der Institute absichern. Auch das macht

die Anleger an den Börsen nervös. Doch sind die Risikoaufschläge am CDS-Markt weit von ihren Höchstständen entfernt, die sie 2012 erreichten. Außerdem sind in diesem Markt Hedgefonds unterwegs, die Panik schüren, um mit Spekulationen auf fallende Aktienkurse Gewinne zu machen.

Die Lage der Banken ist daher im Moment nicht so dramatisch wie 2008. „Die Banken haben allerdings häufig Geschäftsmodelle, die in der heutigen Welt unter Druck stehen“, sagt Leonhard Fischer, Chef der Bankengruppe BHF Kleinwort Benson. „Investoren fragen sich zunehmend, womit Banken in der Zukunft ausreichend Geld verdienen wollen.“

So hat die Deutsche Bank in den Neunzigerjahren ihre Strategie ganz auf Geschäfte rund um den globalen Handel mit Devisen und Wertpapieren aller Art gebaut. Seit der Finanzkrise sind die globalen Geldströme jedoch ins Stocken gekommen, und Aufsichtsbehörden haben den Handel für Banken deutlich teurer gemacht. Für diese und andere Geschäfte verlangen Regulierer mehr Kapital zur Absicherung. Selbst in Aufsichtskreisen heißt es nun häufiger, die Gesamtbelastung der Banken durch die Regulierung dürfe nicht weiter steigen.

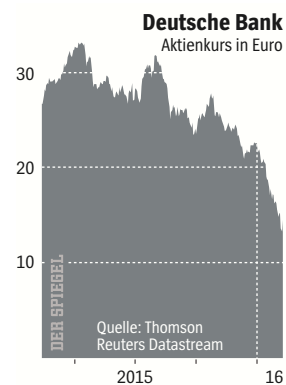
Während Aufseher wie die EZB die Regeln verschärfen und damit die Kreditvergabe verteuern, flutet der geldpolitische Arm der Zentralbank die Finanzmärkte mit Geld, um die Wirtschaft anzukurbeln. Das hilft zwar den Banken, flüssig zu bleiben. Doch weil die EZB mit ihren Anleihekäufen dazu beiträgt, auch die langfristigen Zinsen zu drücken, verdienen Institute selbst in ihrem klassischen Brot-und-Butter-Geschäft immer weniger Geld.

„Die Niedrigzinsen sind in einem Bankenmarkt wie dem europäischen, der sehr auf dem Kreditgeschäft basiert, ein gravierendes Problem“, warnt Dombret. Es gibt zudem immer noch zu viele Banken, die sich in diesem ohnehin schwierigen Umfeld einen ruinösen Wettbewerb liefern.

„Es gab in Europa keine strukturelle Marktberreinigung, viele Banken überleben, weil sie am Tropf der EZB hängen“, sagt Dombret. „Diese Zombifizierung muss einmal ein Ende haben.“

Die Ertragsschwäche der Finanzkonzerne ist ein schleichendes Gift, sie verursacht keinen schnellen Zusammenbruch, zehrt aber die Banken aus. Sie sind weniger widerstandsfähig und können Verluste schlechter ausgleichen, etwa wenn in einem Abschwung die Kreditausfälle sprunghaft ansteigen.

Und jetzt wächst die Angst vor so einem globalen Abschwung. Die Konjunktur in wichtigen Schwellenländern ist regelrecht eingebrochen. Noch bis vor Kurzem trugen China, Russland, Brasilien und Co. fast zwei Drittel zum weltweiten Wirtschaftswachstum bei. Das ist vorbei.





EZB-Zentrale (l.) im Frankfurter Bankenviertel: „Die Zombifizierung muss einmal ein Ende haben“

Besonders China, die zweitgrößte Volkswirtschaft der Erde, schwächelt gefährlich. Die Wachstumsraten haben sich binnen weniger Jahre fast halbiert. Dieses Jahr ist nur noch mit einem Plus von gut sechs Prozent zu rechnen. Im weltweiten Vergleich erscheint das viel, für chinesische Verhältnisse ist es mickrig.

Während der Finanzkrise übernahm das Land die Funktion einer Konjunkturlokomotive, mit seinem Wachstum verhinderte es einen Absturz der Weltwirtschaft, viele Länder, darunter Deutschland, profitierten, weil sie ihre Waren auch während der Flaute in China absetzen konnten.

Von der Rolle des Weltenretters ist die Volksrepublik derzeit weit entfernt, im Gegenteil, sie stellt selbst einen Risikoherd dar, weil die politische Führung es nicht schafft, das wirtschaftliche Tempo beizubehalten.

Auch andere, ehemals gelobte Volkswirtschaften kriseln: Brasilien steckt mitten in einer Rezession, das Land versinkt in Chaos und Korruption. Um Russland steht es nicht viel besser. Die autoritäre Führung des Landes hat ihr Militär modernisiert, nicht aber die Wirtschaft. Der setzen zusätzlich die Sanktionen des Westens zu, die wegen Russlands Aggression gegen die Ukraine verhängt worden waren.

Massenhaft bringen Bürger und Unternehmen aus den Schwellenländern ihr Geld in Sicherheit – das heißt ins Ausland. In China machen sich die Anfänge einer Kapitalflucht bemerkbar, die weltweit die Devisenkurse durcheinanderwirbelt. Vor allem der Dollar gerät unter Aufwertungsdruck, die chinesische Zentralbank versucht mit Macht, den Kursverfall des Yuan

zu stoppen. Allein im vergangenen Jahr sanken Chinas Devisenreserven um über eine halbe Billion Dollar.

Zusätzlich durchlebt die Weltwirtschaft gerade ein ökonomisches Paradox. Für gewöhnlich gelten niedrige Ölpreise als Segen, vor allem für Länder, die Öl einführen müssen. Niedrigere Kosten für Benzin und Heizöl wirken normalerweise wie Konjunkturprogramme. Die Bürger haben mehr Geld übrig, um andere Waren und Dienstleistungen zu kaufen, die Unternehmen, um mehr zu investieren.

Doch gegenwärtig scheinen die Nachteile des Energiepreisverfalls die Vorteile zu überwiegen. So schnell sanken die Kurse für Rohöl, dass etliche Förderländer in Schieflage zu geraten drohen. Es könnte zu gefährlichen Kettenreaktionen kommen, wenn ein Ölland nach dem anderen seine Verbindlichkeiten nicht mehr bedienen würde.

Erster Wackelkandidat ist Venezuela, ausgerechnet das Land mit den größten Ölreserven. Dort hat eine hoffnungslos inkompetente Regierung das Land an den Abgrund geführt. Eine Staatspleite dürfte für sich genommen keine großen Auswirkungen für die Weltwirtschaft haben, anders sieht es jedoch aus, wenn ein solcher Vorgang das Vertrauen in andere Ölförderländer erschüttert, allen voran Russland. Die Regierung von Präsident Wladimir Putin konnte sich auf einen Ölpreis von 100 Dollar pro Fass verlassen, um den Staatshaushalt auszugleichen. Davon ist er weit entfernt: Ein Barrel kostet nur rund 30 Dollar.

Ähnliche Probleme plagen Saudi-Arabien. Beide Länder sehen sich gezwungen, ihre Staatsausgaben zusammenzustrei-

chen, was sich wiederum dämpfend aufs Wachstum auswirkt.

Schlimmstenfalls könnte die Ölschwemme dazu führen, dass die Eurokrise wieder auflebt. Die fatale Wirkungskette funktioniert so: Viele Banken, auch europäische, haben Ölförderunternehmen Hunderte Milliarden Euro geliehen. Der niedrige Ölpreis treibt, vor allem in den USA, viele Fracking-Firmen in die Pleite. Sie können ihre Verbindlichkeiten nicht mehr bedienen, was Banken in Bedrängnis bringt.

Drohen vermehrte Bankeninsolvenzen an einem Weltende, gerät in der global vernetzten Branche auch manch anderes Institut ins Fadenkreuz, selbst wenn es sich gar nicht im Ölgeschäft exponiert hat. Als besonders anfällig in der Eurozone gelten weiterhin die Institute Griechenlands, zunehmend aber auch die Italiens.

In ein regelrechtes Dilemma stürzen die neuen Turbulenzen die Geldpolitiker auf beiden Seiten des Atlantiks. Die US-Notenbank Fed hat selbst zur Verunsicherung beigetragen, als sie vor Kurzem zum ersten Mal seit neun Jahren die Zinsen erhöhte. Jetzt zeigt sich, dass dieser Schritt übereilt gewesen sein könnte.

Aber auch das Gegenteil, nämlich eine Zinssenkung, ist alles andere als unproblematisch. Durch ihre ultralockere Geldpolitik haben die Zentralbanken, gleichgültig ob Fed, die Bank von England oder die Europäische Zentralbank, selbst dazu beigetragen, dass die Finanzmärkte fast acht Jahre nach Ausbruch der Krise noch immer nicht stabilisiert sind.

Mit ihren Geldspritzen und Ankaufprogrammen für Staatspapiere verhinderten sie zwar den Komplettabsturz der Weltwirtschaft und ein Auseinanderbrechen der Europäischen Währungsunion, aber sie legten auch das Fundament für neue Turbulenzen. Die monetären Impulse entluden sich nicht in höheren Preisen für Waren und Dienstleistungen, wie es die Lehrbücher nahelegten. Stattdessen bildeten sich weltweit neue Blasen, vor allem an den Börsen. Überall erreichten die Indizes im vergangenen Jahr neue Rekordwerte.

Die Korrektur dieser Entwicklung führt nun zu neuer Verunsicherung. Immer deutlicher wird, dass die Geldpolitik der vergangenen Jahre nicht Teil der Lösung ist, sondern Teil des Problems.

Dennoch stehen weitere geldpolitische Maßnahmen bevor, zumindest in der Eurozone. Im März wird EZB-Präsident Mario Draghi wohl ankündigen, das Ankaufprogramm für Staatsanleihen aufzustocken. Im Gespräch ist, es über das Frühjahr 2017 hinaus zu verlängern und auch das derzeitige Volumen von 60 Milliarden Euro im Monat zu vergrößern.

Selbst Fed-Chefin Janet Yellen, die vor Kurzem erst die Zinsen anhub, denkt über neue Lockerungsübungen nach. Zunächst

vorgesehene Zinsanhebungen könnten verschoben werden, wenn nicht ausfallen, signalisierte sie vor einigen Tagen.

Das Problem ist nur, dass die Notenbanken ihr Pulver weitgehend verschossen haben, zusätzliche Maßnahmen erbringen immer weniger Wirkung. Die Geldpolitik scheint überfordert.

Finanzminister Wolfgang Schäuble will das Versagen der Geldpolitik deshalb auf internationaler Ebene zum Thema machen, zum Beispiel beim nächsten G-20-Finanzministertreffen in Shanghai Ende des Monats. Schäuble möchte im Kreise seiner Amtskollegen aus den Industrie- und Schwellenländern in Anwesenheit der Notenbankgouverneure die Frage aufwerfen, ob die lockere Geldpolitik nicht langsam an ihre Grenzen stößt. Er weiß, dass er sich auf vermintem Terrain bewegt, schließlich pochen die Notenbanker stets auf ihre Unabhängigkeit. Aber er findet, dass zu viel auf dem Spiel steht, wenn die Geldschleusen noch weiter geöffnet werden.

Schäuble fürchtet, dass sich immer neue Blasen bilden, wenn die Kehrtwende in der Geldpolitik ausbleibt und strukturelle Reformen stets weiter aufgeschoben werden. „Das ist eine ungesunde Mischung“, heißt es in seinem Ministerium. Im Klartext: Schäuble hielte es für angemessen, die Zinsen schrittweise zu erhöhen.

Den Versuch, Wachstum mit Gelddrucken zu erkaufen, hält er für gescheitert. Stattdessen will er jene stärken, die Strukturereformen befürworten, um Wachstumskräfte zu entfesseln, allen voran den Internationalen Währungsfonds.

„Notenbanken können helfen, Liquiditätsengpässe zu überwinden. Aber sie können kein Schuldenproblem lösen“, sagt auch Zentralbank-Experte William White. Das Problem sei, dass die Regierungen sich darum drückten, Dinge zu tun, die nur sie tun können.

White sieht vier dringliche Aufgaben für die Politik. „Sie sollte erstens in allen Ländern, die wie Deutschland finanziellen Spielraum haben, die Staatsausgaben erhöhen, insbesondere indem sie mehr in die Infrastruktur investiert“, sagt White.

Zweitens müsse sie dafür sorgen, dass die Kapitaleinkommen zulasten der Arbeitsinkommen nicht immer weiter steigen.

Drittens gebe es in vielen Ländern erheblichen Bedarf für strukturelle Reformen, in den Arbeitsmärkten ebenso wie in den Gütermärkten und anderen Bereichen.

„Und schließlich müssten die Staatsschulden in vielen Fällen restrukturiert werden, ohne Schuldenerlass wird es auf Dauer in einigen Ländern nicht gehen.“

Viel Hoffnung, dass Politik und Notenbanken diesmal auf ihn hören, hat White allerdings nicht.

Martin Hesse, Armin Mahler, Christian Reiermann

Elch auf Schleichwegen

Ikea Der Möbelkonzern nutzt zahlreiche Konstruktionen in den Beneluxländern, um offensiv Steuern zu sparen. Mitten im Geflecht der Ikea-Firmen sitzt eine Liechtensteiner Stiftung.

Einmal im Jahr gibt Ingvar Kamprad einen aus. Der wohl reichste Mann Europas lädt die betagten Mitbürger von Älmhult zu einem Drei-Gänge-Menü im Altenheim. Der Gemeindechor singt. Dann geht der Ikea-Gründer durch die Reihen, scherzt mit alten Freundinnen und ist froh, wieder in seinem geliebten Småland zu sein. Er trägt eine dunkle Cordhose, einen Pullunder und einen zerfransten Bart. Den Körper beugt er leicht nach vorn, er ist 89 Jahre alt.

„Wir sind glücklich, dass er zurückgekommen ist“, sagt Ingemar Almkvist, auch der Gemeinderatsvorsitzende von Älmhult trägt einen grauen Vollbart. Der Sozialdemokrat kann sich noch daran erinnern, wie er 1958 als Sechsjähriger im ersten, damals neu eröffneten Ikea-Geschäft von Älmhult über diese vielen Möbel staunte. Dort, wo der Aufstieg zu einem Weltkonzern begann, baut Ikea bis Juni ein Museum, das 250 000 Besucher im Jahr anlocken soll.

Es ist gut zwei Jahre her, dass Kamprad nach vielen Jahren im Schweizer Steuerexil unter großer öffentlicher Anteilnahme wieder nach Schweden zurückkehrte. Die Sehnsucht nach den alten Freunden und dem felsigen, moorigen Småland lockte ihn nach dem Tod seiner Frau nach Hause. Der alte Schwede soll von seinem Vermö-

gen etwa hundert Millionen Euro mitgebracht haben. Er zahle jetzt ganz normal Steuern in Schweden, heißt es.

Doch den Großteil des auf 50 Milliarden Euro geschätzten Vermögens hat Kamprad vor dem Zugriff des Fiskus in einem wilden Geflecht von Firmen versteckt, das bis in die Karibik reicht. Der Schwede und seine Berater nutzen alle Möglichkeiten des internationalen Steuerrechts, damit der Möbelriese möglichst wenig an den Staat zahlen muss. „Wir haben Steuern immer als Kosten angesehen, genau wie andere geschäftliche Kosten“, rechtfertigt Kamprad das Vorgehen.

Allein in Europa soll Ikea nach einer neuen Studie, die dem SPIEGEL und einigen internationalen Medien vorliegt, zwischen 2009 und 2014 mit aggressiven Steuermodellen über eine Milliarde Euro gespart haben. Ausgangspunkt des kühnen Versteckspiels ist eine Lizenzgebühr von drei Prozent des Umsatzes, die jede der 328 Ikea-Filialen weltweit an die Inter Ikea Group zahlen muss.

So sollen in den Niederlanden zwischen 1991 und 2014 insgesamt 14,3 Milliarden Euro angelandet sein. Lizenzgebühren werden in dem Land, das gerade die Ratspräsidentschaft in der EU innehat, kaum besteuert. Die deutsche Ikea-Tochter soll allein 2014 Steuern in Höhe von 36,6 Mil-



Ikea-Filiale in Peking: Testament eines Möbelhändlers

lionen Euro gespart haben, schätzt der amerikanische Steuerexperte Marc Auerbach, der die Studie im Auftrag der Grünen-Fraktion im Europäischen Parlament verfasst hat.

Im Ikea-Schulungszentrum in Älmhult läuft in Endlosschleife ein Film, in dem Kamprad inmitten von Ikea-Möbeln aus vielen Jahrzehnten über sein berühmtes „Testament eines Möbelhändlers“ redet und über den unaufhaltsamen Aufstieg zum Ausstatter der globalen Mittelschicht. Zwischendurch heißt es lapidar, dass Ikea 1982 an eine Stiftung in den Niederlanden verkauft worden sei. Die meisten Ikea-Läden und Landesgesellschaften in der Welt gehören der Stichting Ingka Stiftung, die wiederum von Kamprads Söhnen Jonas und Peter sowie einigen Beratern kontrolliert wird.

Es sei seine Art gewesen, Ikea auf den Tod seines Gründers vorzubereiten, kommentiert der Schwede im Film die frühe Übereignung lakonisch. Tatsächlich trieben den Unternehmensgründer die mittlerweile abgeschaffte Erbschaftsteuer und die hohen Vermögensabgaben in Schweden aus dem Land. Kamprad sagt es in seinem Werbefilm etwas anders, seine Begründung schwebt in dem melodiosen Schwedisch seines sonoren Basses ganz harmlos daher, er ist noch immer der beste Verkäufer der Ikea-Idee: „Die Bedeutung der niederländischen Stiftung liegt darin, dass niemand das Geld aus Ikea herausnehmen kann.“

Doch stimmt das wirklich? Sind die komplizierten Geschäftsstrukturen tatsächlich nur dafür da, das Wachstum von Ikea zu sichern und Gutes zu tun in der Welt, wie Kamprad gern sagt?

Keiner außerhalb der engen Kamprad-Clique weiß das so genau. Skepsis ist angebracht. Denn es gibt nicht nur eine niederländische, schon sehr intransparente Stiftung, sondern eine noch diskretere Liechtensteiner Stiftung namens Interogo, der die Inter Ikea Gruppe gehört. Diese milliardenschwere Stiftung wird von einem Beirat beaufsichtigt, in dem Kamprads jüngster Sohn Mathias und einige Freunde sitzen. Trotzdem legt Ikea wert auf die Feststellung, dass die Kamprad-Familie diese Stiftung nicht kontrolliert.

Sicher ist, dass die Liechtensteiner Stiftung in großem Stil zum Steuersparen verwendet wird. Sie verkaufte 2012 die Handelsmarke Ikea für neun Milliarden Euro an die Inter Ikea Systems BV. Diese Firma mit Sitz in den Niederlanden musste für den Kauf einen Milliardenkredit bei der Liechtensteiner Interogo aufnehmen.

Das war in Grundzügen schon bekannt. Doch nun lässt sich nachvollziehen, wie aus den eigentlich zu versteuernden Zins-einnahmen steuerfreie Dividendeneinnahmen in Liechtenstein werden. Dafür ist eine Luxemburger Tochter der Interogo,

die Interogo Finance SA, zwischengeschaltet, die zwischen 2012 und 2014 knapp eine Milliarde Euro Zinsen von der niederländischen Ikea-Firma für den Kredit kassiert.

Möglicherweise hatten die Luxemburger Behörden vorab mit einem ihrer vorgezogenen Steuerbescheide bestätigt, dass kaum Steuern gezahlt werden müssten. In den Jahresabschlüssen ist nachzulesen, dass die Steuerlast auf die Zins-einnahmen in diesen drei Jahren unter 0,1 Prozent lag. So konnte die Luxemburger Tochtergesellschaft zwischen 2012 und 2014 an die Liechtensteiner Stiftung Dividenden in Höhe von 807,8 Millionen Euro überweisen.

Neben Luxemburg und den Niederlanden war auch Belgien zu Diensten, um im großen Ikea-Reich die Steuersätze auf ein Niveau zu reduzieren, das für die meisten mittelständischen Möbelhändler unerreichbar sein dürfte. „Die Studie zeigt das ganze Ausmaß des Steuerdumpings in Europa“, sagt Sven Giegold, der finanzpolitische Sprecher der Grünen im Europaparlament.

In Belgien sind es fiktive Zinszahlungen, die nicht nur Ikea, sondern auch andere Großkonzerne zum Steuersparen animieren. „Die belgische Tochter Ikea Service Centre NV wurde dazu benutzt, fiktive Zinszahlungen in Höhe von 1,2 Milliarden Euro zum Abzug zu bringen“, sagt der US-Forscher Auerbach. Ikea sei es gelungen, zwischen 2010 und 2014 nur 37,5 Millionen Euro Steuern auf einen Gewinn von knapp 1,6 Milliarden Euro zu zahlen.

Bei der belgischen Finanzfirma handelt es sich um ein Mitglied der Ikea-Gruppe, die zu der niederländischen Stiftung gehört und die Ikea-Läden besitzt. Der Konzern betont, dass alles entsprechend den belgischen Gesetzen abläuft. Dort sei es nun einmal erlaubt, so zu tun, als müssten wie bei Krediten auch auf Eigenkapital Zinsen gezahlt werden. Das könnten sich auch andere Firmen zunutze machen.

„Die globale Ikea-Gruppe hat im Jahr 2015 Unternehmensteuern in Höhe von 822 Millionen Euro gezahlt“, heißt es bei Ikea. Die Steuerquote liege bei 19 Prozent, überall auf der Welt würden die Gesetze eingehalten. Außerdem zahle der Konzern Immobilien-, Umwelt- und andere Steuern und führe Zölle an die Staaten ab.

Trotzdem sind es Praktiken wie die von Ikea, denen die Finanzminister der großen Industrienationen den Kampf angesagt haben. Auch die EU-Kommission hat Ende Januar einen Maßnahmenkatalog vorgestellt, der den aggressiven Steuerplanern in den Konzernen das Leben in Europa schwerer machen soll. Das sei ein Schritt in die richtige Richtung, meint der Grünen-Abgeordnete Giegold: „Doch die Vorgehensweise bei Ikea beweisen, dass die EU-Kommission dringend nachbessern muss.“



Unternehmensgründer Kamprad

„Niemand kann Geld aus Ikea herausnehmen“

Beispielsweise sind in dem Brüsseler Gesetzespaket noch keine Vorschriften enthalten, die es Belgien verbieten würden, mit seinem System der fiktiven Zinszahlungen Konzerne aus ganz Europa anzuziehen. Auch die Masche mit dem Kredit von der Liechtensteiner Ikea-Stiftung, durch die in Europa quasi un- versteuerte Gewinne in Steuerparadiese entkommen können, ist nach der Analyse der Grünen weiter möglich. Solche hybriden Kreditarrangements sollen nur innerhalb der EU bekämpft werden. Wenn eine außerhalb der EU ansässige Liechtensteiner Stiftung beteiligt ist, wären sie weiter möglich.

In Zukunft will Brüssel EU-Unternehmen zwingen, an ihrem jeweiligen Stammsitz die wichtigsten Finanzinformationen gegenüber dem Fiskus darzulegen. Das ist zweifelsohne ein Fortschritt, beispielsweise müsste sich die Inter-Ikea-Gruppe gegenüber dem Fiskus outen.

Doch auch hier gibt es mehr als ein Problem: Stiftungen werden vom Gesetz nicht erfasst, und die Öffentlichkeit bleibt von diesen Informationen ausgeschlossen. „Die Bundesregierung muss ihren Widerstand gegen die öffentliche Steuertransparenz bei Unternehmen aufgeben“, fordert Giegold.

Von höheren Steuern, die Ikea-Gründer Kamprad jetzt in Schweden zahlt, hat der Gemeinderatsvorsitzende Almkvist aus der Ikea-Hochburg Älmhult noch nichts gesehen. Doch er würde den ersten Ehrenbürger, der in seiner Gemeinde 4500 Jobs geschaffen hat, nie kritisieren.

In Småland sind auch Politiker bescheiden. Almkvist ist glücklich darüber, dass der Milliardär seiner Heimatstadt gerade eine Spende über fünf Millionen schwedische Kronen versprochen hat. Das sind umgerechnet 500 000 Euro, mit denen eine Begegnungsstätte für Jung und Alt entstehen soll.

Christoph Pauly

„Wir brauchen einen Moral Monday“

Management **BWL-Professorin Evi Hartmann fordert mehr Nachdenken über ethischen Konsum – von Unternehmen und Managern, aber auch von jedem einzelnen Kunden.**



Hartmann, 42, ist studierte Wirtschaftsingenieurin und Professorin für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Erlangen-Nürnberg. Sie ist auf Supply Chain Management spezialisiert, die Optimierung von Lieferketten. In diesem Prozess üben Unternehmen oft den größten Preisdruck aus – und verursachen damit unfaire Löhne und schlechte Arbeitsbedingungen.

SPIEGEL: Frau Hartmann, wissen Sie, wo die Bluse gefertigt wurde, die Sie tragen?

Hartmann: Vermutlich in Bangladesch. Aber Sie haben mich ertappt: Ich weiß es nicht genau.

SPIEGEL: Interessiert es Sie nicht, unter welchen Umständen Ihre Kleidung hergestellt wird?

Hartmann: Grundsätzlich schon. Aber ich bin da wie viele Verbraucher: Ich denke

nicht genug darüber nach und handle deshalb oft nicht so moralisch, wie ich es eigentlich gern täte. Dabei wäre es ein Schritt in die richtige Richtung, mit kleinen Verhaltensänderungen anzufangen, die in der Summe etwas bewirken. Auch wenn ich nicht bei jedem Einkauf darauf achte, versuche ich doch insgesamt, bewusster zu leben.

SPIEGEL: Was bedeutet das für Ihr Konsumverhalten?

Hartmann: Ich überlege mir vorher, welche Marken ich kaufen will oder in welche Geschäfte ich gehe. Natürlich kaufe ich nicht nur fair hergestellte T-Shirts oder Hosen, denn mir ist Mode wichtig, und Kleidung hat einen gewissen Ausstrahlungseffekt. Aber ich recherchiere mehr als früher.

SPIEGEL: Wie genau machen Sie das?

Hartmann: Ich sammle Informationen über die Marke und kaufe hochwertige Kleidung, da sie langlebig ist.

SPIEGEL: Aber langlebig ist oft teuer, und das kann sich nicht jeder leisten. Muss ethisch gefertigt immer viel kosten?

Hartmann: Ethisch zu handeln ist keine Frage des Budgets. Und selbst wenn dem so wäre, bliebe immer noch die Möglichkeit, einfach weniger zu kaufen. Aber auch Discounter können moralisch arbeiten, H&M etwa gehört zu den „Bright Spots“. Das Unternehmen verwendet zum Beispiel recyceltes Polyester und verpflichtet seine Lieferanten auf faire Arbeitsbedingungen. Aber zugegeben: Das muss man als Kunde erst einmal wissen.

SPIEGEL: Wenn es selbst für Sie schwierig ist, valide Informationen zu bekommen, wie soll der Durchschnittsverbraucher sich dann zurechtfinden?

Hartmann: Im Zeitalter des Internets kann man schnell sehr viel über die Zustände in den Herstellungsländern erfahren. Dafür muss man nicht stundenlang recherchieren, oft reichen zehn Minuten.

SPIEGEL: Ist das wirklich so trivial? Es gibt allein im Textilsektor rund ein Dutzend Gütesiegel, die sehr verschiedenen Anforderungen entsprechen.

Hartmann: Das stimmt. Aber was wäre die Alternative? Zu verzagen und zu denken, weil ich nicht genau weiß, was zu tun ist, tue ich lieber gar nichts? Mir geht es darum, dass Verbraucher zumindest ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass jedes Kleidungsstück unter gewissen Bedingungen hergestellt worden ist.

SPIEGEL: Bei Textilien gibt es Gütesiegel. Wie aber wollen Sie erkennen, ob ein so komplexes Produkt wie ein Smartphone mit all seinen Einzelteilen unter fairen Bedingungen hergestellt wurde?

Hartmann: Bis ins letzte Schraubchen wird man das kaum herausfinden können. Das ist auch die Schwierigkeit beim sehr empfehlenswerten Fairphone 2. Von eineinhalb Milliarden verkauften Smartphones weltweit sind übrigens gerade mal 90 000 Fairphones.

SPIEGEL: Was müsste ein Unternehmen wie Apple tun, um ein faires Handy anbieten zu können?

Hartmann: Das Unternehmen müsste bei jedem Bauteil die Lieferkette überprüfen. Denn jeder Einkäufer übt finanziellen Druck auf seinen Lieferanten aus, der gibt ihn weiter. So wird der Druck, günstig einzukaufen und herzustellen, immer höher. Und je billiger es sein muss, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass unfaire Arbeitsbedingungen entstehen.

SPIEGEL: An welcher Stelle der Lieferkette müsste ein Unternehmen ansetzen?

Hartmann: Es muss dafür sorgen, dass die Menschen, die als Lohnsklaven für es arbeiten, faire Löhne bekommen.

TIM WEGNER / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Lohnsklave ist ein hartes Wort.

Hartmann: Es ist aber treffend. Oder wie würden Sie das nennen, wenn Menschen für 50 Cent am Tag 14 Stunden unter härtesten Bedingungen schuften – damit Sie und ich ein cooles Handy oder eine hippe Bluse kaufen können?

SPIEGEL: In Ihrem Buch bezeichnen Sie die deutschen Verbraucher als Sklavenhalter*. Wie kommen Sie dazu?

Hartmann: Weil wir da alle mit drinhängen, indem wir uns dem dauernden Konsum begeben und Produkte kaufen, von denen wir wissen, dass sie unter unfairen Bedingungen hergestellt worden sind. Wir wollen aber trotzdem keinen höheren Preis dafür bezahlen. Mit der Folge, dass der Einkäufer gute Margen holen muss, deshalb günstigere Preise von seinen Produzenten verlangt, die den Druck wiederum an die Subunternehmer weitergeben. Und so sind alle, die Teil dieser Kette sind, Sklavenhalter.

SPIEGEL: Wie viele Sklaven halten Sie denn?

Hartmann: Wahrscheinlich rund 60 – wenn man slaveryfootprint.org glaubt. Auf dieser Internetseite kann man anhand des eigenen Konsums ausrechnen, wie viele Zwangsarbeiter für einen arbeiten. Das ist natürlich nicht präzise, aber wichtig ist doch, dass die Diskussion über Moral immer wieder angestoßen wird.

SPIEGEL: Müssen erst Unfälle wie der Einsturz der Textilfabrik in Bangladesch passieren, bei dem mehr als 1100 Näherinnen ums Leben kamen, damit dieses Thema ins Bewusstsein rückt?

Hartmann: Leider ist das meistens so. Mir persönlich hat es irgendwann nicht mehr gereicht, immer nur die ökonomischen Aspekte der Lieferkette zu untersuchen. Also die Frage, wie man Prozesse so optimiert, dass sie immer besser laufen und immer weniger Kosten verursachen. Ich bin keine Moralprofessorin, aber ich bin Mutter von vier Kindern und habe ein privates Umfeld. Dort habe ich erschrocken festgestellt, dass das Unglück keine großen Diskussionen ausgelöst hat, also keine gravierenden Spuren hinterlassen hat.

SPIEGEL: Der öffentliche Druck war zumindest so hoch, dass viele Textilfirmen endlich ein Abkommen zum besseren Arbeitsschutz in Bangladesch unterschrieben haben.

Hartmann: Das stimmt. Das ist einer der erwähnten kleinen Schritte. Aber ein einzelnes Abkommen reicht nicht aus, um die Folgen der globalen Produktionsweise auszugleichen.

SPIEGEL: Hören wir da eine gewisse Globalisierungskritik heraus? Gerade Länder

wie Bangladesch haben enorm von der Textilproduktion profitiert, sie hat Millionen Menschen aus der bittersten Armut geholt.

Hartmann: Ich bin keine Globalisierungsgegnerin. Ich sehe klar Vorteile darin, dass es einen weltweiten Austausch von Waren gibt. Aber ich wende mich gegen die Auswüchse. Es ist doch ein Wahnsinn, dass wir zum Beispiel zulassen, dass Frauen in Indien unter sklavenähnlichen Bedingungen in den Nähereien sitzen.

SPIEGEL: Brauchte es dafür nicht strengere staatliche Regeln?

Hartmann: Ich frage erst mal, was jeder Einzelne tun kann: ich als Konsument, ich als Einkäufer, ich als Lieferant. Jeder kann mit richtigen Verhaltensweisen in die richtige Richtung gehen.

SPIEGEL: Damit entlassen Sie aber die Regierungen in den Schwellenländern aus der Verantwortung dafür, dass in den Fa-



Näherinnen in Bangladesch
„Sklavenähnliche Bedingungen“

briken ordentlich bezahlt und menschenwürdig gearbeitet wird.

Hartmann: Das tue ich nicht. Aber es ist bittere Realität, dass viele dieser Regierungen nicht in der Lage sind, entsprechende Regeln zu erlassen oder durchzusetzen. Das dient Unternehmen oft als willkommene Entschuldigung, um sagen zu können: Die Mindestlöhne werden in Indien oder Bangladesch definiert, was kann ich dafür, dass sie so niedrig sind? Damit macht man es sich aber zu leicht. Es hängt am Ende von jedem Einzelnen ab. Denn gerade wenn Regierungen versagen, ist individuelles Engagement notwendig.

SPIEGEL: Geschäft und Moral kollidieren häufig. Woran liegt das?

Hartmann: Weil es ein Konflikt ist, eine Abwägung zwischen Kosten und Nutzen. Wie hält man etwa als Einkäufer seinem Chef stand, wenn man die Sicherheitsbedingungen in einer Fabrik moniert, gleichzeitig aber harte Ziele mit Einkaufersparnissen festgelegt sind?

SPIEGEL: Was heißt das konkret?

Hartmann: Wir hatten zum Beispiel ein Projekt mit einer Textilfirma, da war ein Kollege für das Aussuchen der Lieferanten, aber auch für die Arbeitsplatzsicherheit zuständig. Er hätte gern in die Technik der Produktionsräume investiert, um den Brandschutz zu verbessern – aber das war im Budget nicht vorgesehen, hätte also die Marge gedrückt.

SPIEGEL: Dabei betonen fast alle Unternehmen den hohen Stellenwert von Nachhaltigkeit und gesellschaftlicher Verantwortung. Ist das nur Marketing?

Hartmann: Nein, das sind die ersten kleinen Schritte in die richtige Richtung. Ich wünsche mir darauf aufbauend einen etwas größeren Schritt: die Selbstverständlichkeit, die Grundüberzeugung innerhalb der Unternehmen, dass Moral genauso dazugehört wie etwa Qualitätsmanagement oder Produktentwicklung.

SPIEGEL: Wie lässt sich das ändern?

Hartmann: Der Druck von außen ist viel stärker geworden. Gleichzeitig muss das Thema strukturell in die Firmenabläufe integriert werden. Früher gab es den „Casual Friday“, bei dem Mitarbeiter etwas legerer als sonst in die Firma kamen. Ich glaube, wir brauchen einen „Moral Monday“. Einen Tag, an dem sich die Mitarbeiter treffen und über moralische Aspekte ihrer Arbeit reden. Die Diskussion solcher Themen bekäme dann eine Struktur. Man könnte zum Beispiel berichten, was bei der letzten Geschäftsreise zum Lieferanten aufgefallen ist; den Transport, die Abwicklung, die Order diskutieren.

SPIEGEL: Wird das schon praktiziert?

Hartmann: Ich kenne das aus einem großen Hightech-Unternehmen in der Nähe von Nürnberg. Für so eine Diskussion braucht man allerdings eine offene Unternehmenskultur und die Souveränität, mit Kritik umzugehen.

SPIEGEL: Sie kritisieren in Ihrem Buch, dass die Wirtschaftsstudenten von heute sich keine Gedanken über die Moral ihres Handelns machen. Woran liegt das?

Hartmann: Das Thema „Moral“ ist im Lehrplan nicht vorgesehen, das kann jeder Professor individuell in sein Curriculum einbauen. Bei mir gibt es ein Modul zum Thema „Moral“, und bei der Beschäftigung mit Lieferketten wird es natürlich auch angesprochen.

SPIEGEL: Wenn Moral für Studenten kein Thema ist, wer hat dann Verantwortung?

Hartmann: Wir alle. Die Familie, der Kindergarten, die Schule – alle Institutionen, in denen Werte vermittelt werden sollten.

SPIEGEL: Können Sie Ihren Studenten denn guten Gewissens raten, eine Managerkarriere einzuschlagen?

Hartmann: Natürlich, sie sollten lediglich das richtige Bewusstsein entwickeln.

Interview: Susanne Amann, Alexander Jung

* Evi Hartmann: „Wie viele Sklaven halten Sie? Über Globalisierung und Moral“. Campus Verlag, Frankfurt am Main; 192 Seiten; 17,95 Euro.



Ein Cowboy in Russland

Ashley Chester Corlett kommt eigentlich aus dem US-Bundesstaat Wyoming, dort lernte er den Umgang mit Rindern von klein auf, ein typisches Cowboyleben eben. Bis ihn der größte russische Rinderzüchter, die Miratorg Agribusiness Holding, kürzlich anheuerte und zusammen mit ein paar amerikanischen Kollegen auf eine Farm ins Dorf Walujez in der Region Brjansk holte. Dem Unternehmen gehören 360 000 Rinder. Corlett sitzt gerade in der Scheune, kurze Pause. Gleich geht er wieder raus. Dann bringt er Russen bei, wie man ein richtiger Cowboy wird.

Analyse

Die Mord-Legende

Polens neue Regierung will das Unglück von Smolensk umdeuten.

Die Stimme des Bordcomputers schnarrte: „Pull up, pull up“. Sekunden später zerschellte die Maschine des polnischen Präsidenten nahe der russischen Stadt Smolensk. Lech Kaczyński starb und mit ihm seine 95-köpfige Entourage. Das war am 10. April 2010, vor fast sechs Jahren. Zwei offizielle Untersuchungsausschüsse nannten als Unglücksursache dichten Nebel, Fehler der Crew und des russischen Towers. Für viele von Kaczyńskis nationalkonservativen Anhängern ist es aber bis heute eine unerträgliche Vorstellung, dass Leichtsinns und schlechte Schlamperei den Präsidenten das Leben gekostet haben sollen, der auf dem Weg zu einer Gedenkfeier für das Massaker von Katyn war – dort hatte 1940 der sowjetische Geheimdienst mehr als 22 000 Polen ermordet. Der Warschauer Verteidigungsminister bestellte vergangene Woche einen weiteren Untersuchungsausschuss. Wie bis zu 50 Prozent der Polen will auch er nicht an einen Unfall glauben, sondern ver-

mutet Mord – schließlich habe es eine Explosion an Bord der Maschine gegeben. Das Gremium soll Material liefern, um angeblich Mitschuldige vor Gericht bringen zu können. Gemeint sind Politiker der damaligen liberalen Regierung – allen voran Donald Tusk, heute EU-Ratspräsident. Tusk habe die Regierungsmaschine angeblich nicht mit der besten Technik ausgestattet und ausgerechnet den Russen die Aufklärung des Absturzes überlassen.

Für den Zwillingbruder Kaczyńskis, Jarosław, der seit Kurzem wieder die Regierungsgeschäfte in Warschau dominiert, könnte das Narrativ vom Anschlag zur starken innenpolitischen Waffe werden. Nach seiner Lesart ist nur ein guter Pole, wer an die Anschlagstheorie glaubt, die anderen seien Verräter. „Die Religion von Smolensk fordert Scheiterhaufen“, warnte vor zwei Jahren der Publizist Waldemar Kuczyński. Es sieht so aus, als würden sie gerade errichtet.

Jan Puhl



JAMES HILL / LANF

Fußnote

158 Tage

war die italienische Stadt Bologna im letzten Jahr teilweise lahmgelegt, weil öffentlich Bedienstete ihr Recht auf gewerkschaftliche Versammlungen während der Arbeitszeit nutzten. Beim Fußball-Erstliga-Spiel gegen den AC Florenz fehlte es in Bologna zuletzt gar an Polizisten. Gewerkschaftern, die das Volk als „Geisel“ nähmen und Italiens Interessen schädeten, hat Premier Matteo Renzi wiederholt den Kampf angesagt.

Japan Abes Zensurpolitik

Hiroko Kuniya zählt zu Japans letzten kritischen TV-Moderatoren. Doch ab April soll sie ihre Nachrichtenshow nach 23 Jahren abgeben – wie andere bekannte Journalisten ist auch sie ins Visier von Premier Shinzo Abe geraten. Der Stuhl der 59-jährigen Moderatorin begann zu wackeln, als sie im Juli 2014 den Kabinettschef des Premiers mit einer zuvor nicht abgesprochenen Frage in Verlegenheit brachte. Dabei ging es um Japans pazifistische Verfassung, die der nationalistische Regierungschef jetzt ändern will. Mit ihrer Frage

verstieß die Journalistin gegen die selbst auferlegte Zensur, die der öffentlich-rechtliche NHK-Sender pflegt. Der unter Abe eingesetzte NHK-Chef Katsuto Momii beschrieb seine regierungstreue Linie einmal so: „Wenn die Regierung ‚rechts‘ sagt, können wir nicht ‚links‘ sagen.“



TORU HANAI / REUTERS

Abe

Aber auch private Sender knicken ein, wenn die Regierung Druck macht: TV Asahi trennte sich von Kommentator Shigeaki Koga – er hatte den Premier mit der Bemerkung kritisiert: „Ich bin nicht Abe!“ Mit Blick auf die angepeilte Verfassungsänderung agiert das Kabinett Abe gegenüber Pressevertretern inzwischen ganz ungeniert: Die Regierung könne den Betrieb von Sendern stoppen, wenn diese voreingenommene Programme sendeten, drohte am vergangenen Dienstag die Ministerin für Innere Angelegenheiten und Kommunikation, Sanae Takaichi, kritischen Journalisten im Parlament. ww

Iran „Wir haben mafiöse Strukturen“

Der Reformpolitiker **Ebrahim Asgharzadeh**, 60, über den Streit um die Kandidaten für die Parlamentswahl am 26. Februar

SPIEGEL: Mehr als 10 000 Männer sowie gut 1200 Frauen wollten für die 290 Parlamentssitze kandidieren, darunter bis zu 3000 Reformer, von denen viele abgelehnt wurden, auch Sie. Warum?

Asgharzadeh: Der Wächterratt meint, ich würde mich dem Islam und dem Revolutionsführer nicht verpflichtet fühlen. Das ist eine sehr dehnbare Behauptung, für die es keine Beweise gibt. Die bekanntesten Gesichter der Bewegung dürfen nicht antreten.

SPIEGEL: Haben Sie Einspruch erhoben?

Asgharzadeh: Ich habe mich an die Wahlaufsicht gewandt, die Teil des Wächterrats ist, und meine Verfassungstreue beteuert. Vergebens.

SPIEGEL: Sie haben 1979 die amerikanische Botschaft in Teheran besetzt und waren in die Geiselnahme von 53 US-Bürgern verwickelt. Inzwischen plädieren Sie für eine vorsichtige Annäherung an die USA. Wieso der Wandel?

Asgharzadeh: Das ist eine lange Entwicklung. Ich gehöre keiner Reformpartei an, aber es gibt eine große Zahl von Menschen, die wie ich den Kurs von Präsident Hassan Rohani unterstützen.

SPIEGEL: Für ihn ist die Ausgrenzung der Reformer ein schwerer Schlag.

Asgharzadeh: Wenn die Radikalen wieder die Mehrheit bekommen, wird er es künftig noch schwerer haben, seine Politik der Öffnung fortzusetzen. Den Nuklearkonflikt aber hat er gelöst.

SPIEGEL: Nun fließen 100 Milliarden Dollar an eingefrorenem Vermögen ins Land.

Asgharzadeh: Wir haben leider eine Schattenwirtschaft und mafiöse Strukturen. Wir müssen die Korruption bekämpfen. Erst wenn das Geld den Leuten zukommt, können wir von einem Erfolg reden.

SPIEGEL: Innenpolitisch steht eine Öffnung noch aus.

Asgharzadeh: In den Bereichen Kunst und Kultur hat es ein wenig Lockerung gegeben. Die Rechte der Menschen werden jedoch weiterhin zu wenig beachtet. red



Rohani, Anhänger

VAHID SALEMI / AP / DPA

Publikum im
Bataclan vor
dem Anschlag



Die Überlebenden von Paris

Frankreich Drei Monate nach den Anschlägen kämpfen die Besucher des Konzerts der Eagles of Death Metal immer noch jeden Tag mit den Erinnerungen an jene Nacht.

In der Spüle steht eine bunte Tasse mit Barbapapa, der Kinderbuchfigur, am Fensterknopf baumelt das Lätzchen seiner jüngsten Tochter, zwei Jahre alt. Darauf lächeln drei Dalmatinerwelpen.

Am Küchentisch, vor einer buntgekachelten Wand, sitzt Arnaud, Grafiker, 41 Jahre alt. Nur sein Vorname soll genannt werden. Mit schwarzem Kugelschreiber malt er einen Kreis auf ein Blatt Papier.

„Der Leichenhügel“, sagt er.

In Arnauds Küche besteht das Grauen jener Nacht aus Kugelschreiberstrichen, Schraffuren und Pfeilen. Sie markieren Treppen, Notausgänge, die Bühne mit der Sicherheitsabspernung. Der Kreis bezeichnet die Stelle, wo sich die toten Körper stapelten, sich aufeinandertürmten. Mitten im Konzertsaal. Zweimal musste er in jener Nacht an dieser Stelle vorbei.

Den schmalen, L-förmigen Korridor, in dem die Terroristen ihn und seine Frau Marie zusammen mit zehn anderen als Geiseln genommen hatten, zeichnet er auf ein anderes Blatt. Mehr als zwei Stunden lang saßen sie dort fest; zwei Stunden Gewissheit, jeden Moment sterben zu können.

Arnaud war der Letzte, der das Bataclan in der Nacht des Anschlags lebend verließ. Der Letzte, den die Einsatzkräfte befreiten.

Um 0.23 Uhr, Samstag, 14. November, liegt er auf dem Boden in diesem kleinen, schmalen Gang. Das Trommelfell im rechten Ohr ist zerrissen, in seinem Rücken

stecken Metallteile aus dem Sprengstoffgürtel von Foued Mohamed-Aggad.

Arnaud erinnert sich, er weint dabei: „Ich öffne meine Augen, ich liege in einem See aus Blut und Eingeweiden. Verdamm, denke ich, ich atme.“

Drei Monate später kreisen seine Fragen um die Vorgänge in jener Nacht. Haben ihm die Stufen am Ende des Korridors das Leben gerettet? Warum haben Foued Mohamed-Aggad und Ismaël Omar Mostefai sie, die Geiseln, nicht einfach getötet? Bevor das Kommando der BRI, der Brigade de recherche et d'intervention, anrückt und eine Geisel nach der anderen hinter das schussichere Ramses-Schild zieht. Bevor die Polizei mit diesem 80 Kilogramm schweren Schutzschild auf Rädern Zentimeter um Zentimeter in den Korridor vordringt. Bevor sie Mostefai erschießt und Mohamed-Aggad explodiert.

Arnaud malt einen kleinen Kreis in ein Viereck: Der Kopf eines der Terroristen lag am Schluss auf dem Treppenabsatz.

Das Grauen des 13. November hat sich ins kollektive Gedächtnis der Franzosen gebrannt. In dieser Nacht wurde ein grellbunt angestrichenes, verschachteltes Gebäude, das Bataclan, einer der ältesten Konzertsäle von Paris, zu einem Anschlagziel und zum Massengrab. 90 Menschen wurden getötet. Niedergemetzelt von drei jungen Männern mit Kalaschnikows und Sprengstoffgürteln.

Weitere 40 Menschen starben bei Angriffen auf Bars und Restaurants im Osten der Stadt, dort liegt auch das Bataclan. 130 Tote, ein derartiges Massaker geschah in Frankreich zuletzt während des Zweiten Weltkriegs. Drei Monate danach ringen Arnaud und all diejenigen, die es miterlebt haben, es überlebt haben, immer noch jeden Tag mit dem Schrecken.

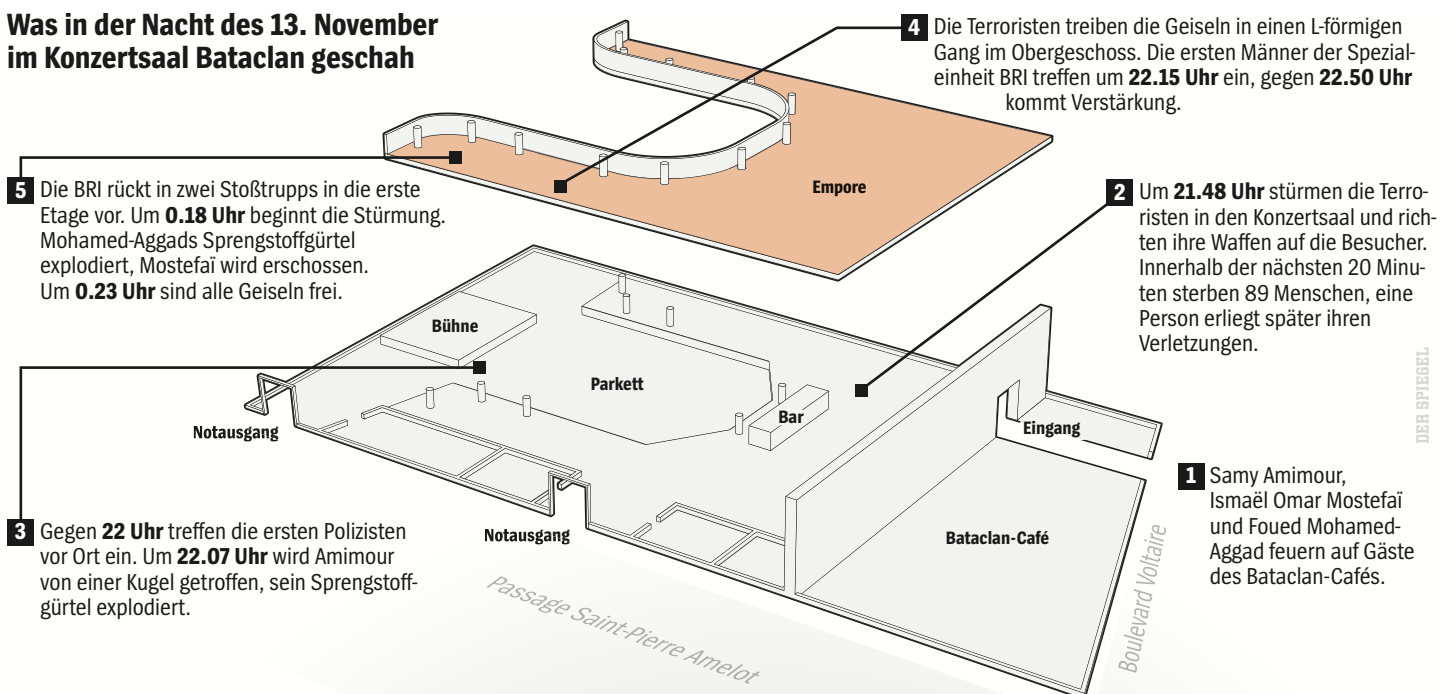
Auch das Land und vor allem die Politik ringen mit dem, was passiert ist. Die Trauer der Franzosen ist einer Art Apathie gewichen: Resigniert verfolgen sie die immer neuen Scheindebatten der Regierenden, wohlwissend, dass weder eine ausgeweitete Notstandsgesetzgebung noch all die drakonischen Maßnahmen, die jetzt durchgesetzt werden sollen, Terror und Radikalisierung verhindern können. Stattdessen spalten sie das Land weiter.

Das neue Jahr ist noch jung, in einem Café an der Seine sitzt in einer waldgrünen Steppjacke ein Mann der BRI, der Brigade, die das Bataclan stürmte, auch er soll anonym bleiben. Er erinnert sich an seinen Einsatz wie an einen Krieg. Der Saal, ein Massengrab. Vor der Bühne ein Teppich von Toten.

„Wir schwammen in Blut. Was kann ich sagen? Das ist mein Beruf. Aber so etwas habe ich noch nie erlebt. Und auf so etwas kann man sich auch nicht vorbereiten.“

Er war, wie Arnaud, bis zum Ende dabei, stand hinter dem Ramses-Schild, als sie in

Was in der Nacht des 13. November im Konzertsaal Bataclan geschah



den Korridor vordrängen, um die Geiselnahmer, die Terroristen zu töten. Erst Tage nach dem Einsatz traute er sich, seine Schuhe aus dem Plastiksack zu nehmen und zu reinigen. Sie waren voller Blut.

Er wischt über sein Smartphone, findet das Protokoll des Einsatzes. In der Notrufzentrale gehen an diesem Abend allein bis 22 Uhr 5000 Anrufe ein. Sein Kommando erreicht das Bataclan um 22.15 Uhr.

Eine gute halbe Stunde zuvor, um 21.40 Uhr, parkt ein schwarzer Polo vor dem Gebäude am Boulevard Voltaire.

Um 21.42 Uhr geht eine SMS von einem Samsung-Handy an einen noch immer nicht identifizierten Empfänger nach Belgien. „Wir sind da, es geht los“, steht in der Nachricht. Das Handy findet sich später in einem Mülleimer neben dem Bataclan. Zwischen 21.48 Uhr, als die drei Männer mit ihren Kalaschnikows das Bataclan stürmen, und 22.15 Uhr, als die Einsatzwagen der BRI vor dem Gebäude parken, sterben 89 Menschen.

Einen der Täter sieht der Konzertbesucher Alex Jofre sofort. Der zierliche Mann steht auf einem Sockel hinter einer Säule unter der linken Empore, als die Attentäter das Bataclan stürmen. Vorne spielen seit einer Dreiviertelstunde schon die Eagles of Death Metal, eine Rockband aus Kalifornien. Jofre hat freie Sicht auf den Eingang neben der Bar. Er sieht die Kalaschnikow, den Rucksack. Er hört die Schüsse. In diesem Moment weiß er, anders als so viele im Publikum, dass es sich nicht um Knallfrösche handelt. Dass das hier kein Scherz ist, keine Inszenierung.

„Es dauert natürlich einen Moment, bis du begreifst. Was du siehst, passt nicht zu deiner Wirklichkeit. Du bist in Paris, bei einem Konzert, für das du seit Monaten Karten hast, du hörst Musik, tanzt ein bisschen, und plötzlich stürmt ein Mann mit einem Schnellfeuergewehr in den Saal und beginnt zu schießen.“

Die Musik verstummt abrupt, Jofre und seine Nachbarn werfen sich auf den Boden, intuitiv.

Weil er nicht weiß, wo sich im Saal der Notausgang befindet, wird Alex Jofre von etwa 22 Uhr bis kurz vor Mitternacht in einem Kasten nahe der Bühne liegen. Er wird sich in Embryonalhaltung in eine Box zwängen, 1 Meter mal 1,5 Meter groß, etwa 40 Zentimeter tief. Kopf und Schultern wird er mit einem schwarzen Tuch aus dem Kasten bedecken.

Erst schmerzen seine Beine, dann werden sie taub. Er hört, wie die Terroristen mit den Men-

schen spielen, wie sie sich über sie lustig machen. „Wer jetzt aufsteht, darf gehen“, rufen sie. Darauf folgen Schüsse.

Erst als der Saal bis auf die Toten geräumt ist, und die Geiselnahme oben im ersten Stock in Gang ist, entdecken zwei Polizisten den reglosen Mann in der Kiste. Immer nach oben schauen, an die Decke, sagt der Polizist, der ihn nach draußen begleitet. Nicht nach vorn, und schon gar nicht auf den Boden.

„Ich bin Opfer eines Attentats“, Alex Jofre wiederholt diesen Satz so oft, als gewöhne er sich nur langsam an diese Tatsache. Jofre, 38, Argentinier, lebt seit zwölf Jahren in Paris, er ist selbst Musiker, nebenbei arbeitet er als Verkäufer in einem Nespresso-Shop.

„Ich weiß nicht, wie ich mit meiner Angst umgehen soll. Es vergeht fast keine Sekunde, in der ich nicht an diese Nacht im Bataclan denken muss. Ich bin eigentlich nur ruhig, wenn ich schlafe. Ich habe keine Albträume. Aber wenn ich zu Hause aus dem Fenster schaue, spüre ich, dass auf der anderen Straßenseite jemand auf mich zielt. Mich erschießen will. Ich bin Opfer eines Attentats.“

Anders als Alex Jofre merkt Louise Jardin, 28, erst einmal gar nichts. Mit ihrem Bier steht sie vor der Bühne, erste Reihe, auf der Seite des Bassisten. Böller, denkt

sie, als sie die ersten Salven hört. Knallkörper, eine extra Performance. Wow, denkt sie.

Die Eagles of Death Metal hört sie an jenem Freitag zum vierten Mal live, das Bataclan ist ihr Liebingsaal. Dann bricht die Musik ab. Als sie sich umdreht, sieht sie, wie sich die Menschen hinter ihr ducken oder schon auf dem Boden liegen. Ein Mann, etwa eine Armlänge von ihr entfernt, fällt um, dabei starrt er sie an, unverwandt. Sie erinnert sich:

„Ich sah in seinem Blick, dass er nicht mehr lebte. Da war dieser Geruch von warmem Blut, süßlich, beißend. Ich kauerte mich in der Hocke vor die Absperrung, hielt meine Handtasche vor meinen Kopf. Neben mir lag ein Mädchen, sie flüsterte, wollte unbedingt wissen, wie ich heiße. Louise, sagte ich da, und ich wunderte mich, warum sie das ausgerechnet jetzt wissen wollte. Es gehen einem seltsame Dinge durch den Kopf in einem solchen Moment. Das Zeitgefühl kam mir völlig abhanden, in meiner Tasche hörte ich mein Handy brummen. Ich habe versucht, nicht mehr aufzuschauen. Überall Leichen, Blut, Körperfetzen. Ich weiß nicht mehr, wann ich getroffen wurde, wann sie auf mich schossen. Es wurde ganz warm an meinem Hinterkopf, in meinem Nacken. Dann tat es ziemlich weh. Mein Kopf dröhnte, die Ohren rauschten. Es war, als wenn man mir mit voller Kraft einen Handball an den Hinterkopf geworfen hätte. Nur dass es blutete. Jetzt haben sie mich erwischt, dachte ich. So fühlt es sich an zu sterben. Das Mädchen neben mir murmelte die ganze Zeit nur: Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr. Und es war tatsächlich ein bisschen wie in einem Film.“

Irgendetwas explodiert in ihrer Nähe. Um sich abzulenken, zählt Louise die Vibrationen des Handys in ihrer Tasche.

Die Detonation, das ist der Attentäter Samy Amimour; um 22.07 Uhr wird er von der Kugel eines Polizisten getroffen. Dabei explodiert auch der Sprengsatz, den er am Körper trägt. Als einziger der drei Täter war er noch unten im Saal, die anderen beiden sind da wohl schon oben, auf der Empore.

Kurz darauf wird der Saal evakuiert. Eine Männerstimme ruft: „Stehen Sie auf und verlassen Sie das Gebäude, ruhig, aber zügig.“ Louise weiß noch, dass sie über diese Formulierung beinahe lachen muss. Wie soll das gehen, „ruhig, aber zügig“? In einer solchen Situation?

Sie will sich nicht als „Opfer eines Attentats“ sehen. Drei Mona-



Opfer Jardin: „Jemand kommt und bringt mich um, einfach so“

ERIC GARAUIT / DER SPIEGEL



ERIC GARAU / DER SPIEGEL

Überlebender Hermann: Angst vor vorbeifahrenden Autos

te später sitzt die junge Frau auf einem weißen Ledersofa, steckt ihre Hornbrille ins blonde Haar und sagt: „Ich war da. Das ist alles.“ Wenn Louise jetzt ein Konzert besucht, recherchiert sie zuvor im Internet, wo sich die Notausgänge befinden.

Am Anfang habe sie alles gut weggesteckt, erzählt sie. Dachte sie. Sie hat gleich wieder angefangen zu arbeiten. Dann kam Weihnachten, und sie hatte plötzlich Angst vor Weihnachtsbäumen. Angst, dass sich ein Terrorist im Baum versteckt. Angst, dass die Äste auf sie schießen könnten. „Hochgradig albern, ich weiß“, sagt sie. Aber die Angst hört nicht auf.

„Es ist das Gefühl, dass ich jederzeit sterben kann. Jemand kommt und bringt mich um, einfach so.“ Ihr 28. Geburtstag Mitte Januar ist der erste seit vielen Jahren, den sie nicht mit einer großen Party begeht. Sie bittet ihre Freunde, nicht mehr über diese Nacht zu sprechen, sie will dazu auch nichts mehr lesen. Will sich nicht mit anderen Überlebenden treffen. Zu traurig, sagt sie.

„Ich sage mir, es ist schön, dass ich überlebt habe. Richtig cool sogar. Jetzt muss ich auch was Tolles aus meinem Leben machen.“ Sie spürt, dass da Druck auf ihr lastet. Sie mag das nicht.

Psychologen sagen, es falle den Überlebenden eines Attentats oft schwer zu akzeptieren, dass es ein Vorher und ein Nachher gibt. Dass das Erlebte, das Grauen zu mächtig ist, um sich verdrängen zu lassen. Man kann es vielleicht kurzzeitig nach hinten schieben, aber irgendwann bricht es sich Bahn, holt einen ein.

Aka Hermann, 39, ist einer der wenigen in jener Nacht, der weiß, wo sich im Bataclan die Notausgänge befinden. Hermann gehört zum Sicherheitspersonal, seit sechs Jahren arbeitet er hier, er mag seinen Job. Als das Konzert beginnt, steht er hinter der Absperrung vor der Bühne, auf der linken Seite. Er erinnert sich, wie ausge-

lassen alle waren. Dass sich die Besucher vorne auch freuen, als es plötzlich knallt. Cool, Böller!, ruft ein junger Mann.

Als die Menschen in den hinteren Reihen zusammenbrechen, als ihre Körper regelrecht nach vorne schwappen und der Saal im grausamen Rhythmus der Kalaschnikowsalven hin und her wogt, öffnet Hermann die Türen zum Backstagebereich und den Notausgang hinter der Bühne. Hierher, schreit er, hierher. Er wird beinahe überrannt.

Auch Hermann dachte, er brauche keine psychologische Betreuung. Bis der wuchtige Mann keine Straße mehr entlanggehen konnte, weil er glaubte, vorbeikommende Autos wollten ihn überfahren. Bei einer Panikattacke im Regionalzug begann er derart zu zittern, dass er aussteigen musste.

An einem Dienstag Mitte Januar steht er am Boulevard Voltaire vor seinem früheren Arbeitsplatz. Kerzen und Blumen liegen auf dem Bürgersteig gegenüber. Zum ersten Mal seit jener Nacht hat er das Bataclan wieder betreten, er ist froh darüber, zeigt die Fotos auf seinem Handy. Saal, Bühne, Bar, überall kleben zahllose weiße Kreuze. Sie markieren die Einschusslöcher.

Auch Arnaud, der Grafiker, die letzte Geisel von Ismaël Omar Mostefai und Foued Mohamed-Aggad, will noch einmal ins Bataclan. Er will wissen, ob da, am Ende dieses L-förmigen Korridors, tatsächlich ein kleiner Vorsprung ist wie in seiner Erinnerung; er will wissen, wie viele Stufen zu der Stelle führen, an der Mohamed-Aggad starb. Ob es eine Erklärung gibt, warum der Terrorist, der noch Sekunden zuvor neben ihm gestanden hatte, sich nicht in diesem Augenblick sprengte. Denn damit hätte er sie beide getötet.

Seit dem Attentat wird Arnaud oft plötzlich wütend, einfach so. Dann möchte er sich rächen, an einem dieser Radikalen, wie er sagt: „Ich würde ihn foltern, nicht umbringen.“ Er erinnert sich an seine

Wehrlosigkeit, an das Ausgeliefertsein. Erinnert sich, wie die Terroristen ihre Waffen auf sie richteten. Wie Mohamed-Aggad zu ihnen sagte:

„Hört gut hin, hört die Schreie, so schreien unsere Frauen und unsere Kinder, die Frankreich bombardiert.“

Arnaud muss in solchen Momenten innehalten, tief atmen, das hilft ihm, wieder ruhig zu werden. „Ich bin 1974 geboren, meine Generation kennt keine Kriege, kein Leid. Wir wollten ein Konzert besuchen und landeten im Krieg. Wir hatten ihnen nichts entgegenzusetzen“, sagt er in seiner Küche, vor den bunten Kacheln.

Auch die Attentäter mussten das Töten erst lernen; sie brachten Gewalt über ein Land, das sie friedlich hat aufwachsen lassen.

Marie, die Frau Arnauds, will nicht dabei sein, wenn er sich in den Räumlichkeiten des Bataclan noch einmal umsieht. Sie werde diesen Korridor nie wieder betreten, sagt sie. Sie ist auch nicht dabei, als Arnaud in der Küche erzählt, wie sie beide jene Nacht überlebten.

Arnaud redet schnell, mit tonloser Stimme; er übermalt seine Striche mit immer neuen. Aus Grau wird Schwarz. Da ist die Empore mit ihrer roten Brüstung, die vier Sitze hinter dem Tontechnikerpult, unter die Arnaud und Marie kriechen, als sie begreifen, dass das, was jetzt passiert, tatsächlich passiert: Sie besuchen ein Konzert, und unten im Saal wird scharf geschossen.

Arnaud riecht das Pulver, er hört die Schüsse, aber er begreift erst, als er zwei Menschen von der Empore stürzen sieht. Unter den Sitzen hört das Paar die Kalaschnikowsalven, jedes Mal, wenn Arnaud aufschauen will, drückt Marie seinen Kopf wieder auf den Boden.

Menschen robben an ihnen vorbei. Als die Schüsse nach etwa 20 Minuten aufhören, läuft das Paar zum Treppenabgang, will zum Ausgang. Die Treppe ist glitschig vor lauter Blut. Unten hören sie Schreie. Arnaud zieht Marie zurück zu den Sitzen.

„Wenn ihr keinen Mist macht, bleibt ihr am Leben“, sagt eine Stimme neben ihnen.

Sie gehört Foued Mohamed-Aggad. „Er sah nett aus, irgendwie“, sagt Arnaud. Hinter Mohamed-Aggad taucht Ismaël Omar Mostefai auf, „mit einer irren Frisur, einem Pony wie auf die Stirn geklebt“. Mostefai erinnert ihn an eine Playmobilfigur. Die beiden treiben Arnaud und Marie und einige andere vor sich her, über die Empore in einen schmalen Korridor. Von oben sieht Arnaud den Leichenhügel unten im Saal, das Bild, sagt er, erinnert ihn an Spielbergs „Schindlers Liste“.

Vom Korridor aus gehen zwei große Fenster hinaus zur Passage Saint-Pierre Amelot, einer engen Gasse, die seitlich am Bataclan vorbeiführt. Arnaud, der Größte in der Gruppe, soll Straße und Dächer

überwachen. Marie wird vor eine geschlossene Tür im Gang gesetzt:

„Ich war zum ersten Mal froh, dass wir getrennt waren. Ich dachte, so steigt die Chance, dass wenigstens einer von uns überlebt. Dass unsere Töchter nicht ganz allein bleiben nach dieser Nacht. Aber eigentlich glaubte ich nicht, dass wir überleben würden. Mostefai war schlicht verrückt, immer wieder hat er uns seine Waffe in die Rippen gedrückt. Er wirkte wie auf Drogen. Beide redeten immer wieder von ihrem Kalifat. Wenn sie nicht wollten, dass wir verstehen, was sie sagen, warfen sie sich Arabisch-Brocken zu, aber das klang ziemlich rudimentär.“

Mostefai, 29, kommt aus einem Pariser Vorort; das Wenige, was man über ihn weiß, deutet darauf hin, dass auch sein familiäres Umfeld radikalisiert ist, im Gegensatz zu dem der meisten anderen Attentäter. Durch die Fenster schießt er auf die Straße, immer wieder sagt er zu Mohamed-Aggad, sie sollten sich endlich in die Luft sprengen.

Aber Mohamed-Aggad, den die Geiseln für den Anführer halten, schüttelt den Kopf. Er stammt aus dem Elsass, war vorher noch niemandem aufgefallen, frühere Lehrer beschrieben ihn als höflichen jungen Mann. Er habe Polizist werden wollen, heißt es, aber die Polizeischule habe ihn abgelehnt, genau wie die Armee.

Mohamed-Aggad will wissen, ob ein Ehepaar unter den Gefangenen ist. Marie und Arnaud bleiben still, melden sich nicht.

Er sucht jemanden, den er zu den Einsatzkräften schicken kann, um zu verhandeln. Von dem er sicher sein kann, dass er auch zurückkommt. Keiner zweifelt mehr daran, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis das Kommando der BRI den Korridor stürmt.

In regelmäßigen Abständen muss eine der Geiseln „Haut ab, sonst werden wir alle hochgehen“ durch die Tür schreien. Schließlich melden sich zwei Cousins, einer von ihnen wird nach draußen geschickt. Mostefai und Mohamed-Aggad sammeln die Mobiltelefone ein, legen sie auf den Boden. Sie vibrieren permanent, auf manchen Displays leuchtet das Wort „Maman“ auf.

„Die beiden waren wirklich nicht besonders helle. Sie waren auch nicht gut organisiert. Nachdem sie eine Zeit lang laut darüber nachgedacht haben, wie sie sich Walkie-Talkies beschaffen könnten, machte einer von uns den Vorschlag, doch eines der Handys zum Verhandeln zu benutzen. Das war gefährlich, man durfte sie nicht ansprechen. Blick-

kontakt, vor allem mit Mostefai, musste man vermeiden, sonst wurde er aggressiv. Er hörte nicht mehr richtig auf einem Ohr, wahrscheinlich wegen des ohrenbetäubenden Lärms seiner Waffe. Einmal musste jemand von uns kurz hysterisch lachen, weil es immer absurder wurde. Mohamed-Aggad versuchte, Mostefai etwas zu sagen, was der aber nicht verstand. Was wiederum Mohamed-Aggad furchtbar aufregte. Als er das Lachen hört, lässt Mostefai die Geisel aufstehen und schießt haarscharf am Kopf vorbei. Wenn das noch mal passiert, seid ihr tot, schrie er. Sie wurden beide immer nervöser. Ich glaube nicht, dass diese Geiselnahme geplant war.“

Dieser Ansicht ist auch der Mann aus dem Einsatzkommando, er bestätigt Arnauds Aussagen zum Ablauf. Er erzählt, dass derselbe Polizist, der im Januar 2015 mit Amedy Coulibaly verhandelte, auch mit den beiden Terroristen im Bataclan spricht. „Coulibaly war ganz ruhig; diese beiden waren hochgradig nervös“, sagt der Mann der BRI, der Interventionsbrigade, der die Telefonate kennt.

Mohamed-Aggad und Mostefai nehmen Maries Handy, um zu verhandeln. Es gibt Aufzeichnungen dieser Anrufe. Was sie sagen, klingt erratisch. Laut Aufzeichnungen schreien sie ins Telefon: „Wir sehen die roten Laserpunkte eurer Scharfschüt-

zen, wir hören euch hinter der Tür. Ich will wissen, mit wem ich rede, ich will, dass ihr das Land verlasst, dass ihr eure Armeen abzieht. Ich will ein unterschriebenes Papier haben, es ist jetzt 23.32 Uhr, wenn ich in fünf Minuten nichts habe, töte ich eine Geisel und werfe sie aus dem Fenster.“

Oder: „Es ist mir egal, wir haben keine Angst. Wir wollen verhandeln. Wir werden die Leute gehen lassen, alles wird gut laufen.“ Fünf Anrufe zwischen 23.27 Uhr und 0.18 Uhr. Der letzte: „Verschwindet von der Tür, wir haben Sprenggürtel, wir werden uns in die Luft jagen, wenn ihr näher kommt, wir haben Geiseln.“

Arnaud steht immer noch am Fenster, sein Körper schmerzt vor Anspannung. Er träumt sich in die Wohnung gegenüber, wo hinter den Vorhängen der Fernseher läuft.

Um 0.18 Uhr erfolgt der Zugriff; der 80-Kilo-Schutzschild der BRI stößt die Tür auf, die den Korridor von der Empore trennt. Das Licht geht aus. Blendgranaten fliegen. Arnaud dreht sich um, er sieht Panik in Mostefais Blick.

„Kommt her“, schreit er den Geiseln am Fenster zu, feuert auf die Tür. Arnaud ist der Einzige, der ihm folgt.

Den Ermittlungen zufolge wurde der Sprengsatz an Mohamed-Aggads Körper ausgelöst, allerdings nur der vordere Teil.

Ob er es selbst getan hat oder er durch einen Schuss explodiert ist, darüber gibt es keine Erkenntnisse. Mostefais Sprengstoffgürtel hingegen soll intakt gewesen sein.

Als Arnaud die Augen wieder öffnet, sieht er einen Fuß, abgerissen; sein Rücken ist heiß und nass, er blutet. Es ist Samstag, 0.23 Uhr. Eine halbe Stunde später steht er im Hof eines Nachbarhauses und umarmt seine Frau. Alle Geiseln haben überlebt.

Die meisten von ihnen werden am kommenden Dienstagabend ein Konzert besuchen, in einem Saal, im legendären Olympia, mitten in Paris. Die Eagles of Death Metal werden spielen; sie kommen, um das Konzert zu beenden, das an jenem Freitagabend unterbrochen wurde.

Marie wird hingehen, Louise Jardin wird da sein, genau wie Alex Jofre.

Arnaud wird an diesem Abend zu Hause bleiben, bei seinen beiden Töchtern.

Julia Amalia Heyer, Petra Truckendanner



Konzertbesucher Jofre: Zwei Stunden in einem Kasten

ERIC GARAUIT / DER SPIEGEL



Video: Ein Überlebender erzählt

spiegel.de/sp072016bataclan oder in der App DER SPIEGEL



WIE DIGITAL IST IHR UNTER- NEHMEN?

NEU:

Der Digitalcheck des Handelsblatt Research Institute und der metacrew group zeigt Ihnen, wo Ihr Unternehmen digital steht. Und wo es stehen könnte.

- Wo steht der Wettbewerb?
- Sind Prozesse effizient digitalisiert?
- Wo liegt ungenutztes Potential?
- Bereit für E-Business und E-Commerce?
- Recruiting via Social Media?

Wir finden es für Sie heraus.

Jetzt buchen unter:
handelsblatt-digitalcheck.de



Handelsblatt
DIGITALCHECK

Eine Dienstleistung des Handelsblatt Research Institute
und der metacrew group

Der falsche Sozialist

USA Der demokratische Präsidentschaftsbewerber Bernie Sanders hat mit seinen Reden von einer linken Revolution eine Euphorie entfacht, wie sie Amerika lange nicht erlebte.

Im Moment des größten Triumphes steht Bernie Sanders auf einer wackligen Bühne einer Turnhalle in Concord, New Hampshire. Er trägt seine eckige Brille, ein altmodisches Button-down-Hemd und ruft: „Vor neun Monaten sind wir mit nichts gestartet, keine Organisation, kein Geld.“ An diesem Dienstag aber steht er inmitten jubelnder Anhänger, ganz Amerika verfolgt, wie Sanders Hillary Clinton die sicher geglaubte Nominierung streitig macht. 60 Prozent der Wähler haben ihm bei der Vorwahl ihre Stimme gegeben, nur 39 Prozent der großen Hillary Clinton.

„Seid ihr bereit für ein paar radikale Ideen?“, fragt Sanders auf der Bühne. Seine Stirn ist wie immer zerknittert, sein Zeigefinger wie meistens erhoben. Und ob sie bereit sind. Sanders hat mit seinen Ideen eine Euphorie entfacht, insbesondere unter jungen Amerikanern, wie dies zuletzt Barack Obama im Jahr 2008 gelungen ist. 83 Prozent der 18- bis 29-Jährigen gaben ihm in New Hampshire ihre Stimme, nur 16 Prozent der Jüngeren wählten Clinton.

Dabei fehlen Sanders fast sämtliche Eigenschaften, die Obama einst zum Sehnsuchtsmann des linken Amerika werden ließen. Sanders ist weder mit Charisma noch mit Charme gesegnet. Die Gabe zur Selbstinszenierung geht ihm ebenfalls ab. Statt von gläsernen Telepromptern liest er von verknitterten Zetteln ab. Seine Wortwahl ist nicht elegant, er klingt wie ein grimmiger IG-Metall-Funktionär. Die Worte „Wall Street“ spricht Sanders mit feuchtem „Sch“ aus und schürzt dabei wütend die Unterlippe. Jung und schön ist er auch nicht. Und welche Erzählung hat er schon anzubieten: der erste weiße ältere Herr im Weißen Haus, der sich selbst einen Sozialisten nennt?

Ben Cohen weiß, was das Besondere an seinem Freund Bernie ist. In ihrer gemeinsamen Heimat Burlington, Vermont, gründete Cohen 1978 die Eiscremefirma Ben & Jerry's, deren Produkte zu einer weltweiten Erfolgsstory wurden. Bernie sei sehr fokussiert, klug und bestimmt, sagt Cohen. „Er küsst keine Babys, es geht ihm um die Sache.“

Anders als der mitunter wolkige Obama ist Sanders konkret. Er zitiert unentwegt Statistiken, die präzise verdeutlichen, wie ungerecht es in den USA zugeht. Er spricht für Millionen Amerikaner, die in den vergangenen 20 Jahren vom Wirtschaftswachstum nichts abbekommen haben, die oft zwei bis drei Jobs annehmen und ihre

Rechnungen trotzdem nicht begleichen können. Seine Reden erinnern bisweilen an Proseminare im Studiengang Volkswirtschaft. Und trotzdem, oder gerade deshalb, mögen ihn die Menschen. Etwas hat sich verändert in diesem Wahlkampf in Amerika. Das Zeitalter des Ungefährlichen scheint vorbei zu sein.

Die krasse Ungleichheit zerstöre alles, sagt Sanders' Freund Cohen: „Für die meisten Leute funktioniert Amerika nicht mehr.“ Im pittoresken Burlington hat Cohen jenen Ansatz verfolgen können, mit dem sein Freund Bernie nun das ganze Land reparieren will. Als Sanders 1981 überraschend zum Bürgermeister gewählt wurde, gab es konkrete Pläne, das Ufer der Stadt mit hochpreisigen Apartments zu bebauen. Sanders kämpfte wie ein Löwe gegen die privaten Investoren. „Niemand dachte, dass er diesen Kampf gewinnen könne“, erinnert sich Cohen. Am Ende aber durften die Investoren keine Häuser bauen, und am Ufer entstand eine Promenade für alle.

Sanders habe damals die herrschenden Machtverhältnisse herausgefordert, sagt Cohen, das Primat der Wirtschaft über das öffentliche Wohl. „Bernie hatte diese unfassbar revolutionäre Idee namens öffentlicher Zugang“, so Cohen. In den USA sei das für viele eine radikale Idee.

Auch in Deutschland gibt es das Missverständnis, wonach Sanders ein Radikaler sei, ein Sozialist oder linker Spinner. Oft wird er in einem Atemzug mit dem rechten Populisten Donald Trump genannt. Aber das wird ihm nicht gerecht. Auch wenn Sanders mit den Begriffen und der Ästhetik der Revolte spielt, sich selbst als Sozialist bezeichnet und seine Kampagne mit den aufmüpfigen Liedern der 68er-Bewegung versieht. Sanders' Veranstaltungen sind eine Mischung aus Woodstock und Kirchentag, seine Anhänger singen, trommeln und zünden Kerzen an. Sie tragen T-Shirts mit der Aufschrift „Revolution“ und nennen sich „Sandernistas“, in Anlehnung an die Revolution in Nicaragua.

Wenn das Ziel einer Revolution jedoch darin besteht, dass Eltern nach der Geburt zwölf Wochen bezahlte Erziehungszeit erhalten, es einen staatlichen Versicherungsschutz im Krankheitsfall geben und die Universitätsausbildung weitgehend kostenfrei sein soll, dann täte diese Revolution dem Land ziemlich gut. Mit Sozialismus hat das wenig zu tun. Gefühlt ist Sanders' Programm zu 95 Prozent deckungsgleich

mit dem der CDU. Und er selbst ist ungefähr so revolutionär wie Volker Kauder.

Dennoch kommt Sanders in der Pose des Kämpfers daher, und das liegt an den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der USA, wo die oberen 0,1 Prozent der Bevölkerung über dasselbe Vermögen verfügen wie die unteren 90 Prozent der Gesellschaft zusammen. Sanders hat diese Ungleichheit zum zentralen Thema seiner Kampagne gemacht. Und immer mehr Amerikaner hinterfragen nun, ob die extreme und raue Variante ihres Kapitalismus eigentlich gottgegeben ist. Oder ob es vielleicht ein strukturelles Problem gibt.

Im Vergleich zu Deutschland haben die Reichen der USA einen viel größeren Einfluss auf die Politik des Landes. Sie können ohne große Restriktionen spenden, diverse



Vorwahlsieger Sanders am Dienstag in Concord,

Wall-Street-Firmen ließen Sanders' Rivalin Hillary Clinton allein im Januar Millionen für ihre Kampagne zukommen. Sanders hingegen hat sich die Unterstützung von sogenannten Super-Pacs verbeten, jenen nur formal unabhängigen Gruppen, die ihre Kandidaten ohne größere Auflagen unterstützen dürfen. Stattdessen verschicken Sanders' Leute täglich Mails ans Volk mit der Bitte, einen oder vielleicht sogar drei Dollar zu spenden. Inzwischen hat er fast vier Millionen Einzelspenden von durchschnittlich 27 Dollar erhalten. Allein in den 24 Stunden nach dem Wahlsieg in New Hampshire gingen sechs Millionen Dollar ein.

Seine politischen Überzeugungen speist Sanders vor allem aus der eigenen Biografie. Sein Vater emigrierte mit 17 Jahren aus Polen, ohne Geld, ohne Ausbildung. Ein Großteil seiner Familie kam im Holocaust um. Mit den Eltern und seinem Bruder Larry wuchs er in einem kleinen Apartment im New Yorker Stadtteil Brooklyn auf, ein Arbeiterkind, dessen Mutter davon träumte, einmal in einem eigenen Haus leben zu können. Es blieb ein Traum, sie

starb früh. Die Geschichte seiner Eltern habe ihn geprägt und politisiert, sagt Sanders. „Ich habe als Kind gelernt, was es für eine Familie bedeutet, wenn sie wenig Geld hat. Und diese Lehre habe ich niemals vergessen.“

Später nahm er am legendären „Marsch auf Washington“ teil, wurde zum 68er und schloss sich der Bewegung gegen den Vietnamkrieg an. Er jobbte als Zimmermann und Autor und kandidierte erfolglos für verschiedene Ämter, ehe er 1981 Bürgermeister von Burlington wurde.

In dieser Funktion flog er im Sommer 1985 nach Nicaragua, um mit Präsident Daniel Ortega den Jahrestag der nicaraguanschen Revolution zu feiern. An der Seite von Delegierten aus Vietnam, Laos und Kuba verfolgte Sanders die Revolutionsparade, die Sandinisten priesen ihn als einzigen offiziellen US-Vertreter. Er werde „nie vergessen, wie in der ersten Reihe Dutzende von Beinamputierten in Rollstühlen saßen, junge Soldaten, viele noch minderjährig, die ihre Gliedmaßen in einem Krieg verloren, den die US-Regierung finanziert hatte“, schreibt Sanders in seiner Biografie.

Er flog auch nach Kuba, wo er gehofft hatte, Fidel Castro zu treffen, „was leider nicht gelang“. Gemeinsam mit seiner Frau besuchte er 1988 die damalige Sowjetunion, offiziell, um eine Städtepartnerschaft zwischen Jaroslavl und Burlington einzufädeln. Dann aber nutzten sie den Ausflug, um in der Sowjetunion auch noch ihre Hochzeit zu feiern. „Es waren wirklich merkwürdige Flitterwochen“, gab Sanders später zu.

Nach drei Amtszeiten als Bürgermeister wurde er 1990 ins Repräsentantenhaus in Washington gewählt. Dort kämpfte er unter anderem gegen die Pharmaindustrie und deren Wucherpreise. Für die nächste Überraschung sorgte er, als er 2007 als Unabhängiger in den Senat einzog. Erst 2015, nach Bekanntgabe seiner Bewerbung für das Präsidentenamt, trat Sanders der Demokratischen Partei bei.

Und nun? Sollte diese ebenso unwahrscheinliche wie ungewöhnliche Karriere tatsächlich im Weißen Haus enden? Bernie Sanders, der mächtigste Mann der Welt? Mit dann 75 Jahren? Hillary Clinton gilt noch immer als Favoritin, bei den nächsten Vorwahlen in South Carolina und weiteren Südstaaten könnte sie von ihrer Beliebtheit bei Schwarzen und Latinos profitieren. Aber inzwischen scheint alles möglich, Clinton hat vor allem ein Glaubwürdigkeitsproblem. In New Hampshire gab die Hälfte der befragten demokratischen Wähler an, „nur Sanders“ sei ehrlich und vertrauenswürdig. Nahezu niemand der Befragten hielt „nur Clinton“ für glaubwürdig.

Nach einer anstrengenden Wahlkampfveranstaltung sind Sanders, seine Frau Jane und drei seiner Kampagnenleiter zu einem Restaurant gefahren. Es liegt gleich neben dem Holiday Inn Express, in dem sie schlafen werden. Vor dem Eingang bitet Sanders seine Begleiter, schon mal vorzugehen. Er wolle etwas allein sein.

Dann läuft er kreuz und quer über den riesigen Parkplatz, umgeben von einem Aldi-Markt und der Filiale einer Autobatteriekette. Er läuft durch jene Ausfallstraßenkulisse, die überall gleich aussieht in den Vereinigten Staaten – allein mit sich und der amerikanischen Gegenwart, die an Orten wie diesem etwas sehr Deprimierendes hat.

Sanders telefoniert nicht, checkt keine Nachrichten, er tigert einfach nur herum, in sich selbst versunken, die Hände in den ausgebeulten Hosentaschen, drei-, viermal umkreist er in weitem Bogen einen roten Pick-up. Es ist nicht ganz klar, ob er gerade versucht, seinen unerwarteten Erfolg zu verstehen. Oder ob er einfach Erholung braucht, weil das, was er angestoßen hat, so unfassbar groß geworden ist.

Markus Feldenkirchen, Holger Stark
Twitter: @MFeldenkirchen, @holger_stark



New Hampshire: „Seid ihr bereit für ein paar radikale Ideen?“

Zwei Schritte vor dem Abgrund

Ukraine Der Rücktritt des Wirtschaftsministers hat die bisher größte politische Krise seit den Protesten auf dem Maidan ausgelöst – sie könnte mit der Absetzung der Regierung enden.

Wer Aivaras Abromavičius aufspüren will, muss sich den Regeln der Konspiration unterwerfen. Es gibt keine Telefonate, nur eine ungefähre Uhrzeit und einen vagen Treffpunkt – den Maidan Nesaleschnosti, den Kiewer Unabhängigkeitsplatz.

Es folgt eine SMS, die den Besucher hinauf zum Sankt-Michaels-Kloster lotst, dann eine weitere, die ihn auf den Hof eines unscheinbaren Mietshauses führt. „Warten Sie dort, Sie werden abgeholt“, lautet die letzte Nachricht. In der Ukraine, einem Land zwischen Aufbruch und Absturz, darf man sich über nichts mehr wundern.

Kurz darauf erscheint ein Mitarbeiter, es geht an einem Leibwächter vorbei und mit dem Fahrstuhl hinauf in den vierten Stock. Dort sitzt in einem schmucklosen Zimmer der ukrainische Minister für Wirtschaftsentwicklung, Aivaras Abromavičius, ein jung wirkender Mann, der von englischsprachigen Beratern umgeben ist.

Seit dem Aufstand auf dem Maidan ist die Ukraine an politische Turbulenzen gewöhnt. Aber der Litauer Abromavičius, erst seit einem Jahr im Besitz eines ukrainischen Passes, schaffte es vorige Woche, einen Skandal auszulösen, der seither das gesamte Establishment in Unruhe versetzt.

Abromavičius hatte am 3. Februar seinen Rücktritt verkündet und auf einer Pressekonferenz Korruptionsvorwürfe gegen Vertreter der Partei des Präsidenten erhoben. Er nannte den Namen eines Geschäftsmannes, der ein enger Vertrauter von Staatschef Petro Poroschenko ist und der versucht hat, eigene Leute in lukrative Unternehmen der Chemie- und Metallindustrie einzuschleusen. Und er sagte, dass das halbe Parlament nur in die Politik gegangen sei, um dort Geld zu verdienen, aber keine Reformen wolle.

Abromavičius habe den bislang wichtigsten Reformschritt getan, schrieb die Kiewer Wochenzeitung „Serkalo Nedeli“ daraufhin – nämlich über das, was hinter den Kulissen der ukrainischen Führung passiere, „nicht mehr zu schweigen“. Vor ihm waren bereits vier weitere Minister zurückgetreten, die Ressortchefs für Infrastruktur, Gesundheitswesen, Landwirtschaft und Information. Aber Abromavičius' Schritt hat besonderes Gewicht, denn er ist der Kopf jenes Ministeriums, das eine Schlüsselrolle bei den geplanten Reformen spielen sollte.

Mit seiner Demission hat er die bislang größte politische Krise seit den Ereignissen

auf dem Maidan im Februar 2014 ausgelöst. Drei Parlamentsfraktionen haben inzwischen die Zusammenarbeit mit der Regierung eingestellt, darunter zwei, die zur Koalition des Präsidenten gehören. Und der Vorsitzende des Parlamentskomitees für Korruptionsbekämpfung sagte öffentlich, die alte Kleptokratie sei unter Präsident Poroschenko durch eine neue ersetzt worden und Poroschenko „faktisch ein zweiter Janukowytsch“.

Am kommenden Dienstag muss Poroschenkos Premierminister Arsenij Jazenuk im Parlament seinen Jahresbericht vorlegen, danach wird über seinen Ver-

bleib im Amt abgestimmt. Er hat in der Regierungskoalition keine Mehrheit mehr.

Der Tag könnte zum Showdown der ukrainischen Innenpolitik werden. Gerüchte wabern bereits durch die Stadt: dass es eine neue Regierung und einen neuen Premier geben könnte, dass Neuwahlen ausgerufen würden und dass der populäre Oberbürgermeister im westukrainischen Lemberg den Präsidenten vom Thron stürzen wolle. Zudem gibt es jede Menge Verschwörungstheorien: Micheil Saakaschwili, der georgische Expräsident, jetzt Gouverneur im ukrainischen Odessa und schärfster Kritiker der Regierung, habe Abroma-



Zurückgetretener Minister Abromavičius: „Genügend Feinde im Parlament“

vičius zu dessen Schritt angestachelt, man habe die beiden am Vorabend des Rücktritts in einem Kiewer Restaurant gesehen.

Andere vermuten die Strippenzieher in Washington – warum sonst hätten die Botschafter westlicher Staaten so schnell in einer Erklärung Partei für Abromavičius ergriffen?

„Es sollte eine kalte Dusche sein“, sagt der zurückgetretene Minister in dem schmucklosen Zimmer. „Die Ukraine steht zwei Schritte vor dem Abgrund oder zwei Schritte vor dem Durchbruch. Wir brauchen einen Point of no Return, hinter dem es mit den Reformen nur noch vorwärtsgeht.“

Abromavičius gehört zu den drei ausländischen Ministern, die Poroschenko ins Kabinett berufen hatte, er sollte den Weg bereiten für Kredite des IWF. 6,7 Milliarden Dollar hat der bereits gezahlt, die nächsten 1,7 Milliarden stehen an. Diesen Mittwoch drohte IWF-Chefin Christine Lagarde allerdings, angesichts ausbleibender Reformen die Zahlungen auszusetzen.

Der Unternehmer Abromavičius galt als der richtige Mann in diesen Fragen. Er ist 40, hat sieben Jahre in Schweden gelebt, 2008 kam er mit Frau und Kindern nach Kiew. Als Wirtschaftsminister wollte er die Privatisierung vorantreiben. 1700 Staatsobjekte sollten dieses Jahr zum Verkauf angeboten und für 25 Großbetriebe ausländische Investoren gefunden werden. Aber wie soll das gehen in einem Land, in das sich nicht mal die schwedische Großfirma Ikea wagt?

Abromavičius erzählt von den Intrigen jener Leute, die schon seit 20 Jahren in der ukrainischen Politik steckten, vom miesen Gehalt seiner Mitarbeiter, die umgerechnet 168 Euro Monatsgehalt bekämen, und von dubiosen Stellvertretern, die man neben ihm habe installieren wollen. „Vor zweieinhalb Wochen nahmen sie mir auch die Bodyguards, obwohl ich bei den Oligarchen und im Parlament genügend Feinde habe. Erst jetzt, nach dem Rücktritt, haben sie mir wieder Leibwächter gestellt.“

Formal ist Abromavičius noch immer Minister, das Parlament muss seinen Rücktritt erst bestätigen. Der Präsident hat versucht, ihn zur Umkehr zu überreden. „Ich solle meine Emotionen beiseitlassen, hat er gesagt.“ Aber er wolle nicht Teil dieses Systems werden, erklärt Abromavičius. Er habe sein Zimmer in der Regierung geräumt und sich hierher zurückgezogen. Der Ort solle ungenannt bleiben.

Jurij Stez, der Informationsminister, der ebenfalls zurückgetreten ist, geht noch Tag für Tag ins Regierungsgebäude an der Hruschewski-Straße, das schon unter Stalin Sitz des Rats der Volkskommissare war. Es ist jetzt stark gesichert. Man muss unten eine Wache passieren, dann hält der Lift im vierten Stock, und ein Offizier der Nationalgarde überprüft nochmals die Papiere.

Im siebten Stock sitzt der Premier, er schaut von dort auf einen Park, an dessen



Präsident Poroschenko, Antikorruptionskräfte: „Es gibt keine unantastbaren Personen mehr“

Böschung ein riesiges Plakat befestigt ist. „Bischy, krolyku, bischy“ steht darauf: Lauf, Kaninchen, lauf! Mehr nicht, kein Name, keine Erklärung. Aber jeder weiß, dass mit dem „Kaninchen“ der mit vielen Lobbyisten verbundene Regierungschef gemeint ist, es ist eine Anspielung auf sein kleines rundliches Gesicht und seine Zähne. Die Aufforderung, seinen Posten zu räumen, war im Dezember überall in der Stadt aufgetaucht. Wer das Ganze finanziert hat, wurde nie geklärt.

Stez sitzt auf derselben Etage wie Jazenjuk. Er sagt, er sei wie die anderen Kollegen bereit weiterzumachen, wenn Präsident und Parlament ihre Forderungen erfüllten. Eine entsprechende Liste hätten sie zusammen mit Abromavičius erstellt, sie soll demnächst publik gemacht werden.

Allein bei den Staats-einkäufen verschwanden bisher jährlich an die fünf Milliarden Euro.

Ganz oben steht die Forderung, eine Technokratenregierung einzusetzen, die politisch unabhängig ist – mit der bisherigen Finanzministerin Natalija Jaresko an der Spitze, einer in den USA geborenen Unternehmerin. Kein Minister soll vor dem Maidan Regierungsmittglied gewesen sein.

Die weiteren Bedingungen: Absetzung des diskreditierten Generalstaatsanwalts, der als Marionette Poroschenkos gilt; höhere Gehälter für die Staatsbeamten und eine genaue Abgrenzung der Vollmachten von Präsident und Regierung. Stez hat noch etwas auf die Liste gesetzt: Sitzungen des Kabinetts live zu übertragen sowie persönliche Treffen und Telefongespräche aufzuzeichnen. „Damit wir Bestechungen und Erpressungen künftig verhindern“, sagt er.

Und: Ministerialbeamte sollten künftig mindestens 40 000 Hrywna Gehalt bekommen, fast 1400 Euro. Eigens dazu solle mit dem Westen ein Fonds gebildet werden. „Bisher muss ich allen, die mit mir zusammenarbeiten würden, sagen: keine Chance, wenn ihr nichts auf der hohen Kante oder eine eigene Firma habt. Mit dem staatlichen Gehalt kann niemand überleben.“

Maxym Nefodow ist so ein unabhängiger Kopf, er war Banker, jetzt ist er Stellvertreter von Wirtschaftsminister Abromavičius. Er trägt Bart, Weste mit Einstecktuch, in den letzten Monaten hat er ein elektronisches System für Staatseinkäufe entwickelt. Ausschreibungen sollen künftig für alle im Internet sichtbar sein, die Aufträge also nicht mehr irgendwelchen Vertrauten zugeschoben werden. Es wäre eine Revolution für dieses Land, in dem bislang allein bei solchen Operationen jährlich bis zu fünf Milliarden Euro verschwanden.

Auch Nefodow ist inzwischen zurückgetreten, gleich nach seinem Chef. Noch sitzt er hier, in diesem Haus, in dem nun alle darauf warten, wie der Präsident auf die Krise reagieren wird. „Es gibt keinen Weg zurück“, sagt er trotzig.

Abromavičius ist ebenfalls dieser Ansicht. Allein dass nun öffentlich über seine Forderungen gesprochen werde, sei ein Fortschritt. Ja, der Präsident sei ein misstrauischer Mann, einer ohne weitreichenden Plan, und zudem ein Unternehmer, der in der Rolle des Präsidenten irgendwann an seine Grenzen stoßen müsse.

Aber immerhin ist er nach Abromavičius' Pressekonferenz gleich ins Nationale Antikorruptionsbüro geeilt und hat dort jene Spezialeinheiten vereidigt, die die neue Behörde unterstützen sollen. Im Kampf gegen die Korruption gebe es künftig „keine unantastbaren Personen“ mehr, hat Poroschenko dort gesagt. Die Frage ist nur, ob er das wirklich ernst gemeint hat.

Christian Neef

Prämierte Rotweine aus Spanien

Wein Mit Bestnoten. Bestellen und genießen Sie sechs Spitzenweine mit Top-Bewertungen von Kritiker-Papst Robert Parker – und sparen Sie 43%.



WEINLAND SPANIEN

Keine andere Nation verfügt über eine größere Rebfläche

Punkte, Bewertungen, Medaillen: Wein-kritiker und ihre Bewertungen kommen immer mehr in Mode. Dies ist ein deutlicher Beleg dafür, dass es an Orientierung auf einem unüberschaubaren Weinmarkt fehlt. Doch nur ein Experte hat es zu wirklichem Ruhm gebracht: Robert Parker. Seine „Parker-Punkte“ (PP) können Winzer berühmt machen – oder ruinieren. Ab 90 Punkten erst gilt das Prädikat „Spitzenwein“ – der Wein muss „hervorragend“ sein. Ein Ziel, das viele Weingüter anstreben.

Da Parker-Punkte eine sehr gute Orientierungshilfe bilden, aber nicht jeder Wein mit einer Top-Bewertung der „Million Dollar Nose“ automatisch eine blinde Kaufempfehlung ist, hat das VICAMPO-Expertenteam in den letzten 12 Monaten über 200 spanische Rotweine mit mindestens 90 PP („hervorragend“) verkostet. Nicht nur um die hohe Bewertung zu verifizieren, sondern auch um

diejenigen mit dem besten Preis-Genuss-Verhältnis für Sie auszusuchen. Wir sind stolz, Ihnen die Essenz daraus präsentieren zu können: Sechs südliche Spitzengewächse, ausgezeichnet mit insgesamt 545 Parker-Punkten. Entdecken Sie die spanische Vielfalt: Monastrell, Tempranillo, Garnacha, Cabernet Sauvignon – hier ist alles drin, was südliche Rotweine so einzigartig – und so beliebt macht. Darunter zwei 92-Parker-Punkte-Knaller:

Der Vinos Sin Ley Monastrell 2011 besticht mit vollmundiger, fast cremiger Eleganz und langem Nachhall. Sogar der Kritiker ist verblüfft: „Ein verrücktes Schnäppchen!“ Auch für den Tinta de Toro X 2011 aus dem Hause Bodegas Liberalia zückte Parker grandiose 92 Punkte. Seine exzellente Frucht trifft auf einen spannend-würzigen, fast pfeffrigen Abgang, wie man ihn nur selten findet. Parker ist sich sicher: Dieser Spitzenwein schmeckt auch noch

in vier Jahren. Echtes Lagerpotenzial!

Um für ihr Gesamt-sortiment zu werben, haben uns die sechs Weingüter die ausgewählten Weine zum Spezialpreis zur Verfügung gestellt – diesen Rabatt geben wir gerne an Sie weiter. Das Ergebnis: Ein Spanien-Paket für 39,90 €! Dazu die Top-Empfehlung für Weißwein-Fans: ein frisch gefüllter Liter-Riesling vom prämierten Aufsteiger aus der Pfalz – für unter 6 €.

THEMENPAKET PARKER-FAVORITEN

2 x 92 PP, 1 x 91 PP und 3 x 90 PP – Aus über 200 spanischen Rotweinen, die mit mindestens 90 Parker-Punkten („hervorragend“) bewertet wurden, haben die VICAMPO-Weinexperten sechs spanische Spitzenweine mit dem besten Preis-Genuss-Verhältnis ausgewählt. Bestellen Sie die sechs prämierten Rotweine im Paket und sparen Sie 43% – nur solange der Vorrat reicht!

Bestell-Nr.: SP-07-P
Preis/Karton: **39,90 €** (8,87 €/l)
statt 69,60 € UVP

39,90 €
Sie sparen **43%**

Parker-Favoriten aus Spanien

92-PP-HAMMER!

Vinos Sin Ley
Monastrell 2011

Ein traumhafter Monastrell mit 92 Punkten von Robert Parker: „Kraftvolles Bukett, lang anhaltender Abgang, reichhaltige Fülle.“ Die vollmundige Art sieht man dem gehaltvollen Wein schon fast an – er ist saftig, fast cremig und hat eleganten Biss.

Yecla DO

Bestell-Nr.: SP-6750
Preis/0,75 l: **7,90 €** statt 9,90 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 47,40 €
Preis/Liter: 10,53 €, 14,5 % vol.

KRAFT DER SONNE

Bodegas Liberalia
Tinta de Toro X 2011

Ein monumentaler Tempranillo von über 65 Jahre alten Reben aus der sonnenverwöhnten Region Toro. Robert Parker gibt 92 Punkte („outstanding“): „Prachtvolles, lebendiges, verführerisches Bouquet, sehr langer Nachhall.“

Toro DO

Bestell-Nr.: SP-16594
Preis/0,75 l: **7,90 €** statt 12,50 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 47,40 €
Preis/Liter: 10,53 €, 14,5 % vol.

GEHEIMTIPP

Vega Moragona Viñas Viejas
Seleccionada Tempranillo 2010

Dieser herrliche Barrique-Tempranillo aus Zentralspanien wurde mit 91 Parker-Punkten ausgezeichnet: „Verlockende Nuancen von reifen Kirschen und Gewürzen. Lebhaft, körperreich, feiner Biss, der die Balance wahrt.“ Alte Reben sorgen für Tiefe und Fülle!

Uclés DO

Bestell-Nr.: SP-12455
Preis/0,75 l: **7,90 €** statt 15,50 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 47,40 €
Preis/Liter: 10,53 €, 14 % vol.

ZWEIFACH GEADELT

Agrícolas Aguaza Sarada
Selección 2009

Diese beeindruckende Cuvée aus Garnacha Tintorera und Monastrell begeistert mit Kraft und Fülle, konzentrierter Frucht und vielschichtiger Würze. Zupackend und betörend erhielt sie verdiente 90 Parker-Punkte und Gold bei der Berliner Wein Trophy.

La Mancha

Bestell-Nr.: SP-16932
Preis/0,75 l: **6,65 €** statt 9,90 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 39,90 €
Preis/Liter: 8,87 €, 13,5 % vol.

MODERN & ELEGANT

Crápula
Carmine 2010

„Modern und gut gemacht“, lobt Robert Parker. Kein Wunder, denn Crápula Wines steht für besonders sorgsam erstellte Weine zu absoluten Top-Preisen. Saftiges Rot trifft hier auf feine und aromatische Frucht. Verdiente 91 Punkte vom Guía Peñín!

Jumilla DO

Bestell-Nr.: SP-16925
Preis/0,75 l: **6,90 €** statt 9,90 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 41,40 €
Preis/Liter: 9,20 €, 14 % vol.

DREIFACH PRÄMIERT

Alceño 12 meses TW
Monastrell 2011

Monastrell und Syrah reifen für 12 Monate im Barriquefass – saftig, würzig und weich. Die Starkritiker überschlagen sich: 92 Punkte im Guía Peñín, 17,5 Punkte von Jancis Robinson und 90 Parker-Punkte („Kraftvoll und mit langem Nachhall“).

Jumilla DO

Bestell-Nr.: SP-13698
Preis/0,75 l: **6,65 €** statt 11,90 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 39,90 €
Preis/Liter: 8,87 €, 14,5 % vol.

WEISSWEIN-SPECIAL

Faubel Riesling trocken 2015 (1 l)



Deutschland, Pfalz

Bestell-Nr.: SP-17941
Preis/1,00 l: **5,90 €** statt 6,50 € UVP
Preis/Karton: 6 Flaschen für 35,40 €
Preis/Liter: 5,90 €, 12 % vol.

BESTER RIESLING-LITER DEUTSCHLANDS

Jahrgangs-Premiere: Dieser Riesling ist der flüssige Beweis dafür, dass 2015 von Weinexperten zu Recht als ein Ausnahmejahr gehandelt wird. Bereits mehrfach zum „Besten Riesling-Liter in Deutschlands“ gewählt, setzt das frisch gefüllte Gewächs vom Aufsteiger-Weingut Faubel noch einen drauf: kristallklar, fruchtig, präzise – für einen Literwein eigentlich viel zu gut!

nur
5,90 €

Ausgezeichnet VICAMPO ist Testsieger



VICAMPO ist ein Marktplatz der Winzer mit mehr als 10.000 Weinen von über 1.000 Weingütern. Unser Ziel ist es, Menschen aus ganz Deutschland für echte Winzerweine zu begeistern. Diese blieben bisher häufig unentdeckt, weil sie nicht im Handel, sondern nur beim Winzer vor Ort verfügbar waren.

Durch unsere innovative Plattform erhalten auch kleinere Weingüter erstmals die Möglichkeit, ihre besten Weine in Kennenlern-Paketen einem breiten Publikum zu präsentieren. In der Hoffnung, neue Kunden damit zu begeistern, stellen die Winzer limitierte Kennenlern-Kontingente ihrer besten Weine als „flüssige Visitenkarte“ zur Verfügung. Die Ersparnis reichen wir gerne an Sie weiter, denn: Man kann keinen Lieblingswein finden, ohne ihn gekostet zu haben. Neue Weine finden, bequem zu Hause entdecken und dabei sparen – so macht Probieren Spaß!

Die Deutsche Gesellschaft für Verbraucherstudien (dtgv.de, Test 12/2014) wählte in Kooperation mit N24 VICAMPO zum Testsieger unter den 12 größten Online-Weinhändlern Deutschlands.

WINZERWEINE
VICAMPO
DIREKT

Vicampo.de GmbH, Taunusstraße 59-61, 55118 Mainz • **Alle Preise inkl. MwSt., Versand 4,90 €, ab 12 Flaschen (2 Kartons) versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Alle Weine enthalten Sulfite. Nur solange der Vorrat reicht.** • **ABFÜLLER:** SP-6750 Compania del Vinos del Atlantico, Viña San Cristobal, 11400 Añina – Jerez de la Frontera, Spanien • SP-16594 Bodegas Liberalia, Camino del Palo s/n, 49800 Toro, Spanien • SP-16925 Crápula Wines, Crta de Murcia, 31, 30520 Jumilla Murcia, Spanien • SP-16932 Agrícolas Aguaza, Lugar Aguaza, 0, 02693 Corral-Rubio, Albacete, Spanien • SP-12455 Vega Moragona, Viñedos y Bodega La Magdalena, Ctra. de la Roda S/N, 16611 Casas de Haro, Spanien • SP-13698 Bodegas Alceño, Calle del Duque n°34, 30520 Jumilla, Spanien • SP-17941 Weingut Faubel, Marktstraße 86, 67487 Maikammer

Bestellen Sie
bequem unter:
www.vicampo.de/spiegel
oder
06131 - 30 29 397



Politiker Köppel bei einer Wahlveranstaltung in Illnau-Effretikon 2015: „Der Mensch ist ein Jäger und Sammler, der nimmt alles, was man ihm hinstellt“

Köppel aus dem Sack

Schweiz Wie aus dem begabtesten Blattmacher Zürichs ein Rechtspopulist wurde, der sein Land verändern will. *Von Thomas Hüetlin*

In der ersten Klasse im Frühzug von Zürich nach Bern sind die Mächtigen per Du wie in einer Berghütte. Roger Köppel, 50, Laptop-Tasche vom World Economic Forum Davos 2014, begrüßt einen Energiemanager. Skifahren, Berge, Kinder sind die Themen. Heile Edelweißwelt.

Dann setzt sich Köppel auf die roten Polster, und ein anderer Mensch materialisiert sich. Ein Missionar, der die Schweiz in den Untergang driften sieht. Bedroht von Flüchtlingen. Von Minarettkonstrukteuren. Von Sozialschmarotzern. Und ganz schlimm, von der EU.

Seine Partei, die Schweizer Volkspartei, mit 29,4 Prozent die stärkste Kraft im

Land, hat es gern derb und laut, als sei sie für immer in der Opposition. „Kosovaren schlitzten Schweizer auf“, ließ die SVP einst als Anzeige schalten.

Heute Morgen will Köppel im Parlament in Bern 65 000 Unterschriften abgeben. Ein Referendum gegen die Reform des Asylgesetzes, die Flüchtlingen weiterhin einen kostenlosen Anwalt garantiert.

„Ich verstehe jeden Migrant, der kommt“, sagt er. „Der Mensch ist ein Jäger und Sammler, der nimmt alles, was man ihm hinstellt.“ Und hinstellen, findet Köppel, soll die Schweiz viel weniger. Es soll Schluss sein mit einer Willkommenskultur, die er „größenwahnsinnig“ nennt.

Fast 40 000 Asylbewerber seien im letzten Jahr gekommen, die meisten aus Eritrea, einer brutalen Diktatur. Köppel sagt: „Ich kann jeden verstehen, der Eritrea verlassen will.“ Zwar gebe es dort seit Jahren keinen Krieg mehr, dafür aber Kommunismus, das Land sei arm, funktioniere nicht richtig. Da wolle jeder normale Mensch raus. Aber nicht zu uns.

Mit der Sprache und Haltung eines Rechtspopulisten ist Roger Köppel zu einem der Stars der Schweizer Politik geworden. Trotz Listenplatz 17 zog er im Herbst bei den Nationalratswahlen im Kanton Zürich mit der höchsten Stimmenzahl ins Parlament ein. Er selbst führt den Er-

folg auf seine „protestantische Unerbittlichkeit“ zurück. Einen Grinder hat er sich genannt, eine Zerkleinerungsmaschine.

Früher stand Köppel für einen unkonventionellen Blick auf die Welt. Er ließ ihn zu einem angesehenen Journalisten werden, neugierig, eloquent. Als Chefredakteur erfand er Ende der Neunzigerjahre im Zürcher „Tages-Anzeiger-Magazin“ und in der „Weltwoche“ einen coolen und provokativen Journalismus. Da schon begann er, mit reaktionären Positionen zu flirtieren, bekannte sich aber nicht offen zu ihnen. Im Jahr 2004 holte ihn Springer-Vorstandschef Mathias Döpfner als Chefredakteur zur „Welt“ nach Berlin.

Seit seiner Rückkehr in die Schweiz 2006 lässt Köppel keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, dass für ihn die Wahrheit rechts zu finden ist. Und in diesen Tagen schreibt er Sätze wie: „Dass in Deutschland die Asylheime brennen, hat mit der Weigerung der Regierung und der Medien zu tun, die berechtigten Sorgen der Leute aufzunehmen.“

Das ist hinterhältig und falsch, und trotzdem ist Köppel kein stumpfer Spießler wie das freakhaft wirkende Personal der AfD. Er fühlt sich in New York wohl, er findet London wunderbar. Er ist verheiratet mit einer Vietnamesin, die als Boatpeople-Kind in die Schweiz kam und mit der er drei Kinder hat. Reden kann er auch. Mit roten Wangen und der Unbeirrbarkeit eines Marathonläufers spult Köppel in deutschen Talkshows seine Thesen herunter. Für Schwarzgeld, für Sepp Blatter, aussichtsloses Zeug. Ein Verrückter?

Inmitten von berechenbaren Demokraten umgibt ihn die Aura eines Provokateurs. Wo er ist, so sehen es seine Anhänger, ist Action, geht es frech zu, ist etwas los. Außerdem spricht er gern von „dunklen Imperien“, er sagt: „Die Macht erwacht.“ Das ist die Sprache von „Star Wars“, „Harry Potter“. Sein Zuhause sind die modernen Mythen der Hollywoodblockbuster, die er mit den Mythen des vermeintlich einzigartigen Schweizer Bergvolks verwebt: der Rütlichwur, die Weisheit der direkten Demokratie, das Charakterbildende der eisigen Höhen, der kauzige Humor des Berglers.

Es ist eine ungewöhnliche Karriere vom Philosophiestudenten zum bekannten Chefredakteur zum Rechtspopulisten, aber Köppel ist der Beweis, dass so etwas geht.

Manche können es noch immer nicht ganz glauben. Zum Beispiel der Bestsellerautor Martin Suter. Er hat das Seelenleben der Schweizer in vielen Romanen seziiert. Man trifft ihn in der Bar der Zürcher Kronenhalle, wo er, umgeben von Bildern Chagalls und Picassos, ein alkoholfreies Bier konsumiert. Man sei befreundet gewesen, erzählt Suter. Köppel habe früher die Familie Suter, die auf Ibiza und in Guatemala lebte, dort in den Ferien besucht.

Köppel sei damals so kreativ gewesen, so überraschend, schwärmt Suter. Aber jetzt gehe der hemdsärmelig zu SVP-Veranstaltungen, die übersetzt „Bauernfrühstück“ heißen. Dazu die Wahlpropaganda, die grobschlächtige Grafik, das sei schon alles sehr peinlich. „Das sind doch nicht die Leute, mit denen der Roger gerne am Abend eine gute Flasche trinkt“, sagt Suter. Dann formuliert Suter eine Art Hoffnung. „Ich bin nicht sicher, ob der Roger rechts ist. Er ist mehr rechthaberisch als rechts. Man kennt solche Leute aus dem Konfirmationsunterricht. Die steigern sich in irgendetwas rein aus reiner Debattiersucht.“

Zu seinem Glück ist Suter nicht in Bern, als an diesem kalten Januarmorgen vor dem Bundeshaus die 65 000 Unterschriften

Im Bären nippt er an einer Cola. Ein SVP-Mann aus dem Rheintal stürzt das zweite Bier hinunter und beschwört Köppel, endlich Ernst zu machen mit den Feinden der Schweiz, die er als Europa und Angela Merkel identifiziert. Und wenn sich Widerstand regt bei den Feinden? „Dann“, sagt der Mann, „machen wir den Gotthard-Tunnel dicht.“ Köppel leert seine Cola. Er muss, will, darf zum Zug.

In seinem ersten Job ist Köppel Verleger, Chefredakteur und Besitzer der „Weltwoche“, einer Wochenzeitung, die auf eine stolze, im Zweifel linksliberale Tradition zurückblicken kann.

Den Vormittag über in Bern, hatte Köppel seine Parteifreunde mit der Freude eines kaugummistehenden Kindes in seine



Plakat der SVP in Luzern: Ausweisung für Ausländer schon ab Hausfriedensbruch

überbracht werden. Neben den Kartons mit den Unterschriften liegt ein roter Teppich, ein Symbol für den angeblichen Umgang der Schweiz mit Flüchtlingen.

„So, und jetzt zusammenrollen und dann weg“, sagt am Schluss Toni Brunner, der Präsident der SVP. Dann muss Köppel mit Brunner und ein paar anderen in die Knie und den Teppich wegräumen.

Es ist politisches Theater von der groben Sorte, das da betrieben wird. Es passt zu Brunner, der Bauer ist und immer gut für einen Schenkelklopfer, und es passt auch zu den wenigen Parteimitgliedern, die mit Goldkettchen, trübem Blick und Zigarette um ihn herumstehen und aussehen, als könnten sie bei der Mafiaserie „The Sopranos“ mitspielen. Aber passt das auch zu Köppel, dem früher so urbanen Intellektuellen?

„So, jetzt gehen wir in den Bären etwas trinken“, sagt Brunner. Zu Köppel, der wirkt, als hätte er nichts gehört, schickt Brunner eine Extraaufforderung. „Komm doch auch noch mit.“ Köppel folgt ohne Begeisterung.

Davos-World-Economic-Forum-Tasche blicken lassen. Lächelnde Zustimmung.

Nun, in Zürich, offenbart er sein Geheimnis. Es ist ein Exemplar der „Weltwoche“, die am nächsten Tag erscheint. Auf dem Cover die Überschrift: „Kriminelle Ausländer in der Schweiz“. Dazu eine Illustration, als hätte Hieronymus Bosch das Land in den Bergen als Jahrmarkt der Apokalypse gemalt. Ein arabisch anmutender Kapuzenmann zeigt mit dem Finger auf den Leser, in der Faust ein Schlagring. Hinter ihm grinst ein Juwelenräuber, einer prügelt mit dem Schlagstock, einer begutachtet verzückt einen rosa Büstenhalter.

In Deutschland würde man sich mit solch einem Cover in der Tradition des „Stürmer“ aus der seriösen Welt verabschieden. Köppel setzt sein Marathonläufer-Gesicht auf. Die Zeichnung sei von Morten Morland, einem Cartoonisten, der sonst für die konservative „Times“ arbeitet. Ausländerkriminalität sei ein düsteres Thema, sagt Köppel. „Der Zeichner hat das Thema präzise erfasst und hervor-



Chefredakteur Köppel mit Ehefrau Bich-Tien, „Weltwoche“-Cover: Schwerer Beton auf die Brüche des modernen Lebens



ragend umgesetzt, auf seine Art mit britischem Humor.“ Köppel streichelt die Seite jetzt fast.

Der kriminelle Ausländer an sich ist natürlicherweise ein Lieblingsthema der SVP. In den vergangenen Jahren war sie erfolgreich gewesen mit der „Masseneinwanderungsinitiative“, dank derer es demnächst auch für Europäer wieder Einwanderungsquoten geben soll. Davor hatte eine Mehrheit der „Ausschaffungsinitiative“ zugestimmt, die eine umgehende Abschiebung kriminell gewordener Ausländer verlangte.

Und nun kommt am 28. Februar die „Durchsetzungsinitiative“ zur Abstimmung. Die heißt so, weil sie die Forderungen der „Ausschaffungsinitiative“, die nach Ansicht der SVP vom Parlament unzulänglich umgesetzt wurde, noch weiter verschärfen soll. Wer als Ausländer straffällig wird, soll nun schon bei minderen Delikten automatisch abgeschoben werden, ohne Ermessensspielraum für ein Gericht. Hausfriedensbruch oder ein wenig Haschisch könnte dann bereits genügen, um ausgewiesen zu werden.

Als der Schweizer Talkmoderator Roger Schawinski Köppel eine Liste mit Vergehen dieser Kategorie zeigte und lachend fragte: „Roger, welches dieser Dinge hast du noch nicht getan“ – da redete Köppel schnell von etwas anderem.

Schawinski ist in vielem das Gegenteil von Köppel. Seine Vorfahren kamen aus Polen, das Motto seines Vaters Abraham, eines Vertreters für Bettwäsche, lautete: „Es geht mir in jeder Hinsicht immer besser und besser.“ Zu solchem Optimismus gehört, das begriff Schawinski früh, eine gewisse Offenheit für die Welt.

Schawinski hat mit unkonventionellen Unternehmungen ein Vermögen gemacht, darunter der erste Piratenradiosender der Schweiz, dessen Antenne er in den Siebzigerjahren auf einen fast 3000 Meter hohen Berg in Italien stellte. Sein Leben ist eine

Erfolgsgeschichte, die viel dem Geist von 1968 verdankt. Rebellion, Hedonismus, Reichtum, schöne Frauen. Mit 70 Jahren ist Schawinski immer noch bei der Arbeit, man trifft ihn in einem seiner Privatradiosender.

Schawinski schätzt Köppel als eloquent und fleißig, aber er sagt auch: „Köppel ist sehr gefährlich. Es fehlt ihm ein gewisses moralisches Fundament.“

Köppel, sagt Schawinski, sei ein traumatisierter Mensch. Aufgewachsen in Kloten, der Einflugschneise von Zürich, die Eltern seien früh gestorben, die Mutter, als Köppel 13 Jahre alt war, durch Selbstmord. In dem Waisen hätte sich das Gefühl ausgebreitet: „Entweder ich gehe unter, oder ich gehe ganz nach oben.“

Fragt man Köppel nach dieser Zeit, gibt er eine knappe Antwort. „Natürlich war das ein Schicksalsschlag“, sagt er. „Aber das Leben geht weiter. Weiter zur Schule gehen. Machen. Dranbleiben.“ Seine Lehrerin habe ihn damals mit den Worten getröstet: „Du bist halt schneller erwachsen geworden als die anderen, hast nicht so eine lange Jugend.“

Vom Bauunternehmen, das sein Vater als Maurer zum mittelständischen Betrieb aufgebaut hatte, wollte der Sohn nichts wissen. „Ich war der Erste in unserer Familie, der ein Gymnasium besucht hat“, sagt Köppel. Er studierte politische Philosophie und Geschichte. Seine Abschlussarbeit schrieb er über den konservativen Staatsrechtler Carl Schmitt.

Noch während des Studiums wird Köppel Eishockeyreporter bei der „Neuen Zürcher Zeitung“, bald schreibt er auch über Musik und Film. Sein Blick auf die Welt ist gegen den Konsens gerichtet, das Vorhersehbare. Es ist ein unschweizerischer Blick, abweichend vom gesellschaftlichen Erfolgsmodell des Landes, das von seinen Bewohnern gern als „Genialität des Mittelmaßes“ beschrieben wird. Köppel steigt

weiter auf, wird Chefredakteur des Magazins des liberalen „Tages-Anzeigers“.

Dort verfasst er etwa eine Polemik mit dem Titel „Zum Genre des Scheißfilms“. Der Scheißfilm, das ist bei ihm das Autoren- und Kunstkino von Theo Angelopoulos, Wim Wenders und Alain Tanner, das Lieblingskino der 68er. Er hat sein Feindbild gefunden, und er weitet es aus. Der linksliberale Diskurs der wichtigen Medien des Landes, der Politik: alles ein großer Acker der Langeweile, ein Scheißfilm.

Der Scheißfilm, das ist der „Gottesdienst der Wohlmeinenden“ wie Köppel sie nennt. „Die Inquisitorengeichter“, die ihn mit ihrer politisch korrekten Weltsicht anöden. Ein Kosmos, in dem Berlusconi und George W. Bush schlecht und Minderheiten erst einmal gut sind. Natürlich ist sein Blick zunächst interessant.

Aber Köppel genügt das nicht. Er möchte den Scheißfilm nicht nur kritisieren und beschimpfen, er will einen anderen Film.

In diese Zeit fällt Köppels Interview mit dem rechtskonservativen Schweizer Politiker Christoph Blocher. Als er von seinem Vorhaben erzählt, verdrehen die wohlmeinenden Inquisitorengeichter die Augen. Blocher, ein Autokrat und Antidemokrat, das Letzte – den sollte man nicht unnötig vorkommen lassen, so die Ratschläge. Nach dem Interview ist Köppel derart begeistert, dass er mitten in der Nacht Freunde anruft und mitteilt, dies sei das wichtigste Treffen seines Lebens gewesen. Er spricht von Blocher wie von einem Meister, dem er sich schließlich ganz hingeben wird.

Blocher ist die prägende Figur der Schweizer Politik der vergangenen 30 Jahre. Er spaltet das Land.

Seine Gegner sehen den Milliardär als ausländerfeindlichen Rechtspopulisten. Seine Fans preisen ihn als „konservativen Revolutionär“, er hat die SVP von einer Randpartei mit 11 Prozent der Stimmen Anfang der Achtzigerjahre zur stärksten

Partei des Landes gemacht, die nun fast 30 Prozent erreicht.

Blochers politisches Engagement liest sich wie eine Top-Ten-Liste gegen die Vernunft des späten 20. Jahrhunderts. Blocher rechtfertigte mitunter die Apartheid in Südafrika, bekämpfte ein Gesetz, das die Gleichberechtigung in der Ehe garantierte, und führte den Kampf seines Lebens: gegen eine Mitgliedschaft der Schweiz in der EU. Sein größter Feind? Der angeblich linke Zeitgeist.

Blochers Politik haftet etwas Missionarisches an. Er glaubt an die calvinistische Lehre, wonach das Schicksal eines Menschen auf Erden vorbestimmt ist. Sein politisches Wirken ist kein Wollen, sondern ein Müssen. Er glaubt, er habe den Auftrag, die Schweiz zu retten.

Wieder Köppels Marathonläufer-Gesicht. „Eine Schweizer Jahrhundertfigur, sehr erfolgreich und verantwortlich dafür, dass die Schweiz heute nicht in der EU ist“, sagt er über Blocher. Erfolg, das scheint eines der Zauberwörter für Köppel zu sein. Also nachgefragt: Auf welchen Feldern war Blocher in Köppels Augen besonders erfolgreich? Seine Antwort ist kurz, aber schneidend, sozusagen neukernschweizerisch: Familie, Karriere, Militär.

Im Januar hält Köppel bei einer Schweizer Medientagung einen Vortrag im World Trade Center Zürich. Mit dem New Yorker Vorbild hat es wenig gemein, es ist flach, die Tiefgarage so eng, dass Köppel mehrere Versuche benötigt, um seinen Audi-SUV zu parken. In seinem Vortrag geht es um seine Zeitung, die „Weltwoche“.

Köppel holt wieder einen seiner populären Hits heraus, seine Erkenntnis, dass jene Filme, die in den seriösen Tageszeitungen verrissen werden, die guten sind, und dass man sich jene, die dort gelobt werden, garantiert nicht anschauen sollte. Gelächter, sogar der ehemalige Chefredakteur des „Tages-Anzeigers“ ruft: Er habe das Feuilleton ja im Sinne Köppels geändert. Das World Trade Center Zürich ist jetzt warmgeredet.

Einer Art Dauerverriss sei auch die Schweiz in den Neunzigerjahren ausgesetzt gewesen, fährt Köppel fort. Ein Auslaufmodell, für das nur noch ein paar wenige gekämpft hätten. Er habe das Gefühl gehabt, um seine geliebte Schweiz verteidigen zu können, „musst du dir deine eigene Zeitung kaufen“.

Er war damals Chefredakteur der „Welt“ in Berlin und bekam das Angebot, die „Weltwoche“, die er zuvor als Chefredakteur geführt hatte, als Verleger zu übernehmen. Es kam vom damaligen Besitzer, dem rechtskonservativen Tessiner Financier Tito Tettamanti. Es folgte ein Geschäft, das bis heute viele Fragen aufwirft. Köppel kündigte nach zwei Jahren seinen Job als Chefredakteur bei der „Welt“. Der Preis

CHALLENGE POWER!

BUILDING ALLIANCES AGAINST SECRECY SURVEILLANCE & CENSORSHIP

Das Logan CIJ Symposium schafft einen einzigartigen Raum für starke Allianzen mit dem gemeinsamen Ziel der Verteidigung von Freiheit und Demokratie.

Zwei Tage lang bringt das Logan CIJ Symposium hochkarätige Journalisten und Hacktivist*innen zusammen. Im Zentrum stehen Debatten über Themen wie Überwachung, Zensur und das Recht auf Privatsphäre.

Das Centre for Investigative Journalism lädt alle interessierten Bürger, Journalisten, Aktivist*innen, Forscher, Hacktivist*innen, Technikexperten, Sicherheitsfachleute, Whistleblower und Student*innen ein mitzudiskutieren.

Programm & Tickets:
logancij.com

LOGAN CIJ
SYMPOSIUM

11–12 MARCH
2016

BCC – BERLIN
CONGRESS
CENTER

LOGANCIJ.COM
@LOGANCIJ16



THE
REVA & DAVID LOGAN
FOUNDATION

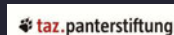
DER SPIEGEL
Keine Angst vor der Wahrheit

RUDOLF AUGSTEIN
STIFTUNG

W
HOLLAND
STIFTUNG



TACTICAL
TECHNOLOGY
COLLECTIVE



ThoughtWorks



FABRICE COFFRINI / AFP

SVP-Mitglieder Köppel, Blocher, Christoph Mörgele: Mission, die Schweiz zu retten

der „Weltwoche“ wurde damals auf zehn Millionen Schweizer Franken geschätzt.

Wie nun ein Chefredakteur, der in der Einflugschneise Kloten aufwuchs, gerade einmal 41 Jahre alt, zehn Millionen auf den Tisch gelegt haben soll, gehört zu den besser gehüteten Geheimnissen des Schweizer Bankwesens. Köppel selbst sagt grinsend, „man habe über den Kaufpreis Stillschweigen vereinbart. Ich habe damals mein gesamtes Vermögen investiert und mich hoch verschuldet“.

Seine Gegner, ja selbst Freunde sagen, Blocher habe ihm die „Weltwoche“ finanziert, möglicherweise durch einen viel niedrigeren Preis oder durch Bankbürgschaften. „Es war ein Schleuder- oder Freundschaftspreis und über Bande gespielt“, sagt Schawinski.

„Klar hat er das Geld nicht gehabt“, sagt der Schriftsteller Martin Suter, „bestimmt haben Leute aus dem Machtbereich der SVP für seine Bankkredite garantiert.“

Gut fünf Jahre vor dem Deal mit der „Weltwoche“ hatte Köppel, von vielen Kollegen bewundert, den Spitznamen Harry Potter bekommen. Der hing mit dem jugendhaften Aussehen zusammen, dem immer ein wenig verwunderten Blick. Ausgerechnet er erwählte nun Christoph Blocher zu seinem Gönner und Übervater.

Das echte Leben ist kein Märchen, die meisten Dinge haben ihren Preis, und trotzdem ist Köppel kein Mensch, den man einfach kaufen kann. Man muss ihn füttern und ihm die Möglichkeit zur Selbsthypnose geben. So ähnlich muss es Blocher angestellt haben. Jedenfalls beraubt sich Köppel, seit er Eigentümer der „Weltwoche“ wurde, selbst seiner Freiheit, seiner Offenheit, seiner Lust am abenteuerlichen Denken.

Die Klimaerwärmung gilt in seiner „Weltwoche“ als Erfindung der Linken, Atomkraft als gesund, der Feminismus ist „der Kommunismus der Frauen, die unter

der Tatsache ungleich verteilter Schönheit leiden“, südamerikanische Juntachefs werden als verkannte Wohltäter gefeiert. Neulich schrieb er in einem Editorial über Hermann Göring, dieser sei weder „Monster noch Teufel“ gewesen, er stellte ihn als hochintelligenten Verführten dar.

Suter sagt, er habe endgültig aufgehört, die „Weltwoche“ zu lesen, als dort Efraín Ríos Montt verteidigt wurde, der ehemalige Diktator Guatemalas, in erster Instanz wegen Völkermords zu 80 Jahren Gefängnis verurteilt.

Der Sitz, den Köppel jetzt im Schweizer Nationalrat für die SVP innehat, schränkt seinen Denkraum weiter ein. So wie Köppel seine Rolle interpretiert, ist diese Selbsteingengung nur konsequent. Die „Weltwoche“ ist heute Parteiblatt, Kampagnen werden mit großer Härte gefahren, Abweichler in der Partei öffentlich angeprangert. Der Marathonläufer ist jetzt ein mächtiger Mann. Viele haben Angst vor ihm, vor allem Kollegen. Die Schweiz ist ein kleines Land.

Wie sehr sich Köppel radikalisiert hat, wie er von Harry Potter zum Köppel aus dem Sack wurde, kann man an einem Mann namens Bruno Ziauddin sehen. Ziauddin sitzt in einem Café am Zürichsee, er wirkt bedrückt.

Ziauddins Vater ist Inder, er selbst hat einen Schweizer und einen britischen Pass, ist in der Schweiz geboren und aufgewachsen, spricht Schweizerdeutsch und war lange ein Weggefährte Köppels, bis er es nicht mehr aushielt. Wenn man Anfang der Nulljahre nach Zürich kam, stellte Köppel einem Ziauddin aus seine rechte Hand vor. Den indischen Vater, den britischen Pass, das alles lobte Köppel, seht her, so globalisiert, so international ist die „Weltwoche“.

Nun hat Ziauddin einen Roman geschrieben. Er ist gerade erschienen, heißt „Bad News“, und es geht um eine Wochenzeitung, deren Chefredakteur immer mehr

dem rechten Denken und dem Ressentiment verfällt. Einer, der es aufregend und sexy findet, auf den vermeintlich linken Konsens einzuprügeln, und sich nicht um die Gefühle derer schert, die als Minderheiten gelten. Die Leser posten eifrig Kommentare unter die Artikel. „Ziegenficker“ für Muslime ist noch einer der harmlosen. Eines Tages macht sich der Sohn einer im Bosnienkrieg vergewaltigten, traumatisierten muslimischen Mutter mit einem Messer auf in Richtung Redaktion.

Natürlich sagt Ziauddin, „Bad News“ sei ein fiktiver Schlüsselroman, aber er gibt zu, dass viele Parallelen zu Köppel existieren. Er spricht vom Verlust der „Diskurshoheit der Linken“, wie sich das „Provokationspotenzial nach rechts gewandt“ habe und wie es bei den Rechtspopulisten einen höheren Drang gebe, die Dinge zu ändern. „Im Fußball würde man sagen, sie wollen den Sieg mehr.“

In Ziauddins Roman steht Köppels Alter Ego während einer Redaktionskonferenz auf und sagt: „Die Linken sind das wahre Establishment. Und wie immer, wenn sich eine bestimmte Klasse in der Macht eingerichtet hat, formiert sich früher oder später Widerstand, ein Korrektiv. Heute sind wir wieder so weit: Es braucht eine neue 68er-Bewegung. Nur diesmal von der anderen Seite. Rechts ist das neue Links.“

Nun ist die Schweiz einer der modernsten und wohlhabendsten Staaten der Welt, der Ausländeranteil beträgt 25 Prozent, die Arbeitslosigkeit liegt bei 3,4 Prozent. Köppel selbst ist einer der Profiteure dieser vielfältig gewordenen Schweiz. Seine Frau, das Flüchtlingsmädchen, brachte es im Alpenstaat zur Portfoliomanagerin bei der UBS.

Wenn man Köppel fragt, ob seine ressentimentgetriebene Politik nicht das torpediere, was er privat lebe, blickt er einen verdutzt an. Viele der Einzelschicksale, sagt er, „zerreißen einem das Herz“. Auch fehle es ihm nicht an Empathie.

Es ist so eine Sache mit der Empathie bei ihm. Später, beim Essen im Restaurant, schüttelt er empathisch einem Theologen, der sich als Vertreter der sehr reaktionären Opus-Dei-Bewegung vorstellt, die Hand. Empathisch streift sein Blick noch einmal das „Stürmer“-Cover der „Weltwoche“. Die Laune könnte nicht besser sein, alles prima, rote Wangen, volle Empathie.

Manchmal, wenn man mit Köppel zusammen ist, hat man das Gefühl, dass da jemand die Brüche des modernen Lebens, die auch sein Dasein bereichern, mit schwerem Mörtel zubetoniert.

Das Anything-Goes seiner früheren Blattmacherjahre hat er umgewandelt: Alles geht, ohne Tempolimit, aber nur auf der rechten Spur. Für einen Intellektuellen wie ihn gibt es dort viel Raum. Wenn man ihn aber von früher kennt, wirkt der Roger Köppel von heute wie ein Geisterfahrer.

Sparpaket für Studenten!

12 x DER SPIEGEL + UNI SPIEGEL + Prämie und 63 % sparen.



Prämie zur Wahl



Rosenzweig & Schwarz, Hamburg

Wasserdichter Bluetooth-Lautsprecher

Für kabellosen Musikgenuss und Telefonate unter der Dusche. Saugnapf zur Befestigung. Ø ca. 85 mm. Zuzahlung € 1,-.

WMF-Frühstücks-Set

Exklusives Set mit Melaminbrettchen und schwarzem Allzweckmesser aus Spezialklingenstahl, mit Schutzhülle. Zuzahlung € 1,-.

WMF-Salz- und Pfefferstreuer-Set

Modern-klassisches Design: Streuer aus mattedem Edelstahl in rustikalem Ständer aus Akazienholz. Höhe: 15 cm. Zuzahlung € 1,-.

Ja, ich möchte 12 x den SPIEGEL für nur € 19,90 frei Haus testen, **über 63 % sparen** und eine Prämie!

Alles inklusive: das Sparpaket für Studenten



- ✓ 12 x den SPIEGEL testen
- ✓ 63 % Preisvorteil
- ✓ Kostenfreie Lieferung
- ✓ LITERATUR SPIEGEL gratis
- ✓ UNI SPIEGEL gratis
- ✓ Praktischer Urlaubsservice

Gleich mitbestellen!

Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für € 3,99 im Einzelkauf.

SD16-036

Meine Wunschprämie:

- Bluetooth-Lautsprecher, Zzlg. € 1,- (5037)
- WMF-Frühstücks-Set, Zzlg. € 1,- (4682)
- WMF-Salz- und Pfefferstreuer-Set, Zzlg. € 1,- (4775)

Anschrift:

Frau Herr
Name/Vorname

Straße/Hausnr. Geburtsdatum **19**

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf. Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Ich nutze die bequemste Zahlungsart: per SEPA-Lastschrift*

DE Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

IBAN Datum **X** Unterschrift **SP16-028**

Coupon ausfüllen und senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700

abo.spiegel.de/sma716

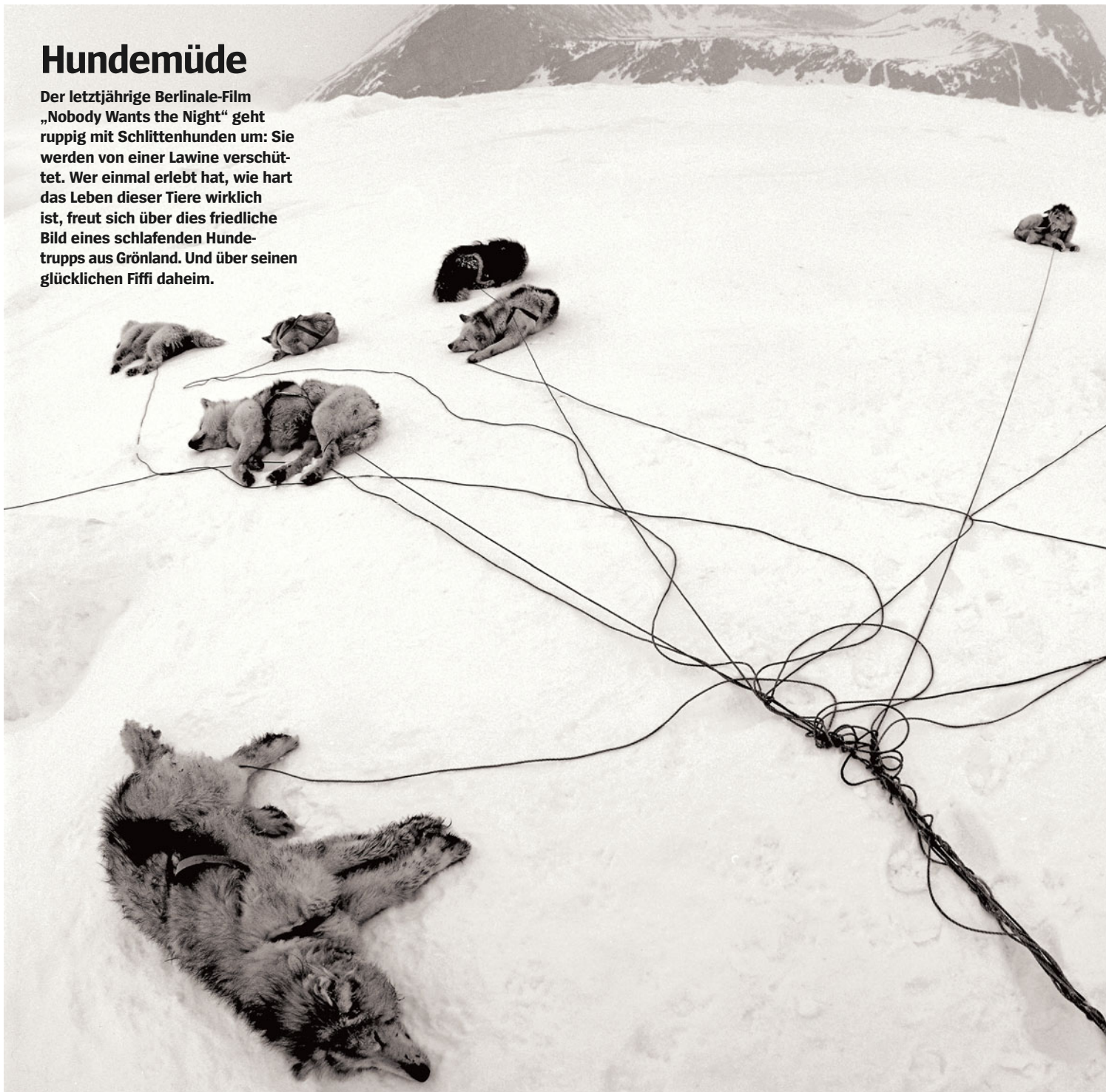
Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Meine Prämie erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag angefordert. Hinweise zu den AGB und Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

* SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DES0ZZ000000030206

Hundemüde

Der letztjährige Berlinale-Film „Nobody Wants the Night“ geht ruppig mit Schlittenhunden um: Sie werden von einer Lawine verschüttet. Wer einmal erlebt hat, wie hart das Leben dieser Tiere wirklich ist, freut sich über dies friedliche Bild eines schlafenden Hundetrupps aus Grönland. Und über seinen glücklichen Fiffi daheim.



Botanik

Feindabwehr mit Stinkattacke

Schamhaft klappt sie die Fiederblättchen ein, wann immer ein Feind sie berührt – die Mimose gilt als Sinnbild empfindlichen Verhaltens. Offenbar beherrschen auch ihre Wurzeln einen verblüffenden Abwehrmechanismus, wie die Chemikerin Rabi Musah von



J. HAUBE / PICTURE ALLIANCE / BUCKWINKEL / DPA

der University at Albany im US-Bundesstaat New York im Fachjournal „Plant Physiology“ zeigt. Bei Berührungen im Erdreich sondert *Mimosa pudica* einen stinkenden Cocktail unter anderem aus Schwefelverbindungen ab. Der Wissenschaftlerin war der Pupsgeruch bei der Pflege von Mimosensetzlingen aufgefallen. Unter dem Mikroskop identifizierte sie dann

Medizin

„Jeden Tag ein Ei auf den Kopf“



Der Paderborner HNO-Arzt **Wolfgang Vahle**, 60, hat gemeinsam mit anderen Medizinern, Apothekern, Physikern, Biologen und Publi-

zisten das „Netzwerk Homöopathie“ gegründet – es soll Patienten vor Quacksalberei bewahren.

SPIEGEL: Warum lassen Sie den Anhängern der Globuli nicht ihren Glauben?

Vahle: Weil die Homöopathie, die sich 200 Jahre nach ihrer Erfindung nicht weiterentwickelt hat, eben nicht nur harmlose Esoterik ist. Kinder werden damit zur Pilleneinnahme erzogen – es gibt ja gegen alles Kügelchen. Anhänger von Pseudomedizin verweigern häufig Impf-

gen. Der Glaube an sogenannte sanfte Alternativen kann sogar von einer frühzeitigen wirksamen Therapie abhalten.

SPIEGEL: Was wollen Sie mit dem Netzwerk erreichen?

Vahle: Wir möchten falsche Verheißungen entlarven. Und wir wollen erreichen, dass die Wirksamkeit homöopathischer Mittel ebenso durch unabhängige Studien belegt werden muss wie die von anderen Medikamenten. Für mich grenzt es an Veruntreuung, wenn Krankenkassen wirkungslose Substanzen von der Solidargemeinschaft bezahlen lassen. Wir fordern die Abschaffung der Apothekenpflicht für Homöopathika sowie die Beschriftung der Fläschchen mit den deutschen Namen der Urtinktur – „urina equina“ kann ruhig Pferdepipi heißen. Homöopathie gehört allenfalls ins Fach „Geschichte

der Medizin“, aber nicht zur Ausbildung von Ärzten. Ärztekammern sollten auch keine Fortbildungen oder Zertifikate in diesem Bereich anbieten.

SPIEGEL: Ein Lieblingsargument der Alternativmediziner ist: Wer heilt, hat recht.

Vahle: Das ist vordergründig, denn sie müssten ja erst einmal beweisen, wer tatsächlich für die Heilung verantwortlich ist. Krankheiten haben natürliche Verläufe; bei vielen treten Besserung und Heilung sowieso ein. Warum sollte ausgerechnet die unwahrscheinlichste Annahme zutreffen: dass es jemandem besser geht, weil er Zuckerkugeln ohne Wirkstoff einnimmt? Wenn Sie Schnupfen haben und sich jeden Tag ein rohes Ei auf den Kopf schlagen, werden Sie nach zwei Wochen wahrscheinlich gesund sein. Das liegt aber nicht an den Eiern. jko



PAL HERMANSEN

sackartige Ausstülpungen an den Mimosenwurzeln. Die Forscherin piesackte die Pflanzen mit verschiedenen Materialien und stellte fest, dass die Mimose möglicherweise zwischen Fressfeinden und harmlosen Reizen unterscheiden kann. Während sich als Reaktion auf menschliche Finger die Stinkspeicher entleerten, blieb die Miefattacke bei Berührungen mit Glas oder Metall aus. jko

Kommentar

Im Land der Hasenfüße

Wie Schulreformen am Druck der Eltern scheitern

Deutschlands Eltern feiern einen weiteren Sieg über die Kultusbürokratie: Soeben beschloss das Berliner Abgeordnetenhaus das Ende der Früheinschulung. Nächsten Sommer muss in Berlin nur in die erste Klasse, wer vor dem 30. September sechs Jahre alt wird; zuvor war der 31. Dezember Stichtag für die Schulpflicht. Die Rolle rückwärts kostet das Land rund 30 Millionen Euro pro Jahr – es fehlen ja nun Kitaplätze. Dazu kommen gut 30 Millionen für einmalige Investitionen, so Bildungssenatorin Sandra Scheeres (SPD). Durchgesetzt haben die Reform der Reform vor allem die Eltern. Scharenweise ließen sie ihre Sprösslinge von der Einschulung zurückstellen, zuletzt knapp ein Fünftel eines Jahrgangs.

Schadet die frühe Einschulung den Kindern? Nicht zwangsläufig, das zeigt eine Auswertung von Vergleichsarbeiten an öffentlichen Schulen in Berlin. In der achten Klasse konnten die jüngeren Kinder genauso gut lesen und rechnen wie ihre älteren Mitschüler. Schadet den Kindern die Hasenfüßigkeit der deutschen Kultusminister, die regelmäßig vor den Eltern einknicken? Ja, weil sie das Schulchaos zementiert – das zeigt ein Blick auf ausgewählte Reformversuche der letzten Jahrzehnte.

Da war, zum Beispiel, die verknappte Gymnasialzeit. Kaum eingeführt, galt „G8“ schon

als Synonym für Überforderung und Schüler-Burn-out. Nach viel Elterngerheul hoben manche Bundesländer die Reform wieder auf, andere lassen die Schulen entscheiden, ob sie G8, G9 oder gar beides anbieten möchten, wieder andere halten fest am Abi nach zwölf Jahren.

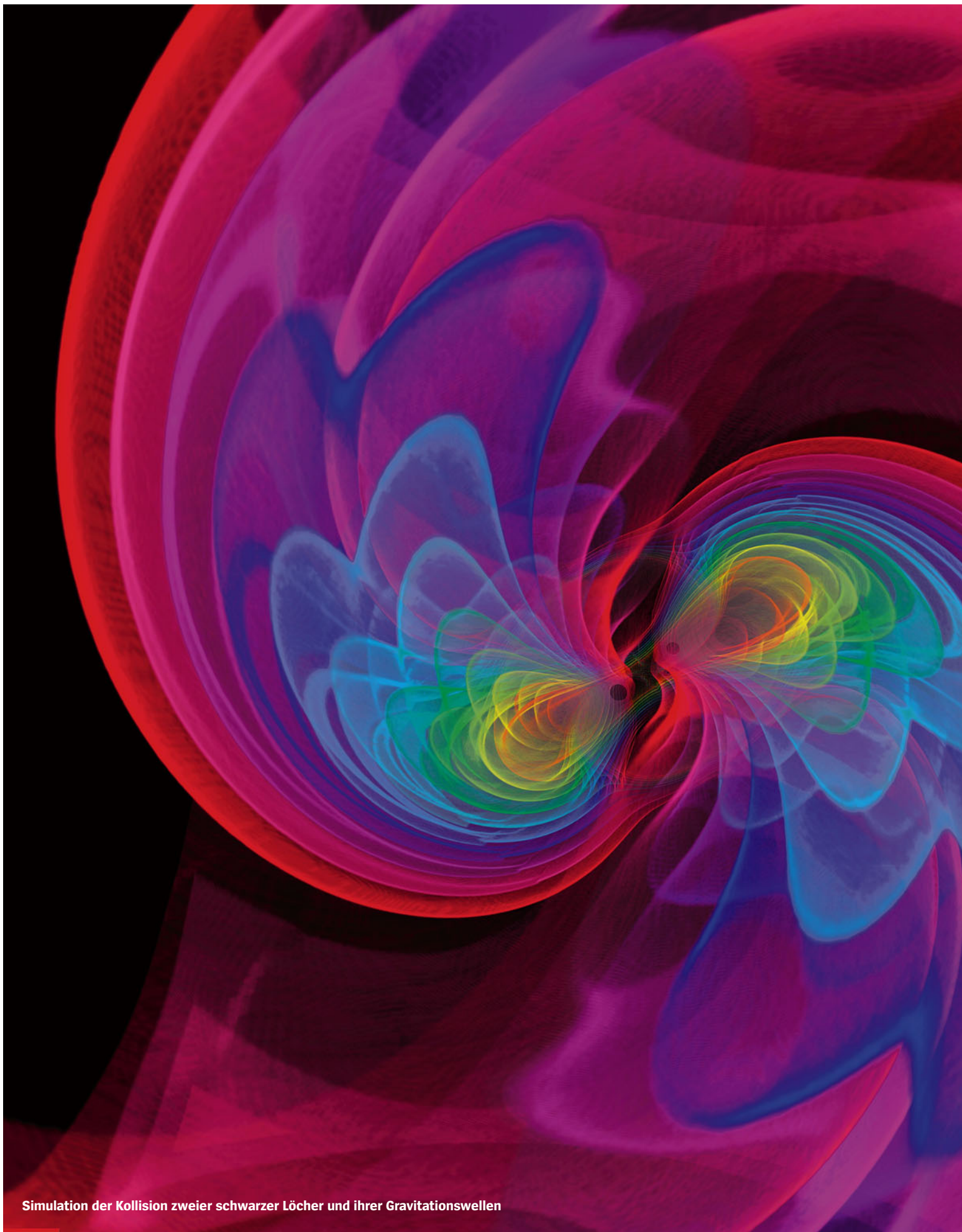
Oder die Ganztagschule: An das Programm einer früheren Bundesregierung gemahnen heute zahlreiche Schulkantinen. Zwar können nun die Kinder bis zum Nachmittag in der Schule bleiben, vielerorts aber nur freiwillig, denn zwingen lassen sich deutsche Mütter und Väter nicht gern. Ein didaktisch sinnvoller Ganztagsunterricht kann so natürlich nicht funktionieren.

Ruhmlos war auch das Ende der aus Skandinavien importierten Idee des längeren gemeinsamen Lernens. Wäre es nicht schön, wenn die Kinder erst nach sechs statt nach vier Jahren Grundschulzeit getrennt würden? Auf keinen Fall, fanden Hamburgs Gymnasialeltern und stoppten den Systemumbau per Volksentscheid.

Waren die Reformen vielleicht einfach schlechte Ideen? Wir werden es nie wissen. Wenige Neuerungen überlebten lange genug, um sich zu bewähren.

Julia Koch

Mail: julia.koch@spiegel.de



Simulation der Kollision zweier schwarzer Löcher und ihrer Gravitationswellen

Kosmischer Lauschangriff

Astronomie Erstmals ist es Forschern gelungen, Gravitationswellen zu messen, winzigste Dellen in der Raumzeit, ausgelöst vom Crash zweier schwarzer Löcher. Das Spektakel erschütterte das Universum – und unser Verständnis vom All.

Hannover, 14. September 2015, ein regnerischer Montag. Ungarn macht die Grenze zu Serbien dicht, Novak Djoković gewinnt die US Open – und im Albert-Einstein-Institut in der Callinstraße sitzt Marco Drago vor dem Rechner. Der 33-jährige Physiker aus Padua in Italien, seit einem Jahr in Deutschland, hat sich vorgenommen, eine drängende Forschungsarbeit endlich zu Papier zu bringen. Und um 12.30 Uhr würde er, wie jeden Tag, mit den Kollegen seiner Arbeitsgruppe zum Mittagessen gehen.

Doch natürlich kommt alles anders.

Es ist kurz vor zwölf Uhr, da leuchtet auf Dragos Bildschirm eine E-Mail auf. Drago liest – und staunt. Kein Mensch hat sie geschrieben, sondern ein hochkomplexes Messinstrument in den USA namens Ligo (Laser Interferometer Gravitational-Wave Observatory), das die hannoverschen Max-Planck-Forscher mitkonstruiert haben. Der Inhalt dieser Mail verändert alles: Dragos Tagesprogramm, seine Karriere, vor allem aber unser Verständnis vom Universum.

Das Erste, was Drago denkt, ist: Messfehler! Die Daten in der E-Mail erscheinen einfach zu perfekt. Sie künden davon, wie weit, weit weg ein schwarzes Loch ein anderes frisst, und dieses kosmische Großereignis hinterlässt im Ligo-Detektor eine Datenspur, die „sogar mit dem bloßen Auge sichtbar ist“, erzählt Drago. „Wow“, sagt er zu sich, „das sieht wirklich echt aus.“

Er prüft, ob der Detektor richtig arbeitet. Über die vergangenen Jahre wurde er mit Millionenaufwand verbessert und feinjustiert. Gerade erst nahm er die Arbeit wieder auf. An diesem 14. September läuft er noch im Probetrieb, offiziell starten die Messungen erst vier Tage später. Wie kann das sein – ein Volltreffer noch vor Beginn?

Drago sucht Rat im Büro seines Kollegen Andy Lundgren, 37, aus den USA. Der glaubt zunächst: Hier legt uns doch wieder jemand rein. Das war tatsächlich schon einmal passiert, fünf Jahre zuvor. Damals waren die Messdaten Teil einer Übung für den Ernstfall, einem Feueralarm gleich,

was die Forscher allerdings erst Monate später erfuhren.

Lundgren ruft in Amerika an, um nachzufragen, ob gerade jemand am Instrument herumfummelt. Doch dort ist es tief in der Nacht. In der Steuerzentrale des Detektors in Hanford, US-Bundesstaat Washington, hat der letzte nächtliche Arbeiter um kurz nach zwei Uhr das Licht ausgeschaltet. In Livingston, Louisiana ist es inzwischen kurz nach fünf.

Gegen 13 Uhr mitteleuropäischer Zeit schreibt Drago eine Mail an das gesamte



Signalentdecker Drago

„Wow, das sieht wirklich echt aus“

Ligo-Forschungskonsortium, mehr als tausend Wissenschaftler weltweit. Im Büro von Lundgren drängen sich unterdessen mehr und mehr Leute. Es folgen Konferenzschaltungen. Erst kurz vor Mitternacht verlässt Lundgren das Institut, aufgewühlt. Für Drago war es, so erzählt er heute, „mit Sicherheit der aufregendste Moment meiner Karriere“.

Jetzt, fünf Monate nach jener morgendlichen Sichtung, sind die Ligo-Forscher gleichzeitig in Washington, London, Paris, Moskau, Pisa und Hannover vor die Welt- und Presse getreten. Was sie am Donnerstag verkündet haben, ist eine Sensation, die ihnen vielleicht schon in diesem Jahr den Nobelpreis für Physik bescheren wird.

Unabhängig voneinander, so berichteten die Forscher, hätten die zwei Detektoren in Hanford und in Livingston ein Signal aufgefangen, das nur von Gravitations-



FRANZ BISCHOF / DER SPIEGEL

Astrophysiker Danzmann*: „Zu schön, um wahr zu sein“

wellen herrühren könne. Eine halbe Sekunde dauerte der Spuk, doch das war genug, um die Welt der Astronomie für immer zu verändern. „Dies ist eines der großen Ereignisse in der Wissenschaft“, sagt Bruce Allen, Direktor am hannoverschen Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik. Vergleiche mit der Mondlandung, zu oft schon bemüht, scheinen diesmal keine Übertreibung zu sein.

Die Physiker versetzt das flüchtige Flackern ihres Detektors in solches Verzücken, weil sie es als Botschaft aus einer Welt lesen, die ihnen bisher verschlossen blieb. „Erstmals hat das Universum zu uns gesprochen“, jubelte Ligo-Direktor David Reitze bei der Pressekonferenz in Washington. Detailgenau erzählt die Nachricht aus dem All von einem Spektakel, das sich vor rund 1,3 Milliarden Jahren in einer fernen Galaxie am Sternenhimmel der südlichen Hemisphäre zugetragen haben muss.

Zwei schwarze Löcher, das eine schwer wie 29 Sonnen, das andere noch um sieben Sonnenmassen schwerer, wirbelten dort auf immer engeren Bahnen umeinander. Bis auf wenige Hundert Kilometer hatten sich die beiden Schwergewichte einander angenähert, ihr Tempo erreichte schwindelnde 200 000 Kilometer pro Sekunde. Dann berührten sich die beiden Trümmer und verschlangen einander augenblicklich. Acht Tausendstel Sekunden lang wabbelte das neu entstandene Gebilde, dann hatte es seine endgültige Gestalt gefunden: Als 62 Sonnenmassen schweres schwarzes Loch zieht es seither seine Bahnen.

All das geschah im Bruchteil einer Sekunde, und doch reichte diese kurze Zeit aus, um drei Sonnenmassen in pure Ener-

gie zu verwandeln – das ist 50-mal so viel wie das Leuchten sämtlicher Sterne des sichtbaren Universums zusammengenommen.

Das Echo dieser ungeheuren Energie-Eruption haben die Ligo-Forscher nun aufgefangen. „Es tut sich für uns damit ein neues Fenster auf“, sagt der Gravitationsphysiker Karsten Danzmann von der Universität Hannover. Bisher, erklärt er, habe die Astronomie auf der Beobachtung von Licht und anderen Formen elektromagnetischer Strahlung beruht. „99 Prozent des Universums sind jedoch dunkel“, sagt Danzmann. Für herkömmliche Teleskope sei diese Schattenwelt unsichtbar.

Es ist, als öffnete sich ein neuer Sinneskanal, wie bei einem Tauben, der plötzlich hören kann.

Die wohl spektakulärsten Objekte der Dunkelwelt sind schwarze Löcher. Sie entstehen, wenn sich so viel Materie zusammenballt, dass sie unter ihrem eigenen Gewicht kollabiert. So schwer sind sie, dass selbst Licht ihnen nicht zu entkommen vermag – „schwarz“ bedeutet nichts anderes als „unsichtbar“. Doch im Gravitationsteleskop verraten sich die geheimnisvollen Materieschlucker.

Es ist, als öffnete sich damit für die Astrophysiker ein neuer Sinneskanal. Gern vergleichen es die Forscher mit einem Tau-

ben, der unvermittelt zu hören vermag: Eben noch schien die Welt in bleierne Stille getaucht – und plötzlich plätschern Bäche, trillern Vögel, rauscht der Wind.

Stolz verweisen die Max-Planck-Forscher in Hannover darauf, dass sie maßgeblich beteiligt waren an der großen Entdeckung. Deutschland, sagt Danzmann, sei so etwas wie die Heimat der Gravitationswellenforschung. Schließlich war es Albert Einstein, der vor 100 Jahren in Berlin erkannte, dass die Feldgleichungen seiner Allgemeinen Relativitätstheorie diese Wellen vorhersagen: Jede beschleunigte Masse schickt demnach, ähnlich wie ein Schiff im Wasser, eine Art Bugwelle aus, die sich als Delle im Raumzeitgefüge mit Lichtgeschwindigkeit durchs All bewegt. Die Erde etwa sendet, indem sie sich um die Sonne bewegt, unermüdlich Schwerkraftwellen aus. Auch einer Rakete eilt ein gravitatives Signal voraus. Selbst wer nur mit der Faust rüttelt, erschüttert damit das Universum.

Allerdings war sich Einstein sicher, dass es kaum möglich sein würde, diese Wellen nachzuweisen. Denn die Raumzeit ist extrem steif, sie zu verbiegen kostet enorm viel Energie. Selbst der Crash ganzer Sterne löst kaum mehr als ein Kräuseln von Raum und Zeit aus. Wenn dieses dann auch noch die Entfernung von vielen Millionen Lichtjahren durchläuft, erreicht es zwar den Planeten Erde, doch nur als geradezu lachhaft kleiner Effekt. Die jetzt nachgewiesene Welle etwa stauchte den Raum gerade einmal genug zusammen, um die Entfernung von Berlin nach Paris um den Durchmesser eines Atomkerns zu verkürzen. Kein Wunder, dass Einstein an einen Nachweis nicht glauben mochte.

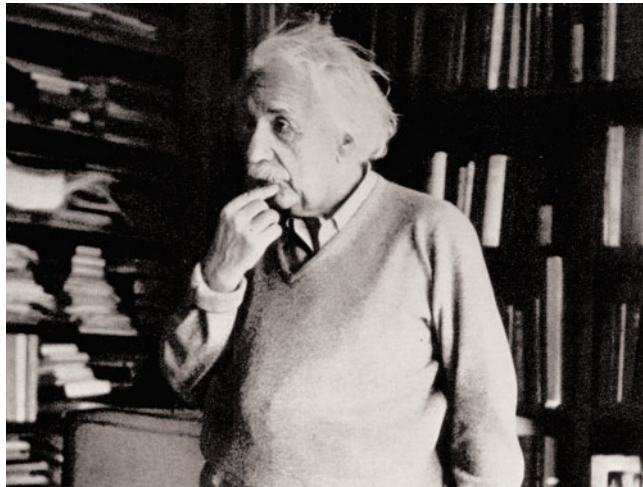
* Mit dem Modell eines Gravitationswellendetektors im Albert-Einstein-Institut in Hannover.

In den Siebzigerjahren brachte dann der Physiker Rainer Weiss vom Massachusetts Institute of Technology die visionäre Kraft auf, das messtechnische Abenteuer allen Bedenken zum Trotz anzupacken. Er ersann das Prinzip, auf dem die Detektoren von Gravitationswellen bis heute beruhen. Zwei Laserstrahlen, die durch zwei rechtwinklig angeordnete Instrumentenarme laufen, werden dabei miteinander abgeglichen (siehe Grafik unten).

In Deutschland war der Münchner Max-Planck-Forscher Heinz Billing der Erste, der sich daran machte, ein solches Gerät zu bauen. Heute lebt der Pionier 101-jährig, taub und fast blind in Garching bei München. „Ich bleibe am Leben, bis die ersten Schwerkraftwellen gemessen werden“, hat er einmal gesagt. Nun scheint es, als dürfte Billing in Frieden sterben.

Das erste Interferometer, das Billing vor rund 40 Jahren in München baute, hatte eine Armlänge von drei Metern. 1990 schien es dann zunächst, als wäre die Finanzierung für ein Großgerät mit gut tausendfach längeren Armen gesichert. Doch Billing und seinem Nachfolger Danzmann kam die deutsche Einheit dazwischen: Geld für neue wissenschaftliche Großprojekte war nicht mehr vorhanden. Den Zuschlag für die Ligo-Großdetektoren bekamen die Amerikaner. Tunnel für weitere Geräte wurden in Italien und Japan gebaut.

Deutschland musste sich mit der Rolle der Ideenschmiede begnügen. Danzmann und seine Kollegen buddelten zwei Gräben am Rande eines Ackers bei Hannover und richteten darin GEO600 ein, eine Art Mi-



Genie Einstein: Selbst wer mit der Faust rüttelt, erschüttert das All

naturausgabe des amerikanischen Großdetektors. Dort erprobten sie neue Mess- und Lasertechnik und tüftelten aus, wie sich die Empfindlichkeit des Instruments weiter steigern lässt.

Bedarf für messtechnische Finesse gab es zur Genüge. Denn die Feinabstimmung eines Gravitationswellendetektors ist ein heikles Geschäft: Unentwegt erschüttern winzige tektonische Beben das Terrain, zusätzlich hebt und senkt es sich im Takt der Gezeiten. Jeder Lieferwagen auf der Landstraße lässt das Gerät erzittern, selbst vorbeiziehende Wolken wirken mit ihrer Schwerkraft auf das Experiment ein.

Da war es wohl allzu optimistisch, dass die Forscher hofften, schon im Jahr 2002 die Seufzer schwarzer Löcher hören zu können. Damals nahmen sie Ligo erstmals in Betrieb. Neun Jahre lang gingen die Forscher auf Horchposten, insgesamt etwa ein Jahr davon lief das Gerät im Observationsmodus.

Die Ausbeute: nichts.

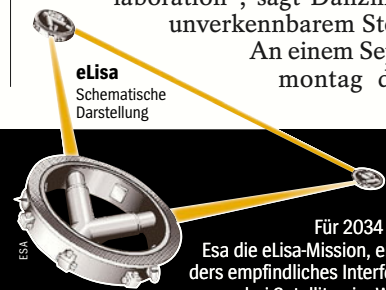
Einmal sah es so aus, als wäre ihnen ein markantes Ereignis im Sternbild Großer Hund ins Netz gegangen. Voller Eifer machten sich die Forscher daran, die Daten auszuwerten. Schon war der wissenschaftliche Artikel über die große Entdeckung verfasst, der Nobelpreis schien zum Greifen nah.

Doch dann stellte sich heraus, dass ein kleiner Trupp von Saboteuren das Signal heimlich in die Ligo-Computer eingespeist hatte. Die Kollegen waren von der Forschungsleitung ausdrücklich dazu autorisiert worden. Das ungewöhnliche Verfahren, eben der von Andy Lundgren auch dies-

mal wieder befürchtete Feueralarm, sollte sicherstellen, dass alle wissen, was zu tun ist, wenn in Zukunft tatsächlich die ersehnten Daten über die Bildschirme flackern sollten. Dass zum Beispiel keiner aus der Heerschar der beteiligten Forscher die Entdeckung voreilig in die Welt hinausposaunt.

Im Jahr 2011 setzten die Ligo-Physiker der frustrierenden Zeit vergeblichen Lauschens ein Ende. Sie entkernten die Experimentalaröhren und bauten ihre Geräte von Grund auf neu – diesmal mit einer um den Faktor zehn erhöhten Messgenauigkeit. Hierbei kamen ihnen die im niedersächsischen Rübenacker geborenen Ideen sehr gelegen. „Die Laser, die Spiegelaufhängung und auch das optische Design stammen alle aus unserer GEO600-Kollaboration“, sagt Danzmann mit unverkennbarem Stolz.

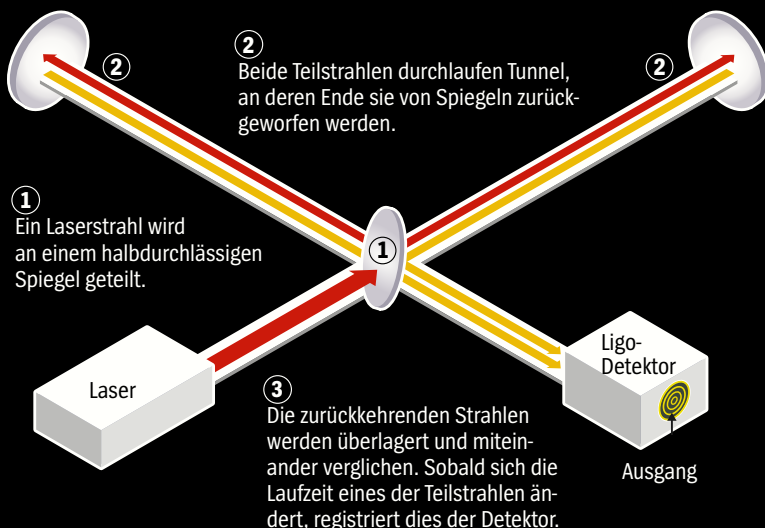
An einem Septembermontag des vori-



eLISA
Schematische Darstellung

Für 2034 plant die Esa die eLISA-Mission, ein besonders empfindliches Interferometer aus drei Satelliten im Weltraum.

Flüchtiges Flackern Laser-Interferometer zum Nachweis von Gravitationswellen



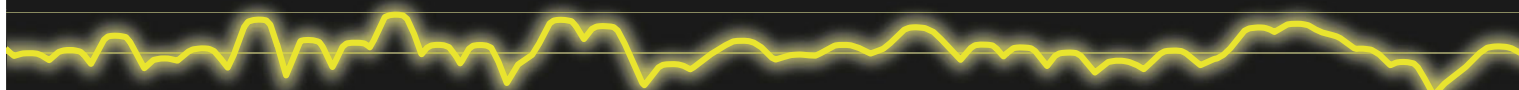
Messergebnis im Detektor



Im Normalbetrieb ist das Gerät so justiert, dass sich die beiden zurückkehrenden Lichtstrahlen exakt auslöschen. Der Ausgang ist dunkel.



Verändert eine Gravitationswelle die Laufzeit eines der beiden Teilstrahlen, so löschen sie sich nicht mehr vollständig aus. Am Ausgang entsteht ein Interferenzmuster.



Zeit In Sekunden

0,30

0,35

gen Jahres war es dann so weit: Laser und Spiegel waren justiert, der Beginn des regulären Beobachtungsbetriebs stand kurz bevor, als es kam, das Signal, das Marco Drago in Hannover überraschte.

„Ein Blick darauf reicht aus, um zu erkennen, dass es die Signatur einer Kollision zweier schwarzer Löcher trägt“, erinnert sich heute Max-Planck-Forscher Allen. Und sein Kollege Danzmann sagt: „Es war zu schön, um wahr zu sein.“

Warum es so lange dauerte, den Sensationsfund der Weltöffentlichkeit zu verkünden? Allen und seine Kollegen wollten ganz sichergehen. Ein Desaster, wie es den Physikern des Südpolteleskops „Bicep2“ widerfahren war, wollten sie auf jeden Fall vermeiden: Die hatten vor knapp zwei Jahren verkündet, den Abdruck von Gravitationswellen in der kosmischen Hintergrundstrahlung entdeckt zu haben – und mussten wenig später eingestehen, dass sie vermutlich nichts als galaktische Staubschwaden gesehen hatten.

Umgehend beschlossen die Ligo-Forscher, alle Arbeiten an ihrem Experiment vorerst einzustellen. Alle Einstellungen wurden eingefroren, niemand durfte die Apparatur antasten. Erst wollten die Wissenschaftler unter unveränderten Bedin-

gungen weitermessen, um für die Datenauswertung eine ausreichend große Grundlage zu haben.

Dann folgte die lange Zeit der Datenanalyse, des Feilens an den Formulierungen im Fachartikel und des Wartens auf das Urteil der Gutachter. Derweil verbot ein hartes Embargo den Forschern zu berichten, was passiert war, selbst Familienmitgliedern durften sie nichts verraten. „Das war frustrierend“, sagt Marco Drago.

Bald wird es Forschern möglich sein, die Himmelsoper in ihrer ganzen Pracht zu bestaunen.

Doch selbst das rigorose Redeverbot konnte nicht verhindern, dass schon elf Tage nach der Sichtung die ersten Gerüchte auf Twitter auftauchten.

Die Ligo-Forscher ließen sich davon nicht beirren. Abrupt hatte der spektakuläre Fund die Stimmung unter ihnen umschlagen lassen. Nach den zermürbenden Jahren der vergeblichen Suche war nun aus der vagen Hoffnung unvermittelt handfeste Erwartung geworden. Denn wo es

ein Ereignis zu entdecken gab, da würde es auch andere geben.

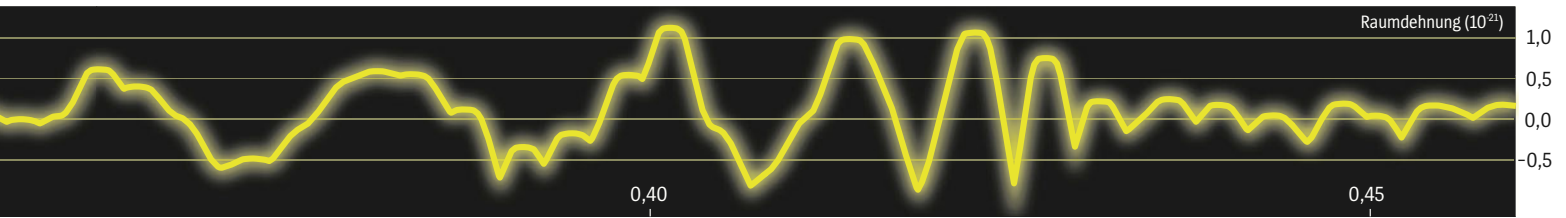
Im Januar hat Ligo die erste Messkampagne beendet. Ob ihnen diese nach dem ersten spektakulären Fund weitere Überraschungen beschert hat? Darüber schweigen die Physiker noch. „Wir werden darüber berichten, wenn wir die Analyse abgeschlossen haben“ – so lautet bei den meisten Ligo-Forschern die formelhafte Antwort. Auch Drago raunt nur: von der Erwartung „vieler solcher Ereignisse in der Zukunft“, die ein „neues Verständnis des Universums“ ermöglichten.

Über all das, was sie fortan zu sehen hoffen, plaudern die Astronomen gern. Zum einen sind da die Supernoven. Wenn das Leben eines Sterns in einer dieser gewaltigen Explosionen endet, dann entsteht nicht nur ein Lichtblitz, der eine ganze Galaxie überstrahlen kann. Der sterbende Stern strahlt auch einen ordentlichen Puls von Gravitationswellen aus. Gern würden die Schwerkraft-Kosmologen ihn genauer untersuchen.

Die Aussichten allerdings sind in diesem Fall eher mäßig. Vermutlich muss sich eine Supernova in unserer Galaxis ereignen, um mit Ligo nachweisbar zu sein. Langjährige Himmelsdurchmusterung aber



Ligo-Anlage in Livingston, Louisiana: Die im niedersächsischen Rübenacker geborenen Ideen kamen den Physikern sehr gelegen



lehrt: Das passiert nur rund zweimal pro Jahrhundert.

Mehr verspricht das Studium rotierender Neutronensterne. Falls diese hochkompakten Überbleibsel explodierter Sonnen auch nur wenige Millimeter hohe Unebenheiten auf ihrer Oberfläche haben sollten, würde dies ausreichen, ständig Schwerkraftwellen auszusenden.

Ähnliches gilt für Paare von Neutronensternen, die mit hoher Geschwindigkeit umeinander herum wirbeln. „Wenn wir solche Objekte kennen, dann können wir den Ligo-Detektor gezielt auf sie ausrichten“, sagt Astrophysiker Danzmann. Zwar sei der Versuchsaufbau selbst unbeweglich, verändern könne man aber die digitalen Filter, die bei der Datenauswertung verwendet werden.

Die größte Magie unter den möglichen Quellen von Schwerkraftwellen strahlt aber jene Art von Ereignissen aus, deren Zeugen die Ligo-Forscher am 14. September wurden: die Kollision schwarzer Löcher. Von jeher nehmen diese unheimlichen Licht- und Materieschlucker unter allen Naturphänomenen eine Sonderrolle ein. Zum einen haftet ihnen etwas eigenartig Immaterielles an, fast scheint es, als wäre in ihnen pure Mathematik Wirklichkeit geworden. Zum anderen existieren sie in einer faszinierenden Grenzzone des physikalischen Wissens, dort nämlich, wo die beiden großen Theoriegebäude der modernen Physik, die Relativitätstheorie und die Quantenphysik, einander berühren.

Auch deshalb, meint Gravitationsforscher Allen, sei die jetzt verkündete Entdeckung so bedeutsam: „Eigentlich ist sie gleich zwei Nobelpreise wert“, sagt er. „Der eine für den Nachweis von Gravitationswellen und der andere dafür, dass wir erstmals die Kollision zweier schwarzer Löcher beobachtet haben.“

Es ist ein eigentümliches Konzert, das zwei dieser Kolosse geben, wenn sie einander umkreisen. Zunächst geben sie nur ein eintöniges und sehr tiefes Gravitationsbrummen von sich, das unmerklich höher und intensiver wird, während sich die beiden ganz langsam näherkommen.

Ins Hörfenster der beiden US-Detektoren verschiebt sich der Brummtton erst Sekundenbruchteile vor dem fulminanten Finale. 17-mal pro Sekunde kreiseln die beiden schwarzen Löcher zu diesem Zeitpunkt umeinander, und plötzlich geht alles



Frühes Laserinterferometer 1977: Selbst Wolken stören das Experiment

ganz schnell: Noch ein Dutzend Mal kreisen sie und wirbeln dabei immer wilder, der Brummtton schwillt in einem mächtigen Glissando an, um dann unvermittelt abzuebben.

Es ist erstaunlich, wie viel Information sich diesem kurzen Zirpen entlocken lässt. Der Zeitpunkt, an dem der Ton abbricht, verrät zum Beispiel, wie groß die beiden kollidierenden Objekte waren. Die Intensität des Signals wiederum lässt darauf schließen, in welcher Entfernung von der Erde sich der Crash zutrug. Im Fall des jetzt verkündeten Ereignisses sind diese Fakten allein schon eine physikalische Sensation: Bisher war nicht einmal bekannt, ob es schwarze Löcher mit 20, 30 oder gar 60 Sonnenmassen überhaupt gibt.

Schon bald, sagt Allen, gehe es weiter mit dem kosmischen Lauschangriff: Im September soll die nächste Messkampagne der Ligo-Detektoren starten, und dann erst werden sie ihre volle Empfindlichkeit erreicht haben. „Wir sollten dann alle vier oder fünf Tage, vielleicht sogar täglich solche Ereignisse sehen können“, meint Allen. Kollisionen bis fast an den Rand des sichtbaren Universums würden künftig ihre Spuren im Detektor hinterlassen.

Zudem wird bald auch das Schwestergerät Virgo im italienischen Cascina nahe der Stadt Pisa einsatzbereit sein. Wenn erst einmal drei Instrumente gleichzeitig das Firmament abhören, wird man jedes beobachtete Ereignis orten können. Sobald die Computer ein verdächtiges Signal auffangen, werden sie die Himmelskoordinaten automatisch an eines der großen optischen Teleskope senden. Diese können dann die entsprechende Region auf Auf-

fälligkeiten hin durchmustern. Erst wenn auf diese Weise Augen und Ohren der Astronomen direkt miteinander kommunizieren, wird es den Forschern möglich sein, die Himmelsoper in ihrer ganzen Pracht zu bestaunen.

Und es kommt noch besser: Für diesen Montag, nur vier Tage nachdem das Ligo-Team seinen großen Triumph verkündet hat, bereiten die Physiker bereits den nächsten Schritt ins Gravitationszeitalter vor. Dann wird eine Sonde namens „Lisa Pathfinder“ ihre Mission im Weltall aufnehmen. An einem Punkt, 1,5 Millionen Kilometer von der Erde entfernt, an dem sich die Schwerkraft von Sonne und Erde wechselseitig aufhebt, wird der Satellit zwei Testmassen aus Gold und Platin aussetzen, um dann mit Laserhilfe ihre Entfernung auf milliardstel Millimeter genau zu vermessen.

„Lisa Pathfinder“ soll beweisen, dass Messungen dieser Art im Weltall überhaupt möglich sind. Gravitationswellen kann das Gerät noch nicht registrieren. Dazu wird erst der Nachfolger, das eLisa-Interferometer, in der Lage sein. Funktionieren soll dieses Gerät, das die Astronomen im Orbit installieren wollen, ähnlich wie Ligo – nur dass die Armlänge nicht vier, sondern eine Million Kilometer betragen soll.

Wenn er von dieser Mission spricht, kommt Astrophysiker Danzmann ins Schwärmen. Das Gehör dieses Geräts werde so weit verfeinert sein, dass es nicht nur einzelne spektakuläre Kollisionen, sondern auch das allgegenwärtige Hintergrundrauschen am Gravitationshimmel aufzeichnen könne. „Ligo hört nur den Nacht-, Lisa dagegen den Taghimmel“, sagt Danzmann.

Ein wenig wird er sich allerdings gedulden müssen. Dem Esa-Plan gemäß ist der Start der eLisa-Mission für das Jahr 2034 geplant. Danzmann verdrießt das wenig. „Ich bin jetzt 61 Jahre alt, und ich habe vor, 120 zu werden“, sagt er. „Ich bin also voller Zuversicht, dass ich den Aufbruch ins nächste Kapitel der Gravitationswellenphysik noch erleben werde – wenn auch vielleicht nicht mehr am Steuer.“

Marco Evers, Johann Grolle



Video: Was sind Gravitationswellen?

spiegel.de/sp072016gravitation
oder in der App DER SPIEGEL

Top-Prämie wählen!

JETZT LESER WERBEN – SIE MÜSSEN SELBST NICHT ABONNENT SEIN.



Neu: Tolino eReader Shine 2HD

Einfach zu bedienen per Touchscreen. Mit stufenlos beleuchtetem E-Ink-Carta-Display. Zuzahlung € 19,-.



Titan Bordtrolley „X2 Shark Skin“

Fürs Bordgepäck: vier 360°-Rollen, Zahlenschloss und Teleskopziehgriff. 55 cm hoch. Ohne Zuzahlung.



KitchenAid Standmixer „Artisan“

Mit Metallgehäuse, robustem Glasaufsatz (1,5 l), Ice-Crushing-Funktion, und Mini-Mixbehälter. In Rot. Zuzahlung € 69,-.



Teasi one² Wander- und Radnavi

Auch für Geocacher. 3,5"-Touchdisplay, Tripcomputer, GPS-Kompass. Ohne Zuzahlung.

Prämie sichern



€ 120,- Geldprämie

Bei Bestellung bis 22.2.2016 erhalten Sie € 120,- als Geldprämie. Schnell sichern!

Neu: Samsung Galaxy Tab A „SM-T550“

Mit Android 5.0, 9,7"-Touchscreen, 16 GB Speicher und WLAN. In Weiß oder Schwarz. Zuzahlung € 139,-.

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

SPIEGEL-Vorteile

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt € 4,60 nur € 4,40 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

Wunschprämie

- Tolino Shine 2HD (5317), Zuzahlung € 19,-
- Titan Bordtrolley (5181)
- KitchenAid Standmixer, rot (5282), Zuzahlung € 69,-
- Teasi one² Wander- und Radnavi (4843)
- € 120,- (5010) **nur bis 22.2.2016**. Mein Konto für die Überweisung:

DE _____
IBAN

- Samsung Galaxy Tab A „SM-T550“, weiß (5319), Zuzahlung € 139,-
- Samsung Galaxy Tab A „SM-T550“, schwarz (5318), Zuzahlung € 139,-

Anschrift des Werbers:

Frau
 Herr
Name, Vorname _____
Straße/Hausnr. _____
PLZ _____ Ort _____

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

Anschrift des neuen Lesers:

Frau
 Herr
Name, Vorname _____
Straße/Hausnr. _____ Geburtsdatum _____ 19 ____

PLZ _____ Ort _____

Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____ E-Mail (für eventuelle Rückfragen) _____

Gleich mitbestellen! Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für € 3,99 im Einzelkauf. SD16-015

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,40 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird.

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift* vierteljährlich € 57,20, digitale Ausgabe halbjährlich € 13,-
DE _____ Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

IBAN _____ Datum _____ X _____ Unterschrift des neuen Lesers
SP16-109

Coupon ausfüllen und senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700

www.spiegel.de/p716

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

* **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DE5022000003030206



Raus hier

Forensik Ein Mann beging sieben Sexualdelikte an Kindern und saß gut 20 Jahre lang in der Psychiatrie. Nach Einschätzung seiner Therapeuten könnte er bald entlassen werden. Wird das gut gehen?

Friedbert Suttner will nichts verschweigen. Er träumt von einem Ort, an dem er „absolut neu anfangen kann“. Es soll ein Neuanfang ohne Lügen sein. Er sagt: „Ich will mich nicht verstecken. Ich will zu meinen Taten stehen.“

Diese absolute Ehrlichkeit wird Suttner den Neuanfang schwer machen.

Denn wenn jemand fragt, wo er sich in den vergangenen Jahren aufgehalten hat, muss er wahrheitsgemäß antworten: in der hoch gesicherten Psychiatrie im westfälischen Lippstadt-Eickelborn. Als Patient.

Wenn dieser Jemand es ganz genau wissen will und weiterfragt, muss Suttner zugeben, dass er ein Serientäter ist. Er hat mehrere Mädchen zwischen zehn und zwölf Jahren an abgelegene Orte gezerrt und vergewaltigt. In einigen Fällen kam es zur Nötigung, die Vergewaltigung blieb jedoch aus. Friedbert Suttner ist der böse Mann, vor dem Eltern ihre Kinder warnen.

Suttner sagt: „Ich bin heute ein anderer Mensch als damals.“ Das glauben auch seine Therapeuten, die ihn in der Eickelborner forensischen Psychiatrie betreuen. Nach gut 20 Jahren hinter einer sehr hohen Mauer müsse man auch über eine neue Chance, ein Leben in Freiheit, nachdenken, finden sie. Deshalb könnte es sein, dass er in absehbarer Zukunft die Klinik unter Auflagen als freier Mann verlässt.

Wohlmeinende wie sein Betreuer, der Sozialpädagoge Heinz-Theo Kläne, raten ihm für die Zeit in Freiheit zu einem sparsamen Umgang mit der Wahrheit. Die Leute, die sich um ihn kümmern, waren es auch, die ihm rieten, im SPIEGEL seinen richtigen Namen nicht zu nennen. Die Heimlichtuerei ist nicht frei von Ironie, denn in den vergangenen 20 Jahren verging kaum ein Tag, an dem Suttner nicht dazu angehalten wurde, die Wahrheit zu akzeptieren: dass er seine Fantasien auf entsetzliche Weise an Kindern ausgelebt hat.

Entsprechend gilt seine offensive Ehrlichkeit als Therapieerfolg. Doch nun steht sie ihm im Weg. Es gibt wahrscheinlich nicht allzu viele Menschen, die ihn in ihrer Nachbarschaft tolerieren würden. Wie glaubwürdig ist es, wenn Suttner nach über zwei Jahrzehnten hinter Gittern sagt: „Ich finde ganz schlimm, was ich damals gemacht habe“?

Suttner ist bereit, über sein Leben zu sprechen, auch über seine Taten. Ehrlich, so, wie er es sich vorgenommen hat. Was er zu berichten hat, ist in großen Teilen dokumentiert, und auch das wenige, das nicht verbürgt ist, sei glaubhaft, sagen die Psychologen. Man kann ihn treffen in Haus Nummer 3 auf dem Gelände der Eickelborner Psychiatrie. Hier lebt Suttner Tür an Tür mit zum Teil schwerstgestörten Tätern, die auch nach etlichen Jahren in der Maßregelvollzugsklinik kaum eine Perspektive auf ein Leben in Freiheit besitzen.

Suttner sagt Sätze wie „Was ich getan habe, dafür bin nur ich verantwortlich“ oder „Ich stehe zu dem, was ich meinen Opfern angetan habe“. Wie er spricht, reflektiert und abgeklärt, das irritiert. Alles klingt vernünftig – so vernünftig, dass man versucht ist zu glauben, Suttner habe es auswendig gelernt. Seine Betreuer wissen, dass er so wirken kann, und sie haben eine Erklärung dafür: „Er hatte für seine Taten keine Sprache, als er zu uns kam. Die Art, sich auszudrücken, hat er erst im Laufe der Therapien gelernt“, sagt der Eickelborner Psychologe Wolfgang Brodd.

Die mögliche Entlassung Suttners aus der Psychiatrie wäre ein Testfall für eine der umstrittensten Institutionen, die es in Deutschland gibt: den Maßregelvollzug. Der Begriff klingt nach Prügelstrafe in einem wilhelminischen Jugendinternat. Dabei ist die Idee hinter dem sperrigen Wort erfreulich modern: Psychisch kranke Täter, die schreckliche Verbrechen begangen haben, verschwinden nicht für immer in einem dunklen Loch, auch sie erhalten die Chance auf Besserung.

Nur ist der Staat mit dieser Rechtsauffassung weit fortschrittlicher als etliche seiner Bürger. Suttner ist kein Gustl Mollath, dem es gelang, sich als Opfer einer erbarungslosen Verschwörung zu inszenieren. Hier geht es um einen Triebtäter, und es würde wohl nicht allzu viele Menschen ernstlich beunruhigen, wenn Friedbert Suttner für immer hinter Gittern bliebe.

Wenn eine neue Klinik für psychisch kranke Straftäter gebaut werden soll, wird das zumeist von wütenden Protesten der Anwohner begleitet. Wie zuletzt im nordrhein-westfälischen Lünen, wo mitten in der Stadt eine forensische Psychiatrie geplant ist. Dabei geht es häufig um Eigentum – es wirkt sich nicht positiv auf den Wert eines Grundstücks aus, wenn nebenan Psychopathen wohnen.

Aber die Sorge von Eltern, die wegen Vergewaltigern auf Ausgang Angst um ihre Kinder haben – ist die nicht berechtigt?

Nahlah Saimeh, die Ärztliche Direktorin des LWL-Zentrums für Forensische Psychiatrie Lippstadt, hält eine Rechnung dagegen: Mehr als 12 000 sogenannte Lockerungen gibt es jedes Jahr in Eickelborn. Dazu zählt etwa, wenn ein Psychiatriepatient das Klinikgelände verlassen darf, um Verwandte zu besuchen.

Pro Jahr kommt es dabei durchschnittlich zu vier „Entweichungen“ – das bedeutet allerdings nicht, dass sich der Patient gleich auf der Flucht befindet. In der Forensik in Eickelborn wird schon Alarm ausgelöst, wenn ein Patient auf Ausgang die festgelegte Zeit seiner Rückkehr um ein paar Minuten überzieht, weil er einen Bus verpasst hat.

Allerdings weiß man nirgendwo so gut wie in Eickelborn, dass schon eine einzige

Abweichung von einer vieltausendmal erprobten Regel verheerende Konsequenzen haben kann.

Einst lagen die Gründerzeitvillen, in denen die Patienten bis heute untergebracht sind, in einer Art Park. Bürger spazierten arglos über das Gelände und plauschten mit den Klinikbewohnern, die sich zum Rauchen aus den Fenstern lehnten. Freigänge wurden vergleichsweise lax gehandhabt. Es sei das „Zeitalter therapeutischer Anma-ßung“ gewesen, wie Saimeh es heute nennt.

Dann kam der Oktober 1990, und die 13-jährige Sandra Einhoff wurde von einem Klinikpatienten vergewaltigt und dann erschlagen.

Knapp vier Jahre darauf folgte die zweite Katastrophe: Im September 1994 wurde



Betreuer Kläne

DOMINIK ASBACH / DER SPIEGEL

„Wir Therapeuten sollen eine Garantie abgeben, dass nie mehr was passiert. Das können wir aber nicht.“

die siebenjährige Anna-Maria Eberth vergewaltigt, dann erstochen.

Das Entsetzen über diese Taten hält in Eickelborn bis heute an. „Das hier ist ein traumatisierter Ort“, sagt Saimeh, „die Opfer haben Sie immer im Gepäck.“

Das ehemals offene Klinikgelände wurde in einen Hochsicherheitsbereich umgewandelt – mit Schleusen und einem fünf Meter hohen Zaun aus Plexiglas, den das SEK der Polizei als „unüberwindbar“ einstuft.

Doch was nutzen meterhohe Zäune, verriegelte Türen, Stacheldraht und Polizisten, wenn sich das Kliniktor für einen Mann wie Friedbert Suttner ganz offiziell und mit dem Segen von Justiz und Klinikleitung öffnet?

In Eickelborn gilt Suttner als Musterpatient. Er hat den Putzdienst in Haus 3 übernommen. Er kauft für Mitpatienten ein, zieht im Garten Tomaten und teilt sich sein Zimmer mit einem anderen Patienten. „Suttner ist erstaunlich gut in der Lage, unter diesen Bedingungen gewaltfrei zu leben“, sagt Betreuer Kläne. Das war nicht immer so.

In den ersten Jahren in Eickelborn fiel er regelmäßig durch aggressive Ausbrüche auf. Er brüllte, warf Gegenstände und beschimpfte und bespuckte die Pfleger. „Er ist sehr impulsiv, das ist Teil seiner Persönlichkeitsstörung“, sagt Kläne.

Zum Zeitpunkt seiner Taten sei er deshalb nur „vermindert steuerungsfähig“ gewesen, wie Gutachter ihm attestierten. Aus diesem Grund wurde er nicht, wie zunächst von der Staatsanwaltschaft gefordert, zu fünf Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt. Stattdessen kam er nach Eickelborn, in den Maßregelvollzug.

Für jeden halbwegs normalen Menschen würden der Verlust der Freiheit und die Einlieferung in die Welt der forensischen Psychiatrie einen enormen Schock bedeuten. Für Suttner war es die konsequente Fortsetzung seines bisherigen Lebens. Der heute 49-Jährige hat nur einen geringen Teil seines Lebens selbstbestimmt verbracht – eine Zeitspanne, die sich eher nach Monaten als nach Jahren bemisst.

Schon wenige Tage nach seiner Geburt im Jahr 1966 holte das Jugendamt Friedbert von zu Hause weg. Seine Eltern waren ein in Lippstadt berühmtes Alkoholikerpaar. Suttner hat zehn Geschwister, die sein Schicksal teilten; allerdings lernte er von diesen Kindern nur eine Schwester näher kennen.

Bis heute weiß er nicht, wer ihm seinen Vornamen gab. Sein Zuhause waren vom Säuglingsalter an Kinderheime. Die längste Zeit verbringt er im Bispinghof im westfälischen Nordwalde, das evangelische Ordensschwwestern despotisch führen. Wenn Suttner nicht pariert, verdreschen ihn die Aufseherinnen mit der metallenen Unterseite eines Teppichklopfers. Mitunter sperren sie Suttner tagelang in eine Kammer und schieben ihm Essen durch eine kleine Luke am Boden.

Von älteren Heimbewohnern wird Suttner wiederholt vergewaltigt. Mit 14 beginnt er sich zu wehren. Eine Ordensschwester, die ihn züchtigen will, schlägt er krankenhauserreif. Einer zweiten Schwester, die ihrer Kollegin zu Hilfe eilt, droht er: „Mach was, und ich schlag dich tot.“

Als einige ältere Heimkinder ihm nachts wieder zu Leibe rücken wollen, springt Suttner mit einem Stuhlbein bewaffnet aus dem Bett. „Ich habe die schon erwartet und aus dem Zimmer geprügelt“, erzählt

er. Von da an wird er nicht mehr behelligt. Doch eine Facette seines Charakters hat sich bereits auf fatale Weise verschoben: sein Blick auf Frauen.

In ihnen sieht er starke, übermächtige Gestalten, die ihm Angst einjagen. Er sehnt sich zwar nach einer Partnerin, traut sich aber an Gleichaltrige nicht heran. Seine Fantasien werden zunehmend von Frauen beherrscht, die ihn zurückweisen. In Gedanken konstruiert er sich einen monströsen Ausweg aus diesem Dilemma: Er stellt sich vor, die Frauen hätten ein Kind, mit dem er all das ausleben kann, was ihm dessen Mutter verwehrt.

Heinz-Theo Kläne erklärt Suttners Gedankengang so: „Er war unfähig, mit Konflikten angemessen umzugehen. Deshalb wollte er eine Partnerin finden, mit der es diese Probleme nicht gibt.“ Das waren kleine Mädchen.

Irgendwann habe er sich völlig zurückgezogen und nur noch seine Fantasien im Kopf gehabt, sagt Suttner. Doch das reichte ihm bald nicht mehr. „Die Fantasien haben mich so gefesselt, dass ich unbedingt zur Tat kommen wollte.“

Als er seine erste Tat begeht, ist Suttner Anfang zwanzig. Damals lebte er erst seit kurzer Zeit in einer Pflegefamilie. Zu einem eigenständigen Leben war der Heimzögling nicht fähig. Schon die erste Opfersuche kündigt er wie alle folgenden mit einem Satz an, den seine Pflegeeltern nicht als Warnsignal verstehen: „Ich gehe Fahrrad fahren.“

Wenn Suttner Fahrrad fahren ging, nahm er stets ein Seil und ein Messer mit. Diese Utensilien lagen immer griffbereit in seinem Zimmer, und niemand wunderte sich darüber. Er fuhr bis zu 80 Kilometer mit dem Rad, um in fremder Umgebung unerkannt zu bleiben. Dann suchte er nach einem Opfer.

„Das Mädchen musste schon zu dem Gesicht in meiner Fantasie passen“, sagt Suttner. „Es konnten drei, vier Mädchen vorbeifahren, die nicht passten.“ Hatte er ein Opfer gefunden, zwang er es an einen abgelegenen Ort, beispielsweise in ein Maisfeld. „Ich habe denen angedroht: Wenn du nicht tust, was ich dir sage, dann bringe ich dich um.“

Im Dezember 1990 verurteilte ihn das Landgericht Münster erstmals wegen sexueller Straftaten an Kindern in vier Fällen zu zwei Jahren Haft. Suttner sitzt die Strafe ab, seinen Mithäftlingen erzählt er allerding, er habe eine Bank ausgeraubt; er weiß, dass Kinderschänder hier gern der Selbstjustiz zum Opfer fallen.

Nach seiner Entlassung verlässt er lange sein Zimmer nicht. Bis er erneut Fahrrad fahren geht. Seine Pflegemutter ist froh darüber, dass er wieder unter Leute kommt. Die Warnsignale erkennt sie auch diesmal nicht.

Es folgen drei weitere sexuelle Übergriffe auf kleine Mädchen. Im Mai 1995 wird er in die forensische Psychiatrie in Eickelborn eingewiesen.

Ist Friedbert Suttner jetzt nicht mehr gefährlich?

„Er hat hier sehr aufwendige Therapieverfahren durchlaufen“, sagt Kläne. Die Symptome seiner Persönlichkeitsstörung seien noch vorhanden, aber inzwischen deutlich abgeschwächt. Suttner musste in den Sitzungen seine eigenen Taten immer wieder aus dem Blickwinkel seiner Opfer schildern. Er musste darüber Auskunft geben, was ihn sexuell erregt, seine Fantasien bis ins Detail offenlegen.

Den Punkt, an dem bei den meisten gesunden Menschen die natürliche Scham



Sexualstraftäter Suttner

DOMINIK ASBACH / DER SPIEGEL

„Ich habe meine Opfer nicht gepeitscht, nicht gewürgt, ich habe keine Zigaretten auf ihnen ausgedrückt.“

einsetzt, hat er im Zuge dieser Sitzungen weit hinter sich lassen müssen. Jeder Winkel seiner Sexualität wurde ausgeleuchtet und in diversen Berichten vermerkt. „In Übereinstimmung mit allen bisherigen Gutachtern gehen wir nicht von einer Pädophilie aus“, sagt Kläne.

Nur: Das bedeutet nicht zwangsläufig, dass er keine Gefahr mehr für Kinder darstellt. „Wir Therapeuten sollen eine Garantie abgeben, dass nie mehr was passiert“, sagt Kläne. „Das können wir aber nicht.“

Suttner sagt: „Der Unterschied zu früher ist, dass in meinen Fantasien keine Gewalt mehr vorkommt.“ Und: „Die Angst vor Frauen hat sich bei mir aufgelöst.“ Ob das

reicht, um ein Leben Suttners in Freiheit zu rechtfertigen, gehört zu der schwierigen Abwägung der Verantwortlichen in Eickelborn – und sie haben abgewogen. Sie glauben, dass bei Suttner erhebliche Lockerungen gerechtfertigt sind, die in naher Zukunft in eine Entlassung münden könnten.

Vor zweieinhalb Jahren jedoch erstellten unabhängige Experten ein neues Gutachten. In dieser Beurteilung war erstmals die Rede davon, dass Suttners Delikte womöglich von sexuellem Sadismus motiviert waren; eine Auffassung, die von den Eickelborner Therapeuten nicht geteilt wird. „Er hat zwar Gewalt angewendet, aber nur in dem Rahmen, in dem er es brauchte, um seine Interessen durchzusetzen“, meint Kläne.

Aber der Therapeut sagt auch: „Wenn ein Gutachten so etwas anspricht, müssen wir das ernst nehmen.“ Ein neues Gutachten soll dies nun klären. Dazu muss eine Frage beantwortet werden, die das durchschnittliche Rechtsempfinden auf die Probe stellt: Denn Suttner hat die Mädchen zwar vergewaltigt oder genötigt, aber hat er sie im psychiatrischen Sinne auch gequält?

Unerheblich ist für diese Bewertung, dass es nach den Regeln des gesunden Menschenverstands bereits ein erhebliches Maß an Sadismus erfordert, Kinder in Todesangst zu versetzen und sich an ihnen zu vergehen.

Suttners Schicksal wäre besiegelt, würde sich die These einer sadistischen Neigung bestätigen. „Sexuellen Sadismus zu behandeln ist fast unmöglich“, sagt Kläne.

„Ich kann das absolut nicht nachvollziehen“, sagt Suttner. „Ich habe meine Opfer nicht gepeitscht, ich habe sie nicht gewürgt, ich habe keine Zigaretten auf ihnen ausgedrückt.“

Wer zuhört, wie der Täter über seine Taten spricht, kann den Eindruck gewinnen, dass er vom Leben eines anderen berichte. Tatsächlich, meint Suttner, habe er nicht mehr viel mit dem Mann gemein, der einst die Mädchen vergewaltigte.

Aber Suttner weiß auch, dass er trotz seiner Beteuerungen möglicherweise doch nicht freikommt. In diesem Fall würde er versuchen, bessere Bedingungen für sich auszuhandeln. „Ich will dann ein angenehmes Leben haben“, sagt er. Das bedeutet für ihn: keine Teilnahme mehr an therapeutischen Sitzungen, denn, wie er sagt: „Irgendwann ist man austerapiert.“

Außerdem möchte er ein eigenes Zimmer haben – ein Privileg, das ihm in seinem Leben noch nicht oft zuteilwurde. Er würde weiter die Station putzen, beim Discounter in Lippstadt einkaufen gehen und seine Tomaten im Garten pflegen. Bis er stirbt.

Suttners Leben würde dann so enden, wie es begonnen hat: in einer geschlossenen Einrichtung.

Frank Thadeusz

Lang und breit

Humanbiologie Von Generation zu Generation wurden die Deutschen größer. Doch damit ist jetzt Schluss – nun wächst vor allem der Wabbel drum herum.

Ach, sind die Kinder wieder groß geworden – mit jeder Generation sind die Deutschen in die Höhe geschossen. Seit dem 19. Jahrhundert haben sie jedes Jahrzehnt um ein, zwei Zentimeter zugelegt. Teenager überragen ihre Eltern, das ist völlig normal.

Doch jetzt scheint der Trend gebrochen. „Wir haben das Plateau erreicht“, sagt der Evolutionsmediziner Frank Rühli, 44. Gemeinsam mit Kollegen von der Universität Zürich hat er neue Zahlen aus Deutschland ausgewertet, und die zeigen keine Größenzunahme mehr. Zwischen 1956 und 2010 war die Körperhöhe von 19 Jahre alten Männern zwar noch einmal um knapp 6,5 Zentimeter gestiegen, jedoch flachte die Kurve in den Neunzigerjahren deutlich ab und stieg zuletzt gar nicht mehr: Nun hängt sie bei einem Durchschnittswert von 180 Zentimetern.

Musterungsdaten aus der Schweiz zeigten den gleichen Trend, sagt Rühli. In beiden Ländern „könnte das genetische Maximum des menschlichen Wachstums erreicht sein“.

Wie groß ein Mensch wird, das bestimmen zu etwa 85 Prozent die Gene. Aber der Genpool der Allgemeinbevölkerung verändert sich nur extrem langsam, auch mögliche Effekte durch Einwanderung von Volksgruppen mit kleiner Statur schlagen sich in den Daten noch nicht nieder.

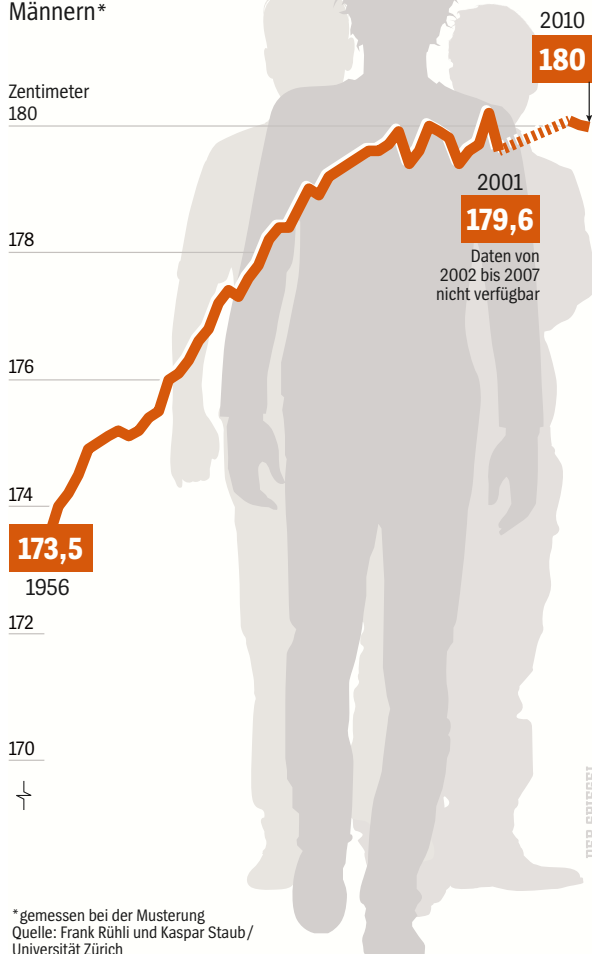
Bleiben die Umwelteinflüsse. Obwohl diese nur 15 Prozent ausmachen, können sie zu erstaunlichen Ausschlägen führen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts maßen die Männer in den Niederlanden im Durchschnitt 165 Zentimeter – ihre männlichen Nachfahren sind heute 185 Zentimeter lang; die Frauen länger als 170 Zentimeter. Das macht die Niederländer zum größten Volk der Welt. Womöglich wirkten da Milch und Gouda als Wachstumsturbo.

Umgekehrt kann Elend ein Volk klein halten. So lassen Nordkoreas Diktatoren, einer nach dem anderen, ihre Untertanen darben. Diese sind deutlich kürzer als die Schwestern und Brüder im reichen Südkorea. Im geteilten Deutschland spiegelte sich die Systemzugehörigkeit ebenfalls im Körperbau. Männer im Westen waren durchschnittlich zwei Zentimeter größer als die im Osten. Allerdings – auch das offenbart die Studie aus Zürich – haben die Bürger aus dem Gebiet der ehemaligen DDR den Rückstand bereits aufgeholt.

Stress kann die körpereigenen Wachstumshormone unterdrücken. Sexuell missbrauchte Kinder bleiben kleiner; Ärzte sprechen von „psychosozial bedingtem Kleinwuchs“. Körperliche Erkrankungen stehen dem Gedeihen ebenfalls im Weg. Wenn ein Kind etwa mit einer schweren Entzündung im Bett liegt, dann steckt der Körper seine Energie nicht ins Größenzunehmen, sondern in die Heilkräfte. Nach der Genesung kommt es zwar zu einem rascheren Aufholwachstum, jedoch kann es das Versäumte nicht immer ganz ausgleichen.

Grenze erreicht?

Durchschnittliche Körpergröße von 19-jährigen deutschen Männern*



Auch der soziale Status wirkt sich aus. Das haben Wissenschaftler der Universität Tübingen und des Gesundheitsamts Brandenburg belegt, als sie die Daten von 250 000 Erstklässlern aus den Jahren 1994 bis 2006 untersuchten. Kinder, deren Eltern einen Job hatten, waren im Durchschnitt 1,5 Zentimeter größer als der Nachwuchs arbeitsloser Eltern. Die Ausbildung der Mutter spielte ebenfalls eine Rolle: Kinder von Frauen mit Abitur waren 1,1 Zentimeter größer als Kinder von Frauen ohne Realschulabschluss.

Diese statistischen Zusammenhänge erlauben natürlich keine Rückschlüsse auf ein bestimmtes Individuum, weil dessen Körpergröße immer auch genetisch vorbestimmt ist. Doch in der Gesamtheit verrät die Körperhöhe, wie gut oder schlecht es um eine Gesellschaft steht. Bisher galt immer: je größer, desto besser. Mit jedem Zentimeter, den ein Volk zulegte, stieg die mittlere Lebenserwartung um ungefähr 1,2 Jahre.

In einer Gesellschaft müssen offenbar 150 Jahre lang, also über sechs Generationen hinweg, zuträgliche Bedingungen herrschen, bevor das genetische Höhenpotenzial der Einwohner ausgeschöpft ist. In Deutschland und der Schweiz scheint dieser Moment gekommen. Mit 178 Zentimetern liegt die Durchschnittshöhe bei den jungen Männern in der Schweiz geringfügig unter jener der jungen Männer in Deutschland. Im Grenzgebiet rund um den Bodensee sind die Einwohner beider Länder ähnlich groß.

Dennoch wachsen die Generationen weiter – nicht mehr in die Höhe, sondern in die Breite. Das haben die Wissenschaftler der Universität Zürich erkannt, als sie das Gewicht und den Body-Mass-Index der Rekruten seit 1956 untersuchten. Demnach wurden die Jahrgänge allmählich fett, mit zwei besonders dynamischen Schüben: Ende der Achtzigerjahre, als Fast-Food-Ketten in Deutschland stärker aufkamen; und zu Beginn des neuen Jahrtausends, als Computer und das ewige Starren aufs Smartphone die Leute zum Stillsitzen verführten.

Die endlose Kalorienflut hat einen neuen Weg gefunden, den Körper zu formen. Weil nicht mehr aufgestockt werden kann, wird rundherum angebaut. Nach den Ergebnissen der Zürcher Forscher waren 2010 rund 20 Prozent der deutschen Wehrpflichtigen übergewichtig, weitere 8,5 Prozent sogar fettleibig. Hier kommt das dicke Ende noch – bei welchem Umfang stößt der Bauch an sein biologisches Maximum?

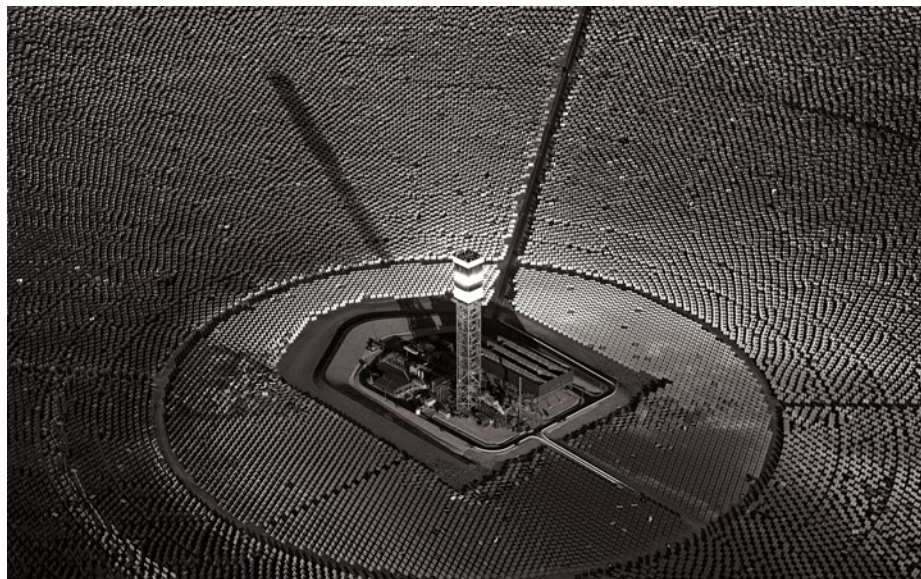
Jörg Blech

Mail: joerg.blech@spiegel.de, Twitter: @joergblech

Bildbände

Wüsten- sonnwende

Spiegel zeigen uns eigentlich, wie etwas aussieht. Mitten in der kalifornischen Wüste allerdings stehen auf mehr als 14 Quadratkilometern 347 000 Spiegel, die etwas ganz anderes zeigen: die Zukunft. Über Jahre hinweg hat der Fotograf Jamey Stillings den Bau einer der größten und umstrittensten Solaranlagen der Welt aus der Luft dokumentiert. Jetzt sind seine Fotos in einem Bildband zu sehen, „The Evolution of Ivanpah Solar“ (Steidl Verlag; 65 Euro). Manche sehen aus, als wäre darauf die Kaaba in Mekka zu Zeiten der Hadsch zu sehen, andere erinnern an das Kapitol aus der Filmreihe „Die Tribute von Panem“. Stillings' Bildstrecke folgt dem Motto „Changing Perspectives“ – nicht nur, weil Ivanpah Solar mit der Hoffnung aufgeladen ist, unsere Energiegewinnung zu revolutionieren; sondern auch, weil das Buch den Wandel der Mojave-Wüste abbildet, jenes unwirtlichen Teils der USA, dessen größte Sehenswürdigkeit bislang wohl das Death Valley war. mke



Jamey-Stillings-Aufnahmen des Ivanpah-Solkraftwerks in Kalifornien

Kino

Gagschleuder

In der Mode ist nichts ewig tot, doch bis zu einer glaubwürdigen Wiederauferstehung von, sagen wir, der Caprihose können Dekaden vergehen. Insofern passt es, dass auch der vielleicht beste aller Modofilme erst nach 15 Jahren eine Fortsetzung bekommt: „Zoolander 2“ (Start: 18. Februar) von Ben Stiller feiert das Comeback des doofen, aber liebenswerten Männermodells Derek Zoolander (Stiller), der wieder mit seinem Erzrivalen und besten Freund Hansel (Owen Wilson) dem bösen Designer Mugatu (Will Ferrell) das Hand-

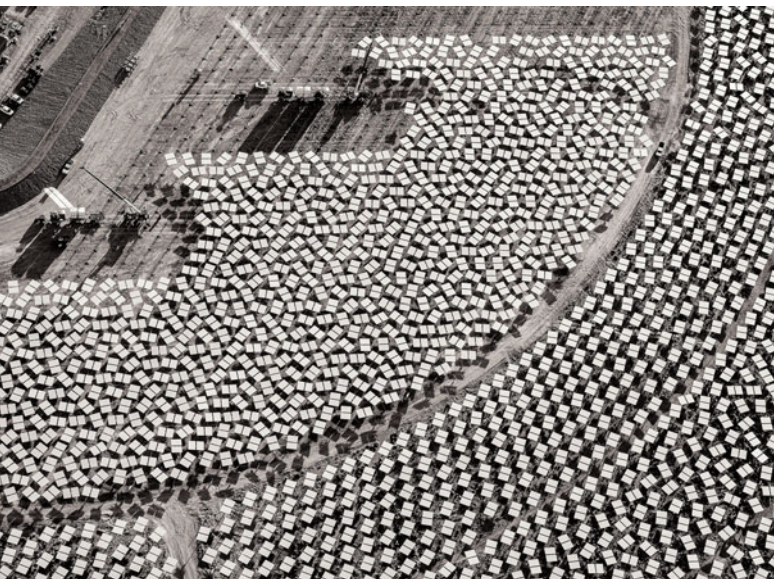
werk legen soll. Neu dabei ist Penélope Cruz als Fashion-Polizistin von Interpol, dazu läuft eine endlose Karawane

an Gaststars von Justin Bieber bis Anna Wintour durchs Bild. Teil eins war damals eine treffsichere Satire auf



Stiller, Cruz, Wilson in „Zoolander 2“

die verlogene Welt der Mode und ein Appell, den ganzen Zirkus nicht so ernst zu nehmen. Doch in dieser Welt blicken heute Trash-Idole wie Kim Kardashian vom Cover der „Vogue“, und Popstars wie Rihanna bringen Sockenkollektionen heraus – so viel unfreiwillige Selbstparodie kann Satire nicht übertreffen. Und so beschränkt sich „Zoolander 2“ darauf, dem Publikum ohne Pause Gags entgegenzuschleudern, die zwar oft ganz witzig sind, aber keinen erkennbaren Angriffspunkt mehr haben. Außer Justin Bieber vielleicht, aber der ist als Zielscheibe dann doch ein bisschen zu leicht zu treffen. das



FOTOS: JAMEY STILLINGS

Nils Minkmar Zur Zeit

Welt im Schuhkarton



Im Haus gegenüber wurde die Wohnung eines alten Schneidermeisters aufgelöst. Möbel standen am Straßenrand, man konnte aber auch hineingehen und sich etwas aussuchen, alles wurde verschenkt. Die Wohnung war eine Art Zeitkapsel, die plötzlich geöffnet wurde. Es gab eine Musiktruhe, Gummibäume, Vitrinen und ein weißfurniertes Schlafzimmer. Ich nahm einen Schuhkarton voller Karten an mich, er trug die Aufschrift: „Ansichtspostkarten von unseren Urlauben“. Die ersten Karten waren von 1947, die letzte aus dem Jahr 2008. Fast alle ohne Text und ohne Briefmarke, es handelte sich um Souvenirs.

Die Karten zeigen Gebirgskämme, Städte aus der Vogelperspektive, geometrisch korrekte Nachkriegsbauten und kaum je einen Menschen. Es sind Destinationen berücksichtigt, die heute völlig unbekannt sind, Schlangenbad, Bad Krozingen oder Nierstein am Rhein. Dafür fehlen die beliebten Reiseziele unserer Tage. Man sieht keinen Strand, keinen Sonnenuntergang und Palmen nur von der Insel Mainau im Bodensee. Heute halten wir weltweiten Spaß für eine Art Menschenrecht. Doch so ist es erst seit Kurzem. Für meinen unbekanntes Nachbarn sollte sich die Welt nach dem Motto des Buchs von Ludwig Harig zeigen: „Ordnung ist das ganze Leben“. Neue, breite Straßen gaben den weiten Wäldern eine Struktur. Ein Parkplatz, aus der Luft fotografiert, wirkte wie ein Tribut an die menschliche Tüchtigkeit. Sechs Postkarten zeigen Heidelberg, fünf davon das Schloss und eine den Hauptbahnhof: In klaren Linien, mit hohen Fenstern und flachen Dächern dokumentiert das neue Deutschland, dass es nichts mehr zu verbergen hat.

Die Reiseziele reichen von Aachen bis Wien. Einmal ist das Mittelmeer abgebildet, einmal der Eiffelturm, aber das sind frankierte Karten, die Freunde geschickt haben. Eine Freundin hat es mit Fernreisen, sie schreibt einmal aus Costa Rica und auch aus Berlin. Exotische Tiere finden sich nur auf einer Karte: zehn Pinguine von der Bundesgartenschau in Karlsruhe 1967. Autos sind in fast jeder Stadtansicht zu sehen, gutmütige, gewölbte Modelle mit dicken Reifen. Damals war der Mensch noch ganz Landsäugetier, nur dreimal sieht man das sauber eingehetzte Blau eines Freibads. Eine nächtliche Stadtansicht mit Leuchtreklame gibt es, natürlich aus Wien – Wien war ja damals New York, Bangkok und Shanghai zugleich. Aus der Welt der internationalen Prominenz findet sich ein Autogramm von Maria und Margot Hellwig, die Politik ist mit dem Berghof Adolf Hitlers vertreten: Aus Berchtesgaden zeigt eine Karte, wie es vorher aussah, also beschaulich und geordnet, mit dem wesentlichen Kennzeichen des schönen Lebens – gepflegten roten Blumen. Darunter zeigt die Karte das Danach, als die Alliierten fertig waren: eine deprimierende Ruine.

Diese Karten haben eine Botschaft: Glück ist eine saubere und wohlgeordnete Welt mit Parkplätzen, Geranien und einer Fontäne, die aus einem Weiher sprudelt. Menschen meidet man besser. So wie der verstorbene Nachbar sehen noch viele ältere Deutsche die Welt. Die Flüchtlinge versetzen sie in Panik. Ich glaube, die ist nicht begründet. Aber wer sagt es ihnen? Und wem vertrauen sie?

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.

Deutschpop Schwermut mit sexy

Die Zeit ist aus den Fugen oder, wie es diese Band ihrer Gegenwart entgegenruft: „Und aus den Wolken tropft die Zeit“. So heißt das Debütalbum von Isolation Berlin, das am kommenden Freitag beim Label Staatsakt erscheint, und natürlich klingt das sehr schön. Überhaupt: Man kann diese Songs, diese zwölf hysterisch-elegischen Zeitgeisthymnen, auch hören wie Kurzgeschichten. Es sind sehr plastische und klare Texte, und sie passen zur sehr angenehmen und klaren Musik: No-Nonsense-Bürgerkinder-Pop. „Aufstehn, Losfahn,

Tränen in der U-Bahn, rote Nase, Schnapsflasche, beide Hände in die Taschen“, das ist die privatisierte Poesie des Jahres 2016, „in den Baumesswipfeln rauscht die Nostalgie, und hinter Häuserreihen laert die Melancholie“. Isolation Berlin ist wie Wanda ohne Machismo, wie Tocotronic ohne Theorie, wie Schwermut mit sexy. Sie singen Liebeslieder an sich selbst, denn das Gegenüber, die Welt, ist längst verloren. Und so sind sie allein, isoliert, „und der Schlachtensee ist lang und auch ohne dich ganz schön“. Sie ist grau, diese Zeit, sie ist bunt, sie ist banal und besonders. Es ist wie immer, nur lauter. god

„Der Islam hat die Poesie getötet“

SPIEGEL-Gespräch Vor der Verleihung des Remarque-Friedenspreises wehrt sich der syrische Lyriker Adonis gegen seine Kritiker. Er meint, nur die Trennung von Staat und Religion könne die Konflikte der arabischen Welt lösen.



JEROME BONNET / DER SPIEGEL

Dichter Adonis im Januar in Paris: „Nach fünf Jahren steht der sogenannte Arabische Frühling vor dem Scheitern – ein Frühling ohne Schwalben“

Die geplante Auszeichnung des in Syrien geborenen Schriftstellers **Adonis** mit dem Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis der Stadt Osnabrück hatte im vergangenen Jahr heftigen Streit ausgelöst. Die Ehrung, die schon im November hätte stattfinden sollen, wird nun am 19. Februar nachgeholt. Die Proteste von Menschenrechtsaktivisten und Kritikern des syrischen Regimes sind nicht verstummt. Im SPIEGEL erhob der 1980 aus dem Irak nach Deutschland geflohene Autor Najem Wali seinen Einspruch (47/2015). In der Kontroverse geht es vor allem um das politische Denken von Adonis und seine ablehnende Haltung zum syrischen Widerstand. Adonis, die mythologische Figur, die Schönheit, Liebe, Tod, Wiedergeburt und Fruchtbarkeit symbolisiert, ist das Pseudonym von Ali Ahmad Said Esber, 86. Er lebt in Paris und gilt als der bedeutendste lebende Dichter arabischer Sprache. Adonis wurde mehrmals als Anwärter für den Literaturnobelpreis genannt und erhielt 2011 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt. Zuletzt erschien von ihm auf Französisch der Gesprächsband „Violence et Islam“ („Gewalt und Islam“; Editions du Seuil). Darin beschäftigt er sich mit der arabischen Zivilisation und dem sakralisierten Charakter der Gewalt.

SPIEGEL: Adonis, haben Sie überlegt, den Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis abzulehnen, nachdem die Stadt Osnabrück die Verleihung wegen der heftigen Proteste verschoben hatte?

Adonis: Warum hätte ich verzichten sollen? Ich kann keinen vernünftigen Grund dafür erkennen.

SPIEGEL: Als Dichter sind Sie unumstritten, in der Politik aber provozieren Sie mit Ihrer Haltung zum syrischen Bürgerkrieg und Ihrer Fundamentalkritik am Islam. Der Name des leidenschaftlichen Pazifisten Remarque steht mehr für einen politischen als für einen literarischen Preis.

Adonis: Auch ich bin leidenschaftlicher Pazifist. Ich lehne Gewalt ab. Mein dichterisches Werk hat eine politische Dimension – sogar eine eminent politische, wenn auch untergründige, weil es einen Bruch mit der vorherrschenden arabischen Kultur darstellt. Poesie verliert ihren Sinn, wenn sie aufhört, nach der Wahrheit zu suchen. Poesie ist eine Frage, wie übrigens auch die Mythologie, der sie ähnelt. Religion dagegen ist eine Antwort. Deshalb sage ich, dass Dichtung eine Dekonstruktion der Religion ist.

SPIEGEL: Wahre Dichtung ist immer subversiv?

Adonis: Das Schöpferische an ihr ist die Fähigkeit, eine andere Welt zu entwerfen. Sie ist ihrem Wesen nach ein utopisches Projekt. Für die arabische Kultur gibt es keine Hoffnung, die auf der Kontinuität der Vergangenheit beruht. Die arabische Gesellschaft ist heute die Bühne eines schrecklichen Schauspiels von Gewalt und



Kämpfer der Freien Syrischen Armee: „Wiederkehr der Unterdrückung in anderer Form“

Tod. Der Fäulnisprozess ihrer Institutionen ist unaufhaltsam. Die Zäsur muss radikal sein. Wir brauchen eine neue Lesart unserer Kultur, eine neue Ordnung der Dinge, wie Michel Foucault es genannt hat, ein neues Verhältnis des Menschen zur Welt und zum Fortschritt.

SPIEGEL: Mit dieser Einstellung müssten Sie der Paradedissident schlechthin sein.

Adonis: Die Polemik um die Preisverleihung stützt sich auf Lügen. Ich bin bereit, mich der Diskussion zu stellen. Ich habe den Eindruck, dass meine Kritiker nicht lesen, was ich schreibe, und nicht hören, was ich sage.

SPIEGEL: Ihre Kritiker vermissen vor allem eine deutliche Stellungnahme gegen das syrische Regime und das von ihm entfesselte Massenmorden.

Adonis: In meiner Jugend habe ich mich ideologisch engagiert und politisch Partei ergriffen. Dieses Stadium habe ich hinter mir gelassen. Mir geht es nicht um ein politisches Ziel, sondern um die Freiheit des Menschen, um die Universalität seiner Würde und seiner Rechte.

SPIEGEL: Ist diese Entrücktheit in der jetzigen Lage nicht eine Flucht vor der Verantwortung?

Adonis: Jeder Mensch trägt Verantwortung für die Freiheit des anderen. Ich befinde mich seit Jahrzehnten im Widerstand gegen das Regime in Damaskus. Gerade deshalb kann ich mich nicht einer Opposition anschließen, in der ich nur dessen Kehrseite erkenne. Die arabische Erhebung ließ zu Beginn auf ein Erwachen hoffen, auf einen wunderbaren Aufbruch zu einer Gesellschaft der Freiheit, der Gleichheit und des Rechts. Nach fünf Jahren steht der sogenannte Arabische Frühling vor dem absoluten Scheitern: ein Frühling ohne Schwalben. Die Ereignisse haben gezeigt, dass es sich nicht um eine authentische Revolution handelte, sondern um einen schmutzigen Krieg, und dass dieser Kampf

um die Macht, statt sich gegen die Tyrannei zu richten, selbst eine Tyrannei geworden ist.

SPIEGEL: Sie relativieren schon wieder, indem Sie den Widerstand einfach als Spiegelbild des Regimes abtun. Sie können doch die Gewalt des Diktators nicht gegen die der Aufständischen aufrechnen. Eine solche Gleichsetzung entzieht jedem Freiheitskampf die Legitimation. Der Protest in Syrien, wie auch anderswo in der arabischen Welt, hatte mit gewaltfreien Demonstrationen begonnen. Assad ließ als Erster schießen.

Adonis: Gewiss. Aber eine Revolution, die eine wirkliche Veränderung, eine Befreiung herbeiführen will, darf nicht dazu beitragen, ihr Land zu zerstören und ins Chaos zu stürzen. Die Eskalation der Gewalt hat jenen Kräften zum Durchbruch verholfen, die zur größtmöglichen Brutalität entschlossen sind. Aus dem Licht der Hoffnung ist die Finsternis der Barbarei geworden. Eine Revolution, die beim Großwerden eines Monsters wie des „Islamischen Staats“ geholfen hat, muss ihre Voraussetzungen überdenken und ihre Grundlagen infrage stellen.

SPIEGEL: Auch das Assad-Regime verweist auf den Terror der IS-Dschihadisten, um die bewaffnete Opposition zu diskreditieren.

Adonis: Dieser Bürgerkrieg hat nichts mehr mit der Befreiung der Völker zu tun. Er kündigt die Wiederkehr der Unterdrückung in anderer Form an. Ein Regimewechsel ändert noch nicht die Gesellschaft, die dem Regime zugrunde liegt. Es reicht nicht, die Macht zu erobern, wenn der Kampf um sie entlang der Frontlinien zwischen Konfessionen, Stämmen, Ethnien ausgetragen wird. Demokratie bleibt unter diesen Umständen ein leeres Wort, eine Platzpatrone im ideologischen Gefecht.

SPIEGEL: Ohne Kulturrevolution bleibt die politische Öffnung eine Schimäre?

Adonis: Ohne ein Umdenken in den Köpfen führt das Stühlerücken an der Spitze des Staats zu nichts. Die Völker haben sich darauf konzentriert, die jeweiligen Machthaber zu stürzen. Wo sie einen Diktator losgeworden sind, wie in Ägypten, haben sie einen anderen bekommen und jubeln ihm schon wieder zu. Der Erneuerungswille müsste sich jedoch auf die Institutionen richten, auf die Fragen der Bildung, der Familie, der Stellung der Frau und der Autonomie des Individuums. Es fehlt das Nachdenken über die Schaffung einer wirklichen Zivilgesellschaft. Die arabische Geschichte ist eine Geschichte der Diktaturen und der Gewalt, nicht des Volkes.

SPIEGEL: Wie sollen die Fundamente einer demokratischen Zivilgesellschaft gelegt werden, wenn nicht zuvor die Diktatur beseitigt wurde?

Adonis: Eine demokratische Revolution kann in der arabischen Welt nur gelingen, wenn Religion und Politik getrennt werden. Ohne laizistisches Staatswesen keine Erneuerung und kein Fortschritt. Stattdessen haben sich religiöse Kräfte an die Spitze der revolutionären Bewegung gesetzt. Die organische Allianz zwischen Revolution, Gewalt und Islam war der erste Sündenfall, der Ruf nach Waffenhilfe des Auslands der zweite. Die arabischen Regierungen sind Marionetten in einem strategischen Spiel, das sie nicht beherrschen. Die Schirm- und Schutzherren der syrischen Rebellion sind die Vertreter eines verrotteten fundamentalistischen Systems, eines der schlimmsten auf der Welt, das jedoch die Protektion des Westens genießt.

SPIEGEL: Sie meinen Saudi-Arabien?

Adonis: Es lässt sich nicht bestreiten, dass Saudi-Arabien und Katar einen erheblichen Anteil an dem Desaster haben, das die arabische Welt gegenwärtig erlebt. Der wahre Revolutionär ist immer das freiheitsliebende Volk. In Syrien dagegen findet ein Stellvertreterkrieg von Söldnern um die strategische und ökonomische Kontrolle des Nahen Ostens statt.

SPIEGEL: In dem auf der Seite Assads Iran und Russland die Fäden in der Hand halten.

Adonis: Das leugne ich nicht. Der Nahe Osten war immer schon Schauplatz einer mithilfe lokaler und regionaler Verbündeter ausgetragenen Rivalität fremder Mächte. Wie sollen da am Ende Freiheit und Demokratie herauskommen? Die Araber haben seit 1950 viele Regimewechsel erlebt. Nirgendwo hat eine wahre Revolution stattgefunden. Ich kann deshalb nur wiederholen: Die arabische Revolution wird laizistisch sein, oder sie wird gar nicht sein. Soll doch die syrische Opposition, die mich attackiert, ein Manifest verfassen, das folgende Grundprinzipien aufzählt: erstens die Religionsfreiheit einschließlich der Freiheit, nicht zu glauben; zweitens die Gleich-

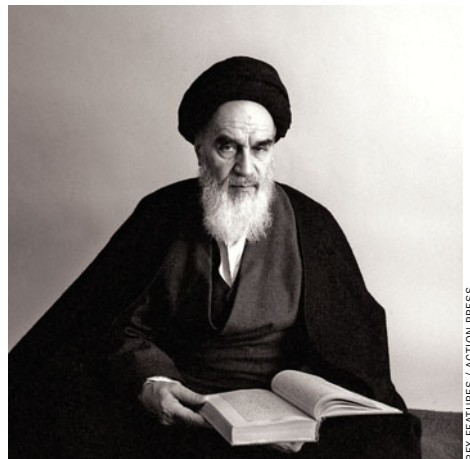
stellung der Frau; drittens die Nichtdiskriminierung jeder Konfession und jeder Minderheit; viertens die gleichen Rechte für alle Bürger als freie und autonome Individuen; fünftens die Unabhängigkeit der Nation – ich würde unterzeichnen, sofort.

SPIEGEL: Das klingt gut, doch halten Sie sich mit so weit gefassten Zielen aus dem derzeitigen Konflikt heraus. Wo stehen Sie politisch?

Adonis: Ich kann nicht Partei ergreifen, denn ich stehe mit beiden Seiten in Konflikt.

SPIEGEL: Sie erwecken den Eindruck, dass Sie Assad klammheimlich für das geringere Übel erachten.

Adonis: Das ist eine Unterstellung, die durch nichts begründet ist. Ich bin Assad nie persönlich begegnet, weder dem Vater noch dem Sohn. Nur weil ich als Alawit geboren bin, bin ich nicht mit ihm verbunden. Ich bin nie Beamter oder Bediensteter



Ajatollah Khomeini 1989

„Diese Revolution war einzigartig“

dieses Staats gewesen. Ich kam 1955 aus politischen Gründen ins Gefängnis. Danach ging ich mit meiner Frau in den Libanon. Seit 1985 leben wir in Paris im Exil. 1995 schloss man mich aus der syrischen Sektion des arabischen Schriftstellerverbands aus. Ich habe das Regime, seine Ideologie und die regierende Baath-Partei scharf kritisiert.

SPIEGEL: Sie haben im Juni 2011, wenige Monate nach Ausbruch der Rebellion, einen offenen Brief an Assad gerichtet, in dem Sie ihn respektvoll als gewählten Präsidenten des Landes und des Volkes titulierte. Haben Sie ihm damit nicht eine Legitimität zugebilligt, die er wahrscheinlich nie besaß, jedenfalls zu diesem Zeitpunkt endgültig verspielt hatte?

Adonis: Ich habe dieses Schreiben mit der Höflichkeitsformel „Herr Präsident“ eröffnet. Ich habe Assad nie als „meinen“ Präsidenten bezeichnet. Ja, ich habe an ihn als „gewählten“ Präsidenten appelliert – und ihn aufgefordert, unverzüglich die

Übergabe der Macht durch allgemeine und freie Wahlen vorzubereiten. Assad wurde schließlich auf eine Art und Weise gewählt, wie sie in den meisten arabischen Ländern, in denen überhaupt Wahlen stattfinden, gang und gäbe ist. Das Ergebnis wurde von der ganzen Welt, auch von Deutschland, auch von Frankreich, anerkannt. Warum unterschlagen meine Gegner, die mir diesen Brief heute um die Ohren hauen, dass ich darin das Baath-Regime als dem Untergang geweiht bezeichnete, dass ich als Assads letzte Pflicht nicht die Rettung seiner Herrschaft, sondern die des Landes beschrieb? Über dem offenen Brief stand das Leitmotiv: „Entweder der Mensch, seine Rechte, seine Freiheiten oder der Abgrund“.

SPIEGEL: Er hat den Abgrund gewählt.

Adonis: Das ist nicht meine Schuld. Das Regime hat auf meinen Brief gar nicht reagiert.

SPIEGEL: Assad kann sich, vor allem auch dank russischer Unterstützung, sicherer fühlen als zuvor. Selbst der Westen akzeptiert ihn bei den Friedensgesprächen in Genf als unausweichlichen Teil einer Übergangslösung.

Adonis: Er kann sich vielleicht noch eine Weile halten, solange Russland die Hand über ihn hält. Aber er kann nicht weitermachen. Er muss gehen. Er ist moralisch erledigt. Die Frage ist nur, was nach ihm kommt. Ein auf den sunnitischen Islam gestütztes Regime nach dem Gefallen von Saudi-Arabien und Katar? Das wäre die Fortsetzung der Katastrophe. Ich befürchte ja nicht von ungefähr, dass die Opposition nur die Kehrseite der gleichen Medaille ist. Auch sie handelt nach dem Gesetz des Ausschlusses und der Ausgrenzung: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Das ist politischer Monotheismus – die Wahrheit ist mit der Macht, und die Macht ist unteilbar. Ich erinnere daran, dass die syrische Gesellschaft aus mehr als 25 unterschiedlichen religiösen und ethnischen Minderheiten besteht. Mit einer Kultur des Glaubens, des Rassismus und der Spaltung lässt sich keine nationale Einheit herstellen.

SPIEGEL: Ein solcher Diskurs gefällt westlichen Zuhörern. Er lehnt sich erkennbar an das laizistische Vorbild der französischen Republik an. Aber geht er nicht völlig an den Realitäten der arabischen und islamischen Lebenswelt vorbei? Können die Araber den herrschenden Islam abstreifen, ohne ihre Identität preiszugeben?

Adonis: Eine Revolution, die ihren Namen verdient, wie die Französische, muss den Bund zwischen Macht und Religion zerschlagen. Die Religion darf keine nationale Identität stiften. Man kann nicht als Demokrat in einer Gesellschaft leben, die im Zeichen der Religion steht. Der einzelne Muslim muss begreifen, dass er nicht länger bloß ein Rädchen in der gigantischen

Maschine sein kann, die sich als Gemeinschaft der Gläubigen versteht. Das ist im kantischen Sinn das Heraustreten aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit.

SPIEGEL: Sind Sie ein gläubiger Mensch?

Adonis: Der Mensch braucht den Glauben, um sein Verhältnis zum Tod und zum Jenseits zu bestimmen. Das respektiere ich, ich bin nicht areligiös. Aber ich werde immer gegen eine institutionalisierte Religion sein, die einer ganzen Gesellschaft ihren Stempel aufdrückt. Das Grundproblem der sogenannten arabischen Revolution besteht darin, dass sie die Religion politisch instrumentalisiert. Der Glaube muss dem Einzelnen zurückgegeben werden. Er darf nicht Sache des Staats und der nationalen Gemeinschaft sein. Es gibt ein sinnvolles Leben außerhalb des Islam.

SPIEGEL: Umso mehr irritiert es, dass Sie 1979 mit Begeisterung die iranische Revolution begrüßten.

Adonis: Moment, ich habe nicht Khomeini unterstützt. Ich habe anfangs die iranische Revolution begrüßt, so wie es auch Michel Foucault, Noam Chomsky und viele andere Intellektuelle im aufgeklärten Westen getan haben. Denn diese Revolution war einzigartig. Sie war friedlich. Sie wurde nicht vom Militär gemacht, nicht von den Arbeitern, nicht von den Kaufleuten, nicht von einer bestimmten Gruppe oder Klasse. Sie wurde vom gesamten Volk getragen. Vor die Wahl zwischen dem imperialen Regime des Schahs und einer Volkserhebung gestellt, kann es kein Zögern geben.

SPIEGEL: Es war dann aber doch Ajatollah Khomeini, der die Revolution schlussendlich zum Sieg führte. Das lässt sich nicht verschweigen.

Adonis: Ich respektiere Khomeinis Verdienste um das iranische Volk, ohne seine religiösen Einstellungen zu teilen. Ich habe sein Loblied nicht gesungen. Im Gegenteil, ich habe in mehreren Artikeln meine Ablehnung sämtlicher Formen der Theokratie bekräftigt und vor der Gründung eines Staats auf der Basis der Religion gewarnt.

SPIEGEL: Ihre Kritiker halten Ihnen vor, dass Sie zur Fatwa über Ihren Schriftstellerkollegen Salman Rushdie geschwiegen hätten. Wo blieb da Ihr Einsatz für die Freiheit des Wortes?

Adonis: Das ist niederträchtig! Mein ganzes Werk zeugt von meinem Eintreten für die Meinungs- und Gedankenfreiheit. Der Islam hat die Poesie getötet, indem er einen Mord an der Subjektivität des Menschen im Namen der Umma, der Gemeinschaft der Gläubigen, beging. Es gibt keinen einzigen großen Dichter, der ein gläubiger Muslim im Sinne des dogmatischen Islam gewesen wäre. Auch keinen Philosophen. Die besten Dichter waren Mystiker und als solche verdächtig. Philosophen und Poeten hatten mit der religiösen Orthodoxie und ihren militanten Rechtsgelehr-

ten nichts zu tun. Der Islam, den der Fundamentalismus verkündet, ist eine Religion ohne Kultur. Es gibt heute keine arabische Kultur mehr.

SPIEGEL: Ein Europäer würde sich wohl nie zu einer solchen Behauptung versteigen.

Adonis: Der Islam beherrscht die arabische Sicht auf die Welt. Der Islam begreift sich selbst als die absolute Kultur, er braucht das andere nicht, er bleibt unveränderlich bis zum Ende der Zeiten, er ist Gottes letztes Wort. Das erstickt jede Kreativität. Das kulturelle Schaffen beschränkt sich auf Wiederholung und Nachahmung, die Dichtung dient nur der Lobpreisung Gottes und des Herrschers.

SPIEGEL: Sie bewegen sich politisch in einer Art Niemandsland: gegen das herrschende Regime und gegen die Opposition, gegen die Diktatur und gegen den bewaffneten Widerstand. Pflegen Sie die Einsamkeit als Unabhängigkeit?



Adonis beim SPIEGEL-Gespräch*
„Poesie schafft eine Gegenwelt“

Adonis: Ja, ich bin allein. Ich liebe diese Einsamkeit, ich lege Wert auf sie, ich werde mich niemals beugen.

SPIEGEL: Die heroische Pose des Schriftstellers. Ist Ihre Verweigerungshaltung nicht letztlich unpolitisch? Es gibt Situationen und Augenblicke, in denen man sich entscheiden, Stellung beziehen muss.

Adonis: Ich bin kein Politiker, ich bin Schriftsteller. Poesie kann nicht politisch engagiert sein. Sie schafft eine Gegenwelt, in der sie sich mit den existenziellen Problemen von Freiheit, Liebe und Tod beschäftigt. Das Wesentliche am Menschen ist, dass er sich selbst erschafft und dass er seine eigene Identität durch Geist und Arbeit herstellt.

SPIEGEL: Sie sind nicht immer politisch so enthaltsam – man könnte auch sagen: so abgehoben – gewesen. Sie waren in Ihrer Jugend aktives Mitglied der Syrischen Sozial-Nationalistischen Partei, die 1932 von

Antun Saadeh gegründet wurde. Saadeh wurde 1949 im Libanon nach einem Schnellverfahren hingerichtet. Die Partei gibt es immer noch. Assad hat sie 2005 wieder offiziell zugelassen. Sie ist mit seinem Regime verbandelt.

Adonis: Sie ist nicht mehr das Symbol des Strebens nach nationaler Unabhängigkeit, das sie bis in die Fünfziger- und Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts war.

SPIEGEL: Sind Sie noch in der Partei aktiv?

Adonis: Schon lange nicht mehr. Das war die Zeit meiner Jugend- und Studentenjahre, von 1947 bis zu meiner Inhaftierung Mitte der Fünfziger.

SPIEGEL: Stehen Sie den Ideen der Partei und Ihres Gründers noch nahe? Der irakische Schriftsteller Najem Wali hat im SPIEGEL auf die faschistischen Merkmale dieser Partei mit ihrem hakenkreuzähnlichen Symbol und ihrem Kampf für ein großes Syrien unter Einschluss des Libanon, Jordaniens und Palästinas hingewiesen, vom Taurusgebirge bis zum Suezkanal.

Adonis: Das ist Geschichte. Geblieben sind von Saadeh die Grundlagen seines Denkens, die Wali nicht erwähnt, nämlich die vollständige Trennung von Staat und Religion, die Bildung einer modernen säkularen Gesellschaft und die Befreiung der Frau von den Fesseln der religiösen Rechtsprechung.

SPIEGEL: Er vertrat einen extremen Nationalismus und einen virulenten Antizionismus.

Adonis: Seine Bewegung blickte über religiöse, ethnische und sprachliche Unterschiede sowie auch über Geschlechtergrenzen hinweg. Ihr schlossen sich Frauen und Männer, Sunniten und Christen, Schiiten, Drusen, Alawiten, Ismailiten, Maroniten, Protestanten und Orthodoxe an. Saadeh hatte den Ersten Weltkrieg und das damit verbundene Elend erlebt, mit eigenen Augen die Karawanen der Flüchtlinge und die Teilung der Region durch die Kolonialmächte gesehen. Für ihn war die syrische Nation ein Ergebnis der Vielfalt, wie Amerika, nicht der Einfalt.

SPIEGEL: Syrien ist zerstört und zerstückelt, die Hälfte seiner Bevölkerung ist auf der Flucht. Assad klammert sich an die Macht, die Opposition ist zerstritten. Wie wird dieser Krieg enden?

Adonis: Es ist nicht nur die materielle Zerstörung eines Landes, sondern die Vernichtung eines Volkes. Diese Massenflucht ist beispiellos. Ich setze keine großen Hoffnungen auf die Gespräche in Genf. Das Regime und die Revolution, sie sind beide am Ende. Der Nahe Osten, die ganze arabische Welt ist in einen hundertjährigen Krieg eingetreten. Was wir erleben, ist ein Untergang, kein Anfang, ein Ende, kein Neubeginn.

SPIEGEL: Adonis, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit dem Redakteur Romain Leick in Paris.

Margit, das Monster

Biografien Wie wird man zu dem, der man ist? Der Journalist Sacha Batthyany hat die Geschichte seiner Familie in der NS-Zeit erforscht und dabei sich selbst entdeckt.

Am 18. Oktober 2007 präsentierte die „Frankfurter Allgemeine“ ihren Lesern eine ziemlich ungläubliche Geschichte: Gräfin Margit Batthyány, eine Tochter des Industriellen Heinrich Thyssen, soll kurz vor Kriegsende im März 1945 auf ihrem Schloss im österreichischen Rechnitz ein rauschendes Fest gefeiert haben, „auf dem“, so die „FAZ“, „zur Unterhaltung der Gäste zweihundert Juden ermordet wurden“. Etwa 15 Besucher der Feier, vor allem SS-Leute und andere Nazis, hätten die jüdischen Zwangsarbeiter mit Genickschüssen getötet und danach verscharren lassen – eine kaum vorstellbare Grausamkeit.

Dem Schweizer Journalisten Sacha Batthyany wurde der „FAZ“-Artikel (Titel: „Die Gastgeberin der Hölle“) kurz nach Erscheinen von einer Kollegin auf den Schreibtisch gelegt. „Was hast du denn für eine Familie?“, fragte sie ihn vorwurfsvoll. Batthyany war schockiert, von dieser Geschichte hatte er noch nie gehört.

„Tante Margit“ immerhin kannte er genau. Die Schwägerin seines Großvaters gehörte bis zu ihrem Tod 1989 zum engeren Kreis der Familie. Nur zu gut konnte er sich noch an die Einladungen der Großtante zum Mittagessen im feinen Zürcher Hotel Dolder erinnern, die er als kleiner Junge zusammen mit seinen Eltern erdulden musste. Die Gräfin interessierte sich nicht für Kinder, sondern nur für ihre kostbaren Rennpferde, sie galt als kaltherzig und großzügig zugleich. Ihrem Wohlstand verdankte die Familie viel. Man mochte sie nicht, aber man mochte ihr Geld.

Sacha Batthyany wäre ein schlechter Journalist, wenn er nun nicht in eigener Sache recherchiert hätte: Was geschah wirklich bei dieser grauenvollen Party in Rechnitz? Warum wurde darüber in der Familie nie gesprochen? Und was wusste sein Vater von all dem?

Batthyany, 42, befragte Verwandte und Zeitzeugen, er sammelte Dokumente, Tagebücher und Fotos, reiste um die halbe Welt. Die Familie war alles andere als begeistert von dem investigativen Eifer des jungen Mannes, man fürchtete um den guten Ruf. Das werde „böses Blut“ geben, warnte ihn sein Vater.

Ein erstes Ergebnis seiner Nachforschungen veröffentlichte Sacha Batthyany 2009 im „Magazin“, einer Beilage mehrerer Schweizer Tageszeitungen. In der kommenden Woche nun legt der Journalist den Abschlussbericht seiner Recherchen vor:

ein glänzend geschriebenes Buch über Rechnitz und andere familiäre Abgründe, ein historisches Panorama, in dem sich die Geschichte seiner Familie mit der Geschichte Mitteleuropas verbindet – und nicht zuletzt ein großer Essay über die Gegenwart der Vergangenheit*.

Dass daraus mehr als nur eine Familienrecherche geworden ist, verdankt Batthyany einer Anregung Maxim Billers. Dem deutschen Schriftsteller hatte der Schweizer eines Abends in einem Zürcher Restaurant von seiner Großtante erzählt. Biller kannte die Geschichte bereits und stellte ihm die – wie sich bald herausstellte – entscheidende Frage: „Und was hat das mit dir zu tun?“

Batthyany wehrte zunächst ab: „Nichts, warum auch, ist doch alles so lange her.“ Doch die Antwort erwies sich als falsch. Bei genauerer Betrachtung schien vieles in seinem Leben mit dem schrecklichen Geschehen verknüpft zu sein, ohne dass er das bisher realisiert hatte. Ja, plötzlich erklärte sich manches von selbst, seine



Schloss Rechnitz um 1930, Autor Batthyany
„Ein Hauch von Verlust“

„gelegentliche Melancholie“ etwa passte zur Grundstimmung seines Elternhauses: „In allen Dingen meiner Kindheit lag ein Hauch von Verlust und Niederlage, als könnte jederzeit alles zusammenbrechen.“ Er sei ein „Kriegsenkel“, schreibt Sacha Batthyany.

Er unterzog sich einer Psychoanalyse, um mehr über die Traumatisierungen in seiner Familie zu erfahren. Und immer wieder fuhr er nach Rechnitz. Je häufiger er Zeugen befragte und recherchierte, desto widersprüchlicher wurde allerdings das Bild: Bis heute weiß Batthyany nicht, ob „Tante Margit“ nur munter weitergefeiert hat, als vor den Toren des Schlosses die Hinrichtungen stattfanden, oder ob sie ihre Partygäste sogar dorthin beordert hat. Zumindest deutet nichts darauf hin, dass sie selbst getötet hätte.

Einer der mutmaßlichen Haupttäter jedoch war der Liebhaber der Gräfin, ein glühender Nazi, dem sie nach dem Krieg sogar zur Flucht nach Südamerika verhalf. Viel spricht dafür, dass sie in der Tatnacht registriert hat, was am Rande der Party geschah. Nach dem Mord an etwa 180 Juden, diese Zahl halten Historiker für verbrieft, kamen die Täter jedenfalls zurück ins Schloss und feierten bis in den frühen Morgen weiter.

Im Zuge seiner Nachforschungen ist Batthyany auf einen Vorfall gestoßen, der seine Familie – und damit ihn selbst – offenbar noch mehr geprägt hat als das Massaker von Rechnitz: den Mord an einem jüdischen Ehepaar im Sommer 1944, unter den Augen der Großmutter des Autors.

Der Tatort lag in dem ungarischen Dorf Sárosd. In den Archiven findet sich bis heute die Version, dass sich das Ehepaar Mandl vergiftet habe, nachdem die Nazis die beiden Kinder des Paares nach Auschwitz verschleppt hätten. In den Tagebüchern seiner Großmutter Maritta, die damals noch in Sárosd auf dem Gut ihrer Eltern lebte, aber bereits verheiratet war, entdeckte Batthyany nun die wahre Geschichte der jüdischen Familie.

Demnach hatten die Mandls Marittas Eltern um Beistand gebeten: Mandls Tochter Agnes war Marittas Freundin gewesen und nun von den Nazis inhaftiert worden. Das jüdische Paar hoffte auf irgendeine Unter-

* Sacha Batthyany: „Und was hat das mit mir zu tun? Ein Verbrechen im März 1945. Die Geschichte meiner Familie“. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; 256 Seiten; 19,99 Euro.



DAVID R. LUTCHFIELD, AUTHOR OF DIE THYSSEN-DYNASTIE

Gräfin Batthyány (M.) nach dem Sieg ihres Rennpferdes in Wien 1942: „Die einzige Person in der Familie mit Macht, Sex und Gewalt“

stützung in dieser Notsituation. Es kam zu einem heftigen Streit. Doch Marittas Eltern wollten nicht helfen; nach einem Handgemenge, in dem Vater Mandl sogar zu Boden ging, verließ das verzweifelnde Paar den Hof. Und in diesem Moment trat ein deutscher Soldat auf den Plan. Er hatte die Szene beobachtet und schoss den beiden kaltblütig in den Rücken.

In ihrem Tagebuch notierte Maritta: „Wenigstens die Mandls hätte ich retten können.“ Sie hätte den Konflikt schlichten und helfen müssen, doch sie sah nur zu und lud damit jene Schuld auf sich, die lebenslang „tonnenschwer“ auf ihren Schultern gelastet habe und von Generation zu Generation vererbt worden sei, so jedenfalls empfindet es Batthyány heute.

Immerhin gelang es ihm, Marittas Freundin Agnes, die Auschwitz überlebt hatte, 2013 in Argentinien ausfindig zu machen und zu treffen. Agnes glaubte noch immer an einen Selbstmord ihrer Eltern, doch Batthyány wagte es nicht, ihr die Wahrheit zu sagen: „Warum sollte sie mit fast neunzig noch erfahren, dass man ihrer Mutter und ihrem Vater in den Rücken geschossen hatte?“

Nach dem Krieg war Marittas Familie enteignet und ihr Mann nach Sibirien verschleppt worden. Auch dort suchte der Autor nach Spuren. Mit seinem Vater fuhr er erst nach Moskau und dann in das ehemalige Straflager Asbest, um das Schicksal seines Großvaters zu rekonstruieren, der zehn Jahre Zwangsarbeit leisten müs-

sen und danach nur noch ein Schatten seiner selbst gewesen war.

Aber warum war Marittas Mann überhaupt inhaftiert worden? Warum, so fragte Batthyány, hatte er als ungarischer Offizier auf der Seite der Deutschen gekämpft? „Willst du mir gerade sagen, dass dein Großvater ein Nazi war?“, empörte sich sein Vater. Nein, ein Nazi war der Großvater wohl nicht, aber eben doch ein Mitläufer wie viele andere. Vater und Sohn gerieten heftig aneinander. Hier war sie wieder, die Gegenwart der Geschichte: Noch Jahrzehnte nach dem Krieg kontaminierte sie die Familie.

Batthyánys Vater war mit seinen Eltern nach dem gescheiterten Ungarn-Aufstand 1956 in die Schweiz ausgewandert und erst nach dem Ende des Kommunismus unter bescheidenen Umständen in die Heimat zurückgekehrt. Vom Glanz der Grafen Batthyány blieb am Ende wenig übrig.

Sein Psychoanalytiker, so berichtet Batthyány, habe ihm erklärt, dass er in einer „Familie der schwachen Männer“ aufgewachsen sei: „Die einzige Person in Ihrer Familie, die Sie mit männlichen Attributen verknüpfen, mit Macht, Sex, Kraft und Gewalt, ist Ihre Tante Margit, das Monster.“

Batthyány gibt dem Psychoanalytiker am Ende recht. Zwar habe er nie Sympathien für seine Rechnitzer „Tante Margit“ oder gar deren Nazifreunde gehabt. Aber wenn er ehrlich sei, erkenne er sich in seiner Großmutter Maritta wieder, „in ihren Schwächen“ vor allem: „Hätte ich denn

anders gehandelt als meine Großmutter, damals, an jenem Nachmittag?“, fragt sich Batthyány. Und seine Antwort ist eindeutig: Nein, auch er wäre nicht mutig genug gewesen, als die Mandls um Hilfe baten, auch er hätte keine Juden versteckt.

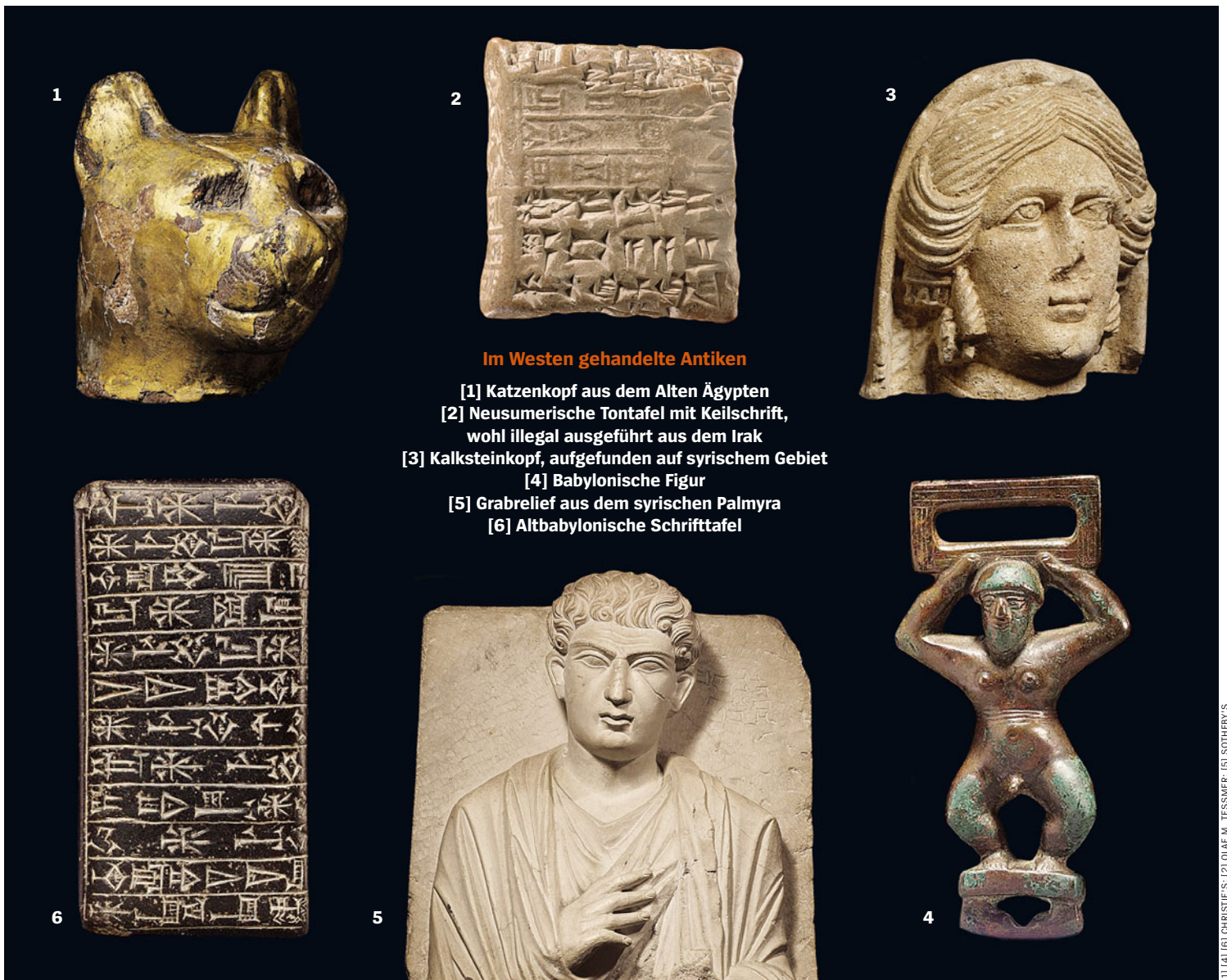
Eine niederschmetternde Erkenntnis, aber zugleich ein Gewinn an Klarheit – und eine Antwort auf Maxim Billers Frage: „Was hat das mit dir zu tun?“ Das, was alle Generationen seiner Familie verbinde, sei ein Mangel an „Aufrichtigkeit“ und Mut. Weder seine schreckliche Großtante noch seine ängstliche Großmutter, weder sein Vater noch er selbst hätten jemals Zivilcourage bewiesen.

Eine Schwäche allerdings, die nicht nur seine Familie besitze, sondern fast jeder Zeitgenosse: „Sind wir aufrichtig genug, Wahrheiten anzusprechen, auch die unbequemen?“, fragt Batthyány. „Wäre Krieg wie vor siebzig Jahren, liefen wir nicht alle mit?“

Damals hätten Passanten in Budapest tatenlos zugeschaut, als ungarische Juden in der Donau ertränkt wurden. Heute, in Friedenszeiten, werde das Elend dieser Welt bei Twitter und Facebook wortreich beklagt, aber wer tue wirklich etwas dagegen? „Nehmen wir überhaupt je Risiken in Kauf? Wer denn? Wofür?“

Mit seinem Buch widersetzt sich Batthyány nun der Tradition des Schweigens und Vertuschens. Er beweist tatsächlich das, was seiner Familie fehlte: Aufrichtigkeit.

Martin Doerry



Im Westen gehandelte Antiken
 [1] Katzenkopf aus dem Alten Ägypten
 [2] Neusumerische Tontafel mit Keilschrift, wohl illegal ausgeführt aus dem Irak
 [3] Kalksteinkopf, aufgefunden auf syrischem Gebiet
 [4] Babylonische Figur
 [5] Grabrelief aus dem syrischen Palmyra
 [6] Altbabylonische Schrifttafel

[1] CHRISTIE'S; [2] OLAF M. TESSMER; [5] SOTHEBY'S

Scherbenhaufen

Raubkunst Ein neues Gesetz versucht, die Einfuhr und den Handel geplündelter Kulturgüter in Deutschland zu unterbinden, mit denen sich beispielsweise der IS finanziert.

Michael Müller-Karpe ist einer der bekanntesten Archäologen des Landes. Er berät den Kulturausschuss des Deutschen Bundestags, er stellt Gutachten für Polizei, Zoll und Staatsanwaltschaften. Sein Thema ist der Verkauf von antiken Scherben, Schalen, Skulpturen, an denen manchmal noch der Sand der syrischen Wüste haftet. „Jeder im Westen“, sagt er, „der antikes Raubgut aus Ländern wie Syrien oder dem Irak erwirbt, bezahlt unter Umständen das Messer mit, mit dem der IS seinen Opfern die Kehle durchschneidet.“

Der illegale Antikenhandel ist ein Riesengeschäft, mit dem nicht nur die Terrororganisation „Islamischer Staat“ ihren Feldzug finanziert. Lange schon gilt er als

Weltmarkt, für Kriminelle kaum weniger attraktiv als der Handel mit Waffen und Drogen. Und für Archäologen wie Müller-Karpe ist Deutschland eine der wichtigsten Drehscheiben für den Handel mit Raubstücken.

Nun kommt nächste Woche ein Gesetz in den Bundestag, das damit Schluss machen will. Es nennt sich „Kulturgutschutzgesetz“ und ist unter der Führung der Staatsministerin für Kultur, Monika Grütters, entstanden. Ein Teil des Gesetzes, das die Ausfuhr von Kunst reglementieren will, war in den vergangenen Monaten heftig kritisiert worden; hiesige Sammler und Händler sprachen von Enteignung, als erste Entwürfe die Runde machten. Der Teil des Gesetzes jedoch, der vor allem die Ein-

fuhr und den Handel illegaler Raubkunst verhindern soll, galt als gut gemeint und sicherlich ganz gelungen. Doch für Archäologen wie Müller-Karpe verbessert er in Wahrheit nichts.

Es gibt einen Bericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2013, der zeigt, wie umfangreich der hiesige Handel mit geraubter Kunst der Antike ist. Betroffen von Plünderung sind viele Nationen, lateinamerikanische Staaten, aber auch Ägypten, der Irak, Iran, der Jemen, Türkei, Russland, China und weitere Länder, aus denen die wertvollen Stücke illegal zu uns nach Deutschland gelangen, über Mittelsmänner und Zwischenhändler.

Manchmal werden Stücke aus Syrien online angeboten und erst dann auf den Weg

gebracht, wenn ein Käufer gefunden ist. Die Wege aus antiken Stätten wie Palmyra führen über den Libanon und die Türkei auch in die Bundesrepublik, die vor allem deswegen ein solch beliebter Zielort geworden ist, weil selbst ein 2007 erlassenes Gesetz zur Kulturgüterückgabe den Handel nicht unterband, sondern es im Gegenteil ganz einfach machte, illegale Raubstücke quasi in legale Antiken zu verwandeln.

In jenem Gesetz von 2007, das nun reformiert werden soll, war das sogenannte Listenprinzip eingeführt worden. Vorgesehen war, dass die häufig beraubten Länder Listen erstellen, auf denen unverkäufliche Stücke aufgeführt sind, Listen, die schließlich auch im Bundesanzeiger veröffentlicht werden sollten. Doch dazu kam es nie. Objekte, die Raubgräber in antiken Stätten aus dem Boden geholt haben, werden selbstverständlich nie dokumentiert und haben so auch nie den Weg in den Bundesanzeiger gefunden. Das Gesetz von 2007 war eine Blamage, es hat nicht eine einzige Rückgabe bewirkt.

Die Reform von Staatsministerin Grütters soll nun viel wiedergutmachen. In dem neuen Gesetz wird das Listenprinzip abgeschafft, stattdessen wolle man nun „Finanzierungsmöglichkeiten ausländischer Terrororganisationen“ einschränken.

Die Frage ist nur, wie es überhaupt möglich sein soll, die Einfuhr und den Handel mit Stücken fragwürdiger Herkunft wirklich zu unterbinden.

Hermann Parzinger, als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz der wichtigste Museumsmann im Land und zudem Vorstand des Deutschen Verbands für Archäologie, mahnt seit Langem, der Westen dürfe das IS-Terrorregime nicht indirekt unterstützen. Die von ihm geleitete Stiftung hat ein Projekt zur „Dunkelfeldforschung“ auf den Weg gebracht, dort will man genauere Erkenntnisse über den illegalen Handel mit Antiken in Deutschland gewinnen. Parzinger vermutet, dass einige Sammler ihre Antiken regelrecht

in Krisengebieten bestellten. Zwar hält Parzinger das neue Gesetz für eine klare Verbesserung der bisherigen Rechtslage. Aber er sagt auch, es wäre wünschenswert, wenn die Einfuhr strenger geregelt werden würde, als es im Entwurf vorgesehen und wie es auch einmal geplant gewesen sei: über klare Herkunftsnachweise, über Ausfuhrgenehmigungen der Länder, aus denen die Funde stammten.

Tatsächlich hatte Grütters angekündigt, dass bei der Einfuhr von archäologischen Gütern in Zukunft eine „gültige Ausfuhrerlaubnis“ des jeweiligen Herkunftslandes vorgelegt werden müsse. Nun, im Entwurf, heißt es, der Importeur habe „geeignete Unterlagen“ mitzuführen, das können,

Ein bekannter Archäologe sagt, das neue Gesetz erlaube die „Weißwäsche“ illegaler Antiken.

müssen aber keine Ausfuhrgenehmigungen des Ursprungslandes sein. Aus einer Muss-Bestimmung ist eine Kann-Bestimmung geworden, und die Erfahrung zeigt, dass jede Unklarheit neue Schlupflöcher produziert.

Die Konstanz Juraprofessorin und Kulturrechtsexpertin Sophie Lenski berichtet, dass Importeure immer wieder wertvolle Originale als zeitgenössische Nachahmungen ausgaben. Zollbeamten sei es kaum möglich, das alles zu entlarven, und erst recht nicht, zukünftige Entscheidungen darüber zu fällen, ob Unterlagen für die Einfuhr „geeignet“ seien. Wollte man dem Missbrauch wirksam begegnen, müsste für jedes Objekt hierzulande ein Einfuhrdokument erstellt werden; Fachleute wären nötig, um die Artefakte und Bescheinigungen zu prüfen.

Das aber ist nicht vorgesehen. Immerhin betont das neue Gesetz die Sorgfaltspflicht der Händler. Lenski aber sagt, es schaffe

dennoch eine große Grauzone. Die neuen Bestimmungen seien, wo sie archäologische Objekte beträfen, unspezifisch. Zu vieles sei künftig Interpretationssache. Und es sei auch nicht klar, welche Verstöße welche Folgen hätten.

Einige Pflichten werden im Gesetz gleich wieder relativiert. Die Rede ist auch von wirtschaftlicher Zumutbarkeit für viele Fälle: Der Händler darf da den Aufwand, den er etwa bei der Prüfung der Provenienz treibt, auch nach dem Wert des Objekts ausrichten. Wer aber entscheidet über den Wert? Der Händler selbst.

Für den Mainzer Archäologen Michael Müller-Karpe ist noch ein anderer Passus des Gesetzentwurfs heikel, dem zufolge die verpflichtende Rückgabe von Antiken aus Deutschland „nicht in Betracht“ kommt, die vor dem 26. April 2007 ins Land gekommen sind. Damals hatte die Bundesrepublik nach 37 Jahren des Zögerns und Hinhaltens endlich eine Unesco-Konvention anerkannt, die den Umgang mit illegalen Antiken regeln wollte. Für Müller-Karpe aber bedeutet ein Gesetz, das die Rückgabe vorher geplündelter Objekte ausschließt, eine „rückwirkende Enteignung“ jener Länder, von deren Boden das Kulturgut geraubt worden sei. Das sei eine „Weißwäsche“.

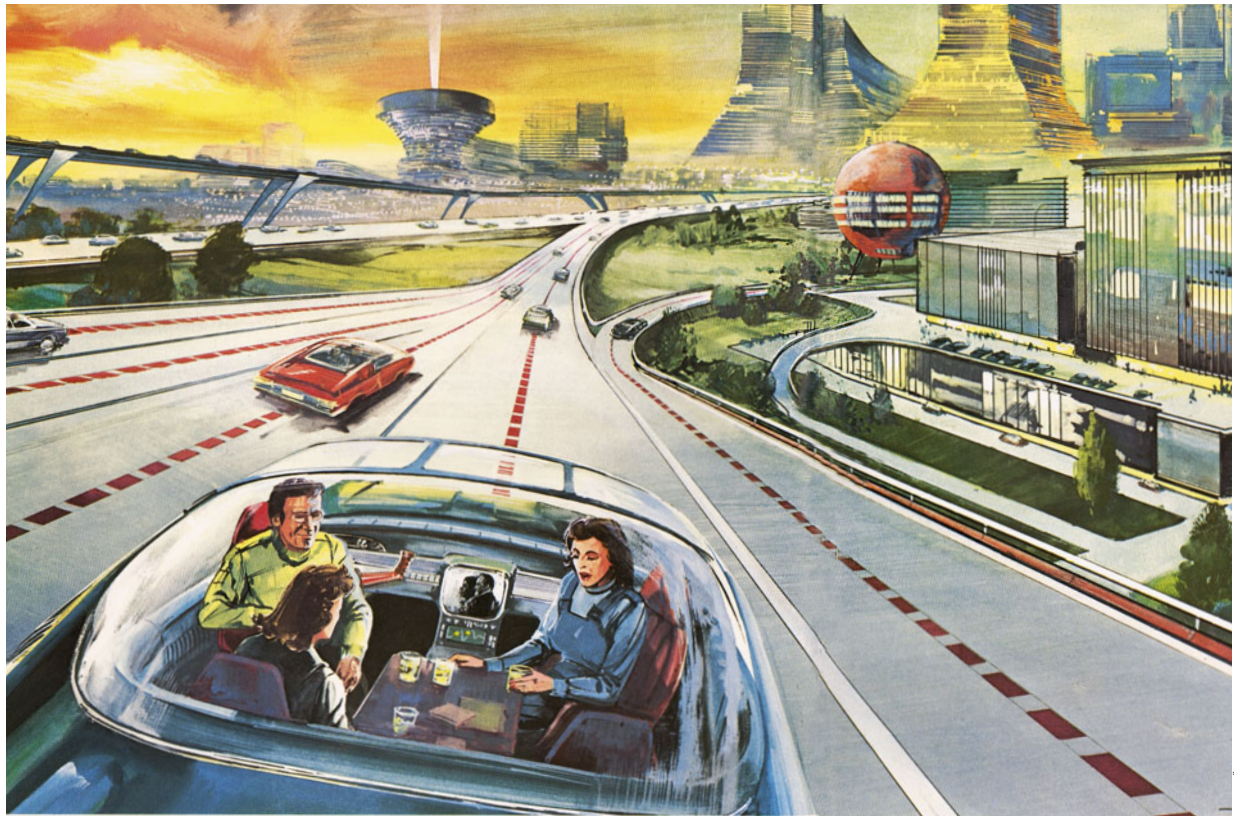
So hat angeblich Mohammed Atta, einer der Terrorpiloten des 11. September 2001, in Hamburg Raubantiken angeboten, während er den Anschlag auf das World Trade Center plante. Die Stücke stammten aus Afghanistan, vielleicht befinden sie sich noch immer in Deutschland, doch das Kulturgutschutzgesetz sähe eine Rückführung nach Afghanistan nicht vor. Der afghanische Staat könnte zwar vor ein deutsches Gericht ziehen, hätte aber, wie die Erfahrung zeigt, kaum Chancen. Die Türkei hat es versucht und unterlag einem Händler.

Was heute, so Müller-Karpe, im Westen gehandelt werde, sei praktisch alles ohne Erlaubnis und ohne Papiere aus dem Herkunftsland verbracht worden. Und auch schon vor Jahren und Jahrzehnten konnte man illegale Grabplatten aus der syrischen Oasenstadt Palmyra, mit Reliefs verziert, erwerben. Renommiertere Auktionshäuser verweigern erstaunlich oft Angaben zu Ausgrabungen und früheren Besitzern.

Sotheby's versteigerte 2010 einen steinernen Frauenkopf aus Syrien, entstanden im 2. oder 3. Jahrhundert nach Christus. Einziger Provenienzvermerk: „vor 1987 erworben“. Christie's bot im vergangenen Jahr die vergoldete Darstellung eines Katzenkopfes an. Die Provenienzanzeige hier: Es wird auf eine taiwanische Galerie und das Jahr 1980 verwiesen. Klingt alles ziemlich minimalistisch. Eine Ausfuhrgenehmigung? Keine Rede davon. Ulrike Knöfel



Zerstörung von Palmyra in Syrien 2015: Erbe der Menschheit, aus Krisengebieten bestellt



Futuristische Darstellung aus den Siebzigerjahren: Wie konnten wir so dumm sein, unseren Eltern zu glauben?

ILLU: GÜNTER RADTKE/QUELLE: ULRICH SCHIPPKE: ZUKUNFT - DAS BILD DER WELT VON MORGEN

Unsere Träume von fliegenden Autos

Debatte Die Zukunftsvisionen früherer Jahrzehnte haben sich nicht erfüllt. Warum? Der Neoliberalismus hat Schuld. *Von David Graeber*

Graeber, 55, ist ein amerikanischer Anthropologe. Der bekennende Anarchist lehrt in London an der School of Economics. Sein Buch „Schulden. Die ersten 5000 Jahre“, eine Kulturgeschichte des Tauschhandels und der Geldwirtschaft, wurde weltweit ein Bestseller. In seinem neuen Buch „Bürokratie. Die Utopie der Regeln“, das am 20. Februar im Verlag Klett-Cotta erscheint, entwickelt er die verblüffende These, dass Bürokratie keineswegs der verzweifelte Versuch sei, Effizienz, Transparenz und Gerechtigkeit zu schaffen, sondern Interessen neoliberaler Eliten diene und damit den Fortschritt verhindere. Der SPIEGEL druckt Auszüge.

Ein heimliches Gefühl der Enttäuschung, der Scham nagt an uns, heute, im 21. Jahrhundert. Für Menschen, die sich im Zenit ihres Lebens befinden, in ihren Vierzigern und Fünfzigern, gilt dies ganz besonders, doch eigentlich betrifft es alle. Dieses Gefühl wurzelt in einer tief sitzenden Ernüchterung über die Natur der Welt, in der wir leben, in der Erfahrung eines gebrochenen Versprechens, das uns gegeben wurde, als wir Kin-

der waren. Ich meine damit nicht das, was man Kindern üblicherweise erzählt (dass es gerecht zugeht in der Welt, dass die Behörden es gut meinen und dass man einen anständigen Lohn erhält, wenn man ordentlich arbeitet), sondern ein ganz besonderes, das vor allem jenen gegeben wurde, die in den Fünfziger-, Sechziger-, Siebziger- oder auch noch den Achtzigerjahren Kinder waren. Nun, da es auf spektakuläre Weise widerlegt ist, sind wir empört und auch beschämt darüber, dass wir so dumm sein konnten, unseren Eltern zu glauben.

Ich meine damit natürlich, dass es heute, im Jahr 2015, noch immer keine fliegenden Autos gibt. Ich denke an all die Wunder, die spätestens heute Realität sein sollten. Wir kennen die Liste: Kraftfelder. Teleportation. Antigravitationsfelder. Tricorder. Traktorstrahlen. Unsterblichkeitsspielen. Androiden. Kolonien auf dem Mars. Es gibt noch immer keine Computer, mit denen man ein anregendes Gespräch führen kann, oder Roboter, die den Hund ausführen oder die Wäsche bügeln können.

Ich war zum Zeitpunkt der Mondlandung acht Jahre alt und weiß noch gut,

wie ich mir damals ausrechnete, dass ich im magischen Jahr 2000 39 Jahre alt sein würde, und mir Gedanken darüber machte, wie die Welt um mich herum dann wohl aussehen würde. Habe ich ernsthaft erwartet, in einer Welt voller solcher Wunder zu leben? Natürlich. Jeder hat das getan. Und fühle ich mich heute deswegen betrogen? Zweifellos.

Warum aber hat die Explosion des technologischen Wachstums nicht stattgefunden? Logisch betrachtet gibt es dafür nur zwei Erklärungsmodelle. Entweder waren unsere Erwartungen bezüglich der Geschwindigkeit des technologischen Wandels unrealistisch, und in diesem Fall müssen wir uns fragen, warum so viele intelligente Leute dieser falschen Einschätzung erlagen. Oder unsere Erwartungen waren nicht von vornherein unrealistisch, aber dann müssen wir uns die Frage stellen, was geschehen ist, das dazu geführt hat, dass die technische Entwicklung so weit vom Kurs abgekommen ist.

Meiner Meinung nach gibt es gute Gründe für die Annahme, dass zumindest einige dieser Science-Fiction-Phantasien tatsäch-

lich hätten verwirklicht werden können. Das offensichtlichste Argument besteht darin, dass dies in der Vergangenheit regelmäßig geschehen ist. Wer um 1900 aufgewachsen ist, die Romane von Jules Verne oder H. G. Wells las und sich vorzustellen versuchte, wie die Welt beispielsweise um 1960 aussehen würde, hätte sich wohl eine zukünftige Welt mit fliegenden Maschinen, Raketen Schiffen, Unterseebooten, neuen Energiequellen und drahtloser Kommunikation vorgestellt – und ziemlich genau das haben die Menschen auch bekommen. Wenn damals der Traum vom Flug zum Mond nicht unrealistisch gewesen ist, warum war es dann in den Sechzigerjahren unrealistisch, von Raketenrucksäcken und Roboterwaschmaschinen zu träumen? Wenn zwischen 1750 und 1950 immer wieder neue Energieformen aufkamen (Dampfkraft, Elektrizität, Benzin, Atomkraft), war es dann so unrealistisch, dass wir nicht noch eine weitere Energiequelle entdecken würden?

Tatsache ist wohl, dass sich bereits in den Fünfziger- und Sechzigerjahren das tatsächliche Tempo des wissenschaftlichen Fortschritts verlangsamte. Zwar gab es noch eine letzte Welle an Innovationen, als in schneller Folge der Mikrowellenherd (1954), die Antibabypille (1957) und die Lasertechnik (1958) aufkamen. Doch seither entstanden die meisten Neuerungen nur durch die Verknüpfung altbekannter Techniken oder durch deren Weiterentwicklung zu Konsumzwecken. Das bekannteste Beispiel dafür ist der Fernseher, der 1926 erfunden, aber erst ab den späten Vierziger- und frühen Fünfzigerjahren als Massenprodukt hergestellt wurde und eine neue Konsumnachfrage schaffen sollte, damit die Wirtschaft nicht wieder in die Depression zurückfiel. Der in den Fünfzigerjahren einsetzende Wettlauf im All aber förderte die Vorstellung, dass sich die Fortschritt in einer Zeit bemerkenswerter Fortschritte befinde, und in der Öffentlichkeit setzte sich bald der Eindruck durch, dass sich das Tempo des Wandels in erschreckender, unkontrollierbarer Weise gesteigert habe.

Häufig wird gesagt, die „Apollo“-Mondlandung sei die größte historische Errungenschaft des Sowjetkommunismus gewesen. Zweifellos hätten die USA niemals einen solchen Kraftakt erwogen, wenn es nicht die Weltraumambitionen des sowjetischen Politbüros gegeben hätte. Nach der Mondlandung 1969 aber nahmen die US-Planer ihre Konkurrenz nicht mehr ernst. Die Sowjets hatten das Wettrennen im All verloren, und in der Folge wurden in Amerika die Aufwendungen für Forschung und Entwicklung nicht mehr dazu genutzt, eines Tages auf dem Mars zu landen oder Roboterfabriken zu bauen oder gar die technologische Grundlage zu schaffen für eine kommunistische Utopie.

Unsere Faszination für die mythischen Ursprünge des Silicon Valley hat bei uns die Vorstellung entstehen lassen, dass Forschung und Entwicklung heute in erster Linie von kleinen Teams wagemutiger Unternehmer vorangetrieben und durch jene Art dezentraler Kooperation bestimmt werden, die die Entwicklung von Open-Source-Software ermöglicht. Das sind tatsächlich jene Arten von Forschungsteams, die mit hoher Wahrscheinlichkeit Ergebnisse hervorbringen. In Wirklichkeit aber hat sich die Forschung in die entgegengesetzte Richtung entwickelt. Sie wird nach wie vor von großen bürokratischen Projekten bestimmt, die auch schon in den Sechzigerjahren amerikanische Astronauten auf den Mond gebracht haben. Aber die bürokratische Kultur hat sich geändert. Die gegenseitige Durchdringung und Vernetzung von Staat, Universitäten und Privatunternehmen hat zu Sprechweisen, Einstellungen und Organisationsformen geführt, die aus dem Wirtschaftsbezug stammen. Dies mag dazu beigetragen haben, die Entwicklung unmittelbar marktfähiger Produkte zu beschleunigen – und das sollen Unternehmensbürokratien auch leisten –, doch für die Förderung der eigentlichen Forschung war das verheerend.

Hier kann ich aus Erfahrung sprechen. An der Universität beispielsweise, an der ich tätig bin, wird von der Fakultät erwartet, dass sie mindestens ebenso viel Zeit auf Verwaltungsangelegenheiten verwendet wie auf Forschung und Lehre zusammen. Diese Explosion der Papierarbeit ist eine direkte Folge der Einführung unternehmensbezogener Managementtechniken, die stets als eine Möglichkeit zur Effizienzsteigerung gerechtfertigt werden, indem auf allen Ebenen der Wettbewerb verankert wird. Diese Managementtechniken



FRANTESCO KANGARIS / PICTURE PRESS

Autor Graeber

„Ich fühle mich zweifellos betrogen“

haben zur Folge, dass alle Beteiligten einen Großteil ihrer Zeit damit verbringen, sich gegenseitig etwas zu verkaufen: Anträge auf Forschungsmittel, Buchvorschläge, Beurteilungen von Stellen- und Stipendienbewerbungen der Studenten, Beurteilungen der Aussichten von Kollegen, Konzepte für neue interdisziplinäre Studiengänge, Institute, Konferenz-Workshops; und die Universitäten, die mittlerweile als Marken gegenüber künftigen Studenten beworben werden müssen, liefern dazu ihre Beiträge. Marketing und PR haben alle Bereiche des universitären Lebens erfasst.

Das Ergebnis ist ein Wust von Papieren über die Förderung von „Phantasie“ und „Kreativität“, die in einem Umfeld produziert werden, das wie geschaffen dafür scheint, jede Phantasie und Kreativität im Keim zu ersticken. Ich bin kein Naturwissenschaftler. Ich arbeite auf dem Gebiet der Sozialtheorie. Aber ich sehe, welche Ergebnisse in meinem Fachgebiet hervorgebracht worden sind. Kein bedeutendes Werk über Sozialtheorie wurde in den vergangenen dreißig Jahren in den USA verfasst. Wir sind zurückgeworfen auf den Entwicklungsstand der mittelalterlichen Scholastik und verfassen endlose Anmerkungen zur französischen Theorie seit den Siebzigerjahren, obwohl uns bewusst ist, dass Gilles Deleuze, Michel Foucault oder Pierre Bourdieu heute im amerikanischen Wissenschaftsbetrieb nicht über das Aufbaustudium hinauskommen würden.

Es gab eine Zeit, da war die Hochschule der gesellschaftliche Rückzugsort für die exzentrischen und brillanten Naturen. Heute ist die Hochschule ein Ort professioneller Selbstvermarkter. Für die Exzentrischen, so scheint es, gibt es keinen Platz mehr in der Gesellschaft. Wenn dies für die Sozialwissenschaften gilt, wo die Forschung noch immer zum großen Teil von Einzelnen durchgeführt wird und relativ geringe Gemeinkosten anfallen, lässt sich ermesen, um wie viel schlimmer es in den Naturwissenschaften bestellt sein muss.

Ein ängstlicher bürokratischer Geist durchdringt alle Aspekte des geistigen Lebens. Nicht selten kleidet er sich in eine Sprache, die Kreativität, Initiative und Unternehmergeist beschwört. Doch die Sprache ist bedeutungslos. Jene Denker, denen zuzutrauen ist, dass sie mit neuen, konzeptionellen Durchbrüchen aufwarten, sind gleichzeitig jene, die mit der geringsten Wahrscheinlichkeit finanzielle Unterstützung erhalten. Und wenn sich dennoch Durchbrüche einstellen, findet sich niemand, der daraus mutige Schlüsse zieht.

Die Amerikaner betrachten sich ungern als ein Volk von Bürokraten – ganz im Gegenteil –, verabschiedet man sich jedoch von der Vorstellung, Bürokratie sei ein Phänomen, das sich nur

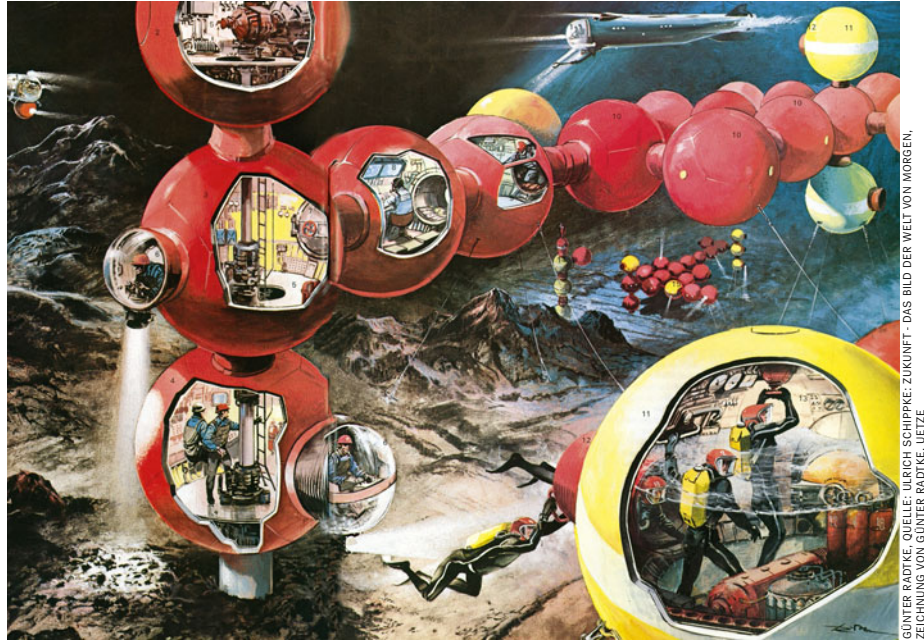
auf staatliche Behörden beschränkt, wird offenkundig, dass Amerika tatsächlich zu einem Volk von Bürokraten geworden ist. Der endgültige Sieg über die Sowjetunion führte in Wirklichkeit nicht zur Herrschaft des „Marktes“. Er festigte vielmehr die Vorherrschaft einer konservativen Managerelite, von Wirtschaftsbürokraten, die unter dem Vorwand kurzfristigen Wettbewerbsdenkens alle ungewöhnlichen, neuartigen oder möglicherweise auch revolutionären Gedanken zu ersticken versuchen. Wir leben in einer zutiefst bürokratischen Gesellschaft. Die bürokratischen Verfahrensweisen und Anforderungen haben die Gesellschaft mittlerweile so stark durchdrungen, dass wir es kaum noch wahrnehmen – oder, schlimmer noch, dass wir uns gar nicht mehr vorstellen können, die Dinge auch anders zu regeln.

Computer haben maßgeblich zu dieser Entwicklung beigetragen. So haben die Softwareprogramme, die entwickelt wurden, um uns von administrativen Verpflichtungen zu entlasten, uns letztlich in teilszeit- oder vollzeitbeschäftigte Administratoren verwandelt. Eltern akzeptieren, dass sie jedes Jahr 40-seitige Onlineformulare ausfüllen müssen, um ihre Kinder in den von ihnen gewünschten Schulen unterzubringen; Büroangestellte finden sich damit ab, ihre Zeit für das Eingeben von Passwörtern in ihre Mobilgeräte für den Zugang zu ihren Bank- und Kreditkartenkonten aufzuwenden – und eigentlich allen ist klar, dass sie Aufgaben übernehmen, die früher von Reisebüromitarbeitern, Brokern und Buchhaltern ausgeführt wurden. Ich glaube, dass es in der Geschichte nie eine Periode gegeben hat, in der die Menschen annähernd so viel Zeit für Papierarbeit und Schreibkram aufwenden mussten.

All dies aber entwickelte sich erst nach der Überwindung des schrecklichen, bürokratischen Sozialismus und nach dem triumphalen Sieg der Freiheit und des Marktes. Das ist zweifellos eine der großen Paradoxien des heutigen Lebens.

Ich möchte es folgendermaßen ausdrücken: In diesem letzten, widersprüchlichen Stadium des Kapitalismus entwickeln wir uns von poetischen Technologien hin zu bürokratischen Technologien.

Mit poetischen Technologien meine ich die Nutzung rationaler, technischer, bürokratischer Mittel, um überschäumende, unrealistische Phantasien zum Leben zu erwecken. In diesem Sinne sind poetische Technologien so alt wie die menschliche Zivilisation. Die ägyptischen Pharaonen konnten ihre Pyramiden nur erbauen, weil sie die administrativen Abläufe meisterhaft beherrschten. Dadurch waren sie in der Lage, Produktionsstraßen zu entwickeln, komplexe Aufgaben in Dutzende einfacher Operationen zu unterteilen und jede von



GÜNTER RADTKE. QUELLE: JURICH SCHIPPKE. ZUKUNFT – DAS BILD DER WELT VON MORGEN. ZEICHNUNG VON GÜNTER RADTKE. IETZE

Siebzigjahre-Vision einer Unterwasserstadt: Stattdessen ein Triumph der Bürokratie

diesen einer bestimmten Gruppe von Arbeitern zuzuweisen – obwohl die verfügbare mechanische Technologie über den Hebel und die schiefe Ebene nicht hinausging. Unter bürokratischer Anleitung und Aufsicht wurden Heere von Sklaven in die Zahnräder einer gigantischen Maschine verwandelt. Noch viel später, nachdem die tatsächlichen Zahnräder erfunden waren, war die Bauweise einer komplexen Maschine in gewisser Weise eine Verfeinerung jener Prinzipien, die ursprünglich entwickelt worden waren, um große Menschenmengen zu organisieren. Immer wieder wurden diese Maschinen – ob ihre beweglichen Teile Arme und Rumpfe sind oder Kolben, Räder und Federn – eingesetzt, um Phantasien oder Träume zu verwirklichen, die sonst niemals Wirklichkeit hätten werden können: Kathedralen, Mondraketen, transkontinentale Eisenbahnen und so weiter. Zweifellos haben poetische Technologien etwas Erschreckendes an sich: Ihre Poesie kann ebenso dunkle, satanische Kräfte hervorbringen wie Schönheit und Befreiung. Doch die rationalen, bürokratischen Techniken stehen stets im Dienst irgendeines phantastischen Ziels.

Heute haben wir das Gegenteil. Es ist nicht so, dass Visionen, Kreativität und Phantasien nicht mehr ermutigt werden würden. In den wenigen Bereichen, in denen die freie, schöpferische Kreativität noch gefördert wird, wie etwa bei der Entwicklung von Open-Source-Software im Internet, aber wird sie letztlich dazu genutzt, weitere und noch effizientere Plattformen für das Ausfüllen von Formularen zu schaffen. Das meine ich mit „bürokratischen Technologien“: Administrative Zwänge und Notwendigkeiten sind von einem Mittel zum Zweck der technologischen Entwicklung geworden. Unterdessen hat die größte und mächtigste Nation, die

es jemals auf diesem Planeten gegeben hat, die vergangenen Jahrzehnte damit zugebracht, ihren Bürgern einzureden, dass wir keine großen, ehrgeizigen Unternehmungen mehr in Angriff nehmen können, selbst wenn – wie die gegenwärtige Umweltkrise vermuten lässt – das Schicksal der Erde davon abhängt.

Welche politischen Implikationen ergeben sich daraus? Wir werden einige unserer Grundannahmen über die Natur des Kapitalismus radikal überdenken müssen. Eine dieser Annahmen besagt, dass der Kapitalismus in gewisser Weise mit dem Markt identisch sei. Daher seien beide gegenüber der Bürokratie, als einer Schöpfung des Staates, feindlich eingestellt. Die zweite Annahme lautet, der Kapitalismus sei seiner Natur gemäß technologisch fortschrittlich.

Die Verteidiger des Kapitalismus führen gewöhnlich drei fundamentale historische Behauptungen ins Feld: Erstens habe er die rasche technologische Entwicklung gefördert; zweitens habe er, wie viel Reichtum sich auch bei einer kleinen Minderheit anhäufen mag, zu einer Zunahme des allgemeinen Wohlstands geführt; und drittens habe er dadurch eine sicherere und demokratischere Welt hervorgebracht. Heute, im 21. Jahrhundert, zeigt sich deutlich, dass der Kapitalismus keine dieser Errungenschaften für sich verbuchen kann. Auch seine Befürworter zweifeln zunehmend an diesem System und greifen stattdessen auf die Behauptung zurück, es sei das einzig mögliche System – oder zumindest das einzig mögliche System für eine komplexe, technologisch hochentwickelte und differenzierte Gesellschaft wie die unsere.

Wenn das Ziel des neoliberalen Kapitalismus letztlich darin besteht, eine Welt zu

SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

schaffen, in der niemand mehr den Glauben an ein anderes funktionsfähiges Wirtschaftssystem besitzt, dann muss er aus diesem Grund nicht nur jeden Gedanken an eine erlösende Zukunft unterdrücken, sondern auch jede radikale technologische Zukunft, die diese Erlösung hervorrufen könnte. Hier tut sich ein gewisser Widerspruch auf. Es kann dem Neoliberalismus nicht darum gehen, uns von einem Ende des technischen Wandels zu überzeugen – denn das würde bedeuten, dass der Kapitalismus in Wirklichkeit gar nicht fortschrittlich ist. Vielmehr sollen wir überzeugt werden, dass der technische Fortschritt tatsächlich weitergeht, dass wir wirklich in einer Welt voller Wunder leben. Zugleich aber dürfen diese Wunder nur die Form bescheidener Verbesserungen annehmen (das neueste iPhone!), sollten stets Gerüchte über bevorstehende Erfindungen kursieren („Ich habe gehört, bald soll es fliegende Autos geben“), muss noch geschickter mit Informationen und Bildern gespielt und müssen noch komplexere Plattformen für das Ausfüllen von Formularen entwickelt werden. Die Welt zu überzeugen, dass der neoliberale Kapitalismus den Fortschritt vorantreibt und anführt, während er ihn in Wirklichkeit zu bremsen versucht, ist problematisch.

Mit ziemlicher Sicherheit können wir davon ausgehen, dass sich Erfindungen und echte Innovation nicht im Rahmen des Konzernkapitalismus vollziehen werden – und wahrscheinlich überhaupt nicht unter irgendeiner Form von Kapitalismus. Wenn wir tatsächlich Kuppeln auf dem Mars bauen oder uns Mittel und Möglichkeiten verschaffen wollen, um herauszufinden, ob es im All fremde Zivilisationen gibt, mit denen wir Kontakt aufnehmen können, dann müssen wir ein anderes ökonomisches System entwerfen. Vielleicht können wir nur dorthin gelangen, wenn wir bestehende bürokratische Strukturen aufbrechen. Und wenn wir tatsächlich Roboter entwickeln wollen, die unsere Wäsche waschen oder die Küche sauber machen, müssen wir sicherstellen, dass dieses neue, den Kapitalismus ablösende System auf einer gerechteren Verteilung von Wohlstand und Macht beruht – ein System, in dem es keine Superreichen mehr gibt und auch keine Armen, die bereit sind, deren Hausarbeit zu erledigen. Erst dann wird die Technologie in den Dienst der Bedürfnisse der Menschen gestellt. Das ist auch der wichtigste Grund, warum wir uns aus dem tödlichen Griff der Hedgefonds-Manager und der Konzernchefs befreien müssen – um unsere Phantasien aus den Schablonen zu lösen, in die diese Männer sie gezwängt haben, und unsere Imagination abermals zu einer materiellen Kraft in der menschlichen Geschichte werden zu lassen.

Belletristik

- 1 (3) **Jan Weiler** **Im Reich der Pubertiere** Kindler; 12 Euro
- 2 (1) **Jojo Moyes** **Ein ganz neues Leben** Wunderlich; 19,95 Euro
- 3 (2) **Dörte Hansen** **Altes Land** Knaus; 19,99 Euro
- 4 (4) **Joachim Meyerhoff** **Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke** Kiepenheuer & Witsch; 21,99 Euro
- 5 (7) **Bov Bjerg** **Auerhaus** Blumenbar; 18 Euro
- 6 (5) **Martin Walser** **Ein sterbender Mann** Rowohlt; 19,95 Euro
- 7 (9) **Jane Gardam** **Ein untadeliger Mann** Hanser; 22,90 Euro
- 8 (–) **Antoine Laurain** **Der Hut des Präsidenten** Atlantik; 20 Euro

 Im neuen Roman des französischen Bestsellerautors Laurain macht ein einfacher Herrenhut die kühnsten Träume seiner Träger wahr
- 9 (10) **Stephen King** **Basar der bösen Träume** Heyne; 22,99 Euro
- 10 (6) **Horst Evers** **Alles außer irdisch** Rowohlt, Berlin; 19,95 Euro
- 11 (8) **Camilla Läckberg** **Die Schneelöwin** List; 19,99 Euro
- 12 (–) **Jan Weiler** **Das Pubertier** Kindler; 12 Euro
- 13 (–) **William Boyd** **Die Fotografin** Berlin; 24 Euro
- 14 (–) **Orhan Pamuk** **Diese Fremdheit in mir** Hanser; 26 Euro
- 15 (11) **Sebastian Fitzek** **Das Joshua Profil** Bastei Lübbe; 19,99 Euro
- 16 (–) **Michael Köhlmeier** **Das Mädchen mit dem Fingerhut** Hanser; 18,90 Euro
- 17 (13) **Donna Leon** **Endlich mein** Diogenes; 24 Euro
- 18 (15) **Rafik Schami** **Sophia oder Der Anfang aller Geschichten** Hanser; 24,90 Euro
- 19 (–) **Abbas Khider** **Ohrfeige** Hanser; 19,90 Euro
- 20 (16) **Kerstin Gier** **Silber – Das dritte Buch der Träume** Fischer FJB; 19,99 Euro

Sachbuch

- 1 (1) **Peter Wohlleben** **Das geheime Leben der Bäume** Ludwig; 19,99 Euro
- 2 (2) **Dalai Lama** **Der Appell des Dalai Lama an die Welt** Benevento; 4,99 Euro
- 3 (3) **Ildikó von Kürthy** **Neuland** Wunderlich; 19,95 Euro
- 4 (5) **Andreas Englisch** **Der Kämpfer im Vatikan** C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 5 (4) **Jürgen Todenhöfer** **Inside IS – 10 Tage im „Islamischen Staat“** C. Bertelsmann; 17,99 Euro
- 6 (6) **Helmut Schmidt** **Was ich noch sagen wollte** C. H. Beck; 18,95 Euro
- 7 (7) **Navid Kermani** **Ungläubiges Staunen** C. H. Beck; 24,95 Euro
- 8 (9) **Wilhelm Schmid** **Gelassenheit** Insel; 8 Euro
- 9 (8) **Papst Franziskus** **Der Name Gottes ist Barmherzigkeit** Kösel; 16,99 Euro
- 10 (–) **Ahmad Mansour** **Generation Allah – Warum wir im Kampf gegen religiösen Extremismus umdenken müssen** S. Fischer; 19,99 Euro

 Der Psychologe Mansour beleuchtet, wie Jugendliche zu Islamisten werden und wie man sie zurück in die Gesellschaft holen kann
- 11 (10) **Monica Lierhaus** **Immer noch ich** Ullstein; 19,99 Euro
- 12 (12) **Hamed Abdel-Samad** **Mohamed – Eine Abrechnung** Droemer; 19,99 Euro
- 13 (11) **Manfred Lütz** **Wie Sie unvermeidlich glücklich werden** Gütersloher Verlagshaus; 17,99 Euro
- 14 (16) **Tim Marshall** **Die Macht der Geographie** dtv; 22,90 Euro
- 15 (13) **Astrid Lindgren** **Die Menschheit hat den Verstand verloren – Tagebücher 1939–1945** Ullstein; 24 Euro
- 16 (18) **Peter Scholl-Latour** **Mein Leben** C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 17 (20) **Ajahn Brahm** **Der Elefant, der das Glück vergaß** Lotos; 16,99 Euro
- 18 (–) **Ulf Küch** **SOKO Asyl** Riva; 16,99 Euro
- 19 (19) **Susanne Fröhlich / Constanze Kleis** **Frau Fröhlich sucht die Liebe ... und bleibt nicht lang allein** Fischer Krüger; 16,99 Euro
- 20 (15) **Oliver Sacks** **Dankbarkeit** Rowohlt; 8 Euro



Weltkulturerbe

Serienkritik *Sex, Drogen und Rock 'n' Roll im New York der Siebziger: „Vinyl“, produziert von Martin Scorsese und Mick Jagger*

Der Teppich von Bayeux ist eine im 11. Jahrhundert entstandene Stickarbeit auf einem rund 50 Zentimeter hohen Tuchstreifen. Über eine Länge von knapp 70 Metern wird in 58 Einzelszenen die Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm der Eroberer gezeigt, beginnend mit einer Begegnung von Harold Godwinson, Earl of Wessex, mit dem englischen König Edward und endend mit der Flucht der Engländer nach der Schlacht von Hastings am 14. Oktober 1066. Da die Schlusszenen fehlen, ist die ursprüngliche Länge des Tuchstreifens unbekannt. Seit 2007 gehört der Teppich zum Weltkulturerbe der Unesco.

Die Serie „Vinyl“ des amerikanischen Bezahlenders HBO ist eine am 14. Februar 2016 startende Produktion in zehn Folgen. In den 113 Minuten der ersten Episode wird die Musikszene der Stadt New York in den frühen Siebziger gezeigt, beginnend mit einer Begegnung des Musikmoguls Richie Finestra mit einem Koksdealer an einem Abend 1973 und endend mit seiner Flucht aus einem zusammengebrochenen Haus nach einem wilden Konzert in derselben Nacht. Da die Serie fortgesetzt werden soll, ist ihre endgültige Länge noch unbekannt.

Eine Bewerbung für das Weltkulturerbe der Musikgeschichte ist „Vinyl“ schon jetzt. Das Drehbuch schrieb unter anderen Terence Winter („Die Sopranos“, „The Wolf of Wall Street“), die Produzenten heißen Martin Scorsese und Mick Jagger. Scorsese, 73, der Regisseur von „Taxi Driver“, „GoodFellas“ und „The Last Waltz“, und Jagger, 72, Kopf und Sänger der Rolling Stones, haben sich zusammengetan, um ein Panorama jener Zeit zu entwickeln, in der sie selbst noch am Anfang ihrer Karrieren standen – jung, ehrgeizig und von jener adoleszenten Robustheit, in der Sex & Drugs & Rock 'n' Roll eine natürliche Einheit bilden, ohne moralischen oder physischen Kater. Wie Andy Warhol, David Bowie, Lou Reed, Alice Cooper und viele andere der inzwischen kanonischen Geschichte von Pop und Rock waren sie zur rechten Zeit am rechten Ort: im kaputten, kriminellen, wirtschaftlich dahintrüchelnden New York der beginnenden Siebziger, das eine Explosion der alternativen Szene hochgehen ließ. Noch dominierten Rock und Soul, doch parallel dazu entwickelten sich in diesem Jahr in buchstäblicher Nachbarschaft der Bowery, des Greenwich Village und der Bronx die Anfänge des Punk, des Hip-Hop und das Disco Fever. Die sexuelle Revolution, aufputschende Drogen, Vintage-Mode und viel arbeitslose Zeit: Das ergab den Cocktail, an dem „Vinyl“ sich berauscht.



Video:
Ausschnitte aus „Vinyl“

spiegel.de/sp072016vinyl
oder in der App DER SPIEGEL

Am 15. Februar um 3 Uhr unter anderem auf Sky Online, ab 7. April auf Sky Atlantic HD.

Wie der Teppich von Bayeux ist auch „Vinyl“ ein Panorama, das auf Überwältigung setzt: Vor knapp tausend Jahren waren es die schiere Länge des Tuchs, der kombinierte Einsatz von Bild und Text, die farbige Detailfreude seiner Stickerei und die Kostbarkeit des Materials, welche die Betrachter in Bann zogen, um eine Sicht der unmittelbaren Vergangenheit verbindlich darzustellen. Nun ist es ein Zusammenspiel von bewegten Bildern und bewegender Musik, von Rausch in Farben und im Bewusstsein – durch Flashbacks des Hauptdarstellers markiert –, das denselben Effekt erzeugen soll: So und nicht anders kann es gewesen sein. Wer „Vinyl“ sieht, so lautet das Gelöbnis, hat die frühen Siebziger nicht besichtigt, sondern gelebt.

So sehr wird die Aufmerksamkeit des Publikums gefordert, so vollkommen ist der Einsatz aller Mittel, um die Sinne des Hörens und Sehens zu beschäftigen. Ob eine Massenszene à la Fellini, in der, in rotes Licht getaucht, zahllose junge Nackte zu einer sexuellen Orgie zusammenfinden, oder das Zusammentreffen alter, weißer Männer der Musikindustrie mit jungen, schwarzen Musikern in einem Aufnahmestudio: Die Bilder sind von einer meisterlichen Präzision, stimmig und atmosphärisch hinreißend. Der Tempowechsel im Ganzen, vom Elegischen zum Dramatischen, vom genussvollen Horrortrip zur



„Vinyl“-Darsteller: Durch schwere Lider die Welt betrachten

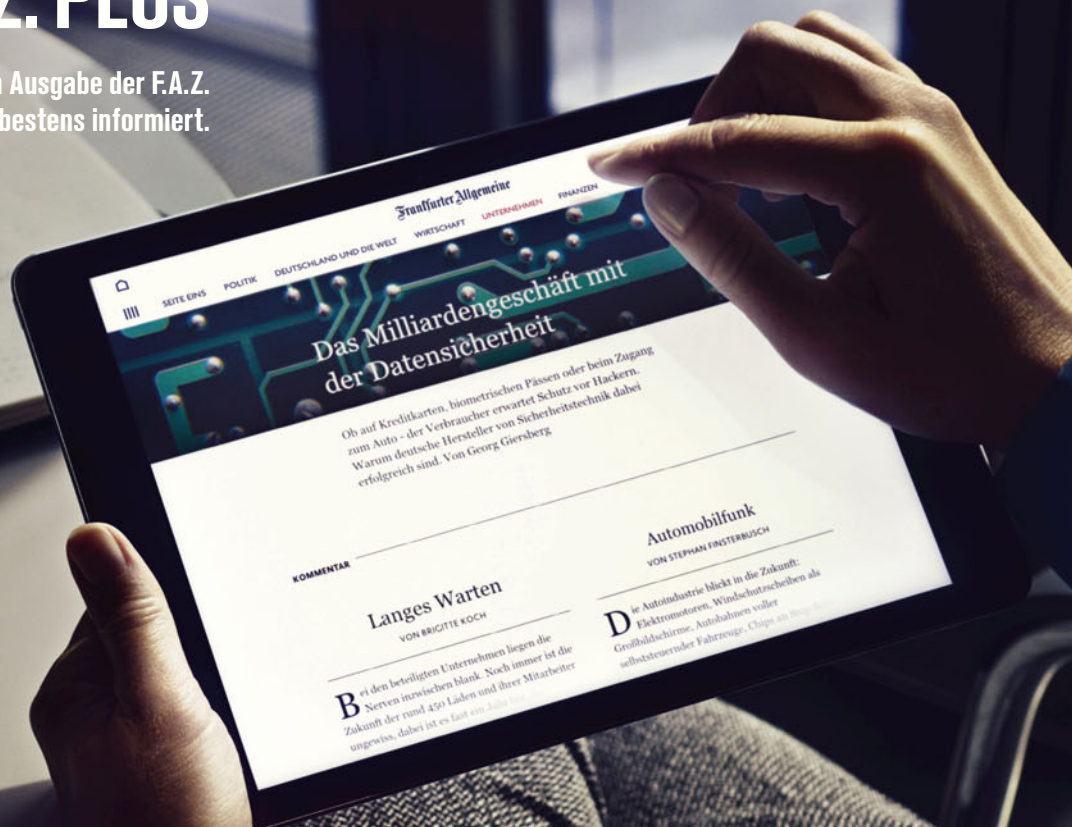
prekären Idylle, von der Gruppendynamik zur Innenwelt des Einzelnen, ist von bezwingender Macht. Die Schauspieler sind durchweg exzellent, und in keiner einzelnen Szene verrät die Dramaturgie ihr Ziel: eine Welt zu zeigen, die von narzisstischer Ausschweifung, von vitaler Unbekümmertheit und kreativer Lust sowie Selbstzerstörung lebt – und in deren Mitte, unerkannt und unbewegt, das kalte Herz des Geldes schlägt.

Und doch bleibt ein Gefühl des Unbelebten. Denn die Figur, durch deren schwere Lider diese Welt betrachtet wird, ist zumindest zu Beginn der Serie noch wenig prägnant: Richie Finestra (Bobby Cannavale), der den Rock 'n' Roll und von ihm leben will, der zu wenig zynisch ist, um unter allen Umständen erfolgreich zu sein, und nicht integer genug, um seiner Leidenschaft bedingungslos zu folgen, dieser Finestra kann nicht durch ein Drama führen. Er bleibt, wie der Normannenherzog Wilhelm der Eroberer im Teppich von Bayeux, eine Figur unter vielen. Anders als der mittelalterliche Held ist er eine blasse Erfindung. Das Panorama um ihn herum ist gleichwohl von musealer Pracht.

Elke Schmitter

Die neue digitale Zeitung F.A.Z. PLUS

Mit der kompletten Ausgabe der F.A.Z.
auch zwischendurch bestens informiert.



- Die Qualität der Frankfurter Allgemeinen Zeitung
- Schon ab 20 Uhr die Ausgabe von morgen lesen
- Elegantes, lesefreundliches Design
- Für Smartphone und Tablet optimierte App
- Schnell und von überall abrufbar
- Inklusive E-Paper-Zugang

F.A.Z. PLUS

JETZT GRATIS TESTEN AUF FAZ.NET/PLUS

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Susanne Beyer, Dirk Kurbjuweit, Alfred Weinzierl

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: René Pfister, Michael Sauga, Christiane Hoffmann (stellv.). **Redaktion Politik und Wirtschaft:** Dr. Melanie Amann, Sven Böll, Markus Dettmer, Horand Knaup, Ann-Katrin Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Cornelia Schmergal, Christoph Schulz, Anne Seith, Britta Stuf, Gerald Traufetter. **Autoren, Reporter:** Markus Feldenkirchen, Konstantin von Hammerstein, Marc Huer, Alexander Neubacher, Christian Rejeremann, Marcel Rosenbach

DEUTSCHLAND Leitung: Cordula Meyer, Dr. Markus Verbeet, Annette Grobongard (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Meldungen). **Redaktion:** Michael Fröhlingssdorf, Hubert Gude, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubbert, Günther Latsch, Udo Ludwig, Miriam Olbrisch, Andreas Ulrich, Wolf Wiedmann-Schmidt, Antje Windmann. **Autoren, Reporter:** Jürgen Dahlkamp, Jan Fleischhauer, Gisela Friedrichsen, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Frank Hornig. **Redaktion:** Sven Becker, Markus Deggerich, Maximilian Popp, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. **Autoren, Reporter:** Stefan Berg, Martin Knobbe, Jörg Schindler

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Susanne Amann (stellv.), Markus Brauck (stellv.). **Redaktion:** Simon Hage, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Kläwiter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Jörg Schmitt. **Autoren, Reporter:** Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). **Redaktion:** Dieter Bednarz, Katrin Kuntz, Jan Puhl, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Helene Zuber. **Autoren, Reporter:** Marian Blasberg, Clemens Höges, Ralf Hoppe, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef (Moskau), Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. **Redaktion:** Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Katrin Elger, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmid, Matthias Schülz, Frank Thaddeus, Christian Wüst. **Autor:** Jörg Blech

KULTUR Leitung: Lothar Gorris, Sebastian Hammelehle (stellv.). **Redaktion:** Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Anke Dürr, Ulrike Knöfel, Tobias Rapp, Daniel Sander, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. **Autoren, Reporter:** Georg Diez, Dr. Martin Doerzy, Volfgang Höbel, Thomas Hüftlin, Dr. Joachim Kronstein, Dr. Nils Minkmar, Elke Schmitter, Volker Weidemann, Marianne Wellershoff

GESELLSCHAFT Leitung: Ulrich Fichtner, Matthias Geyer. **Redaktion:** Fiona Ehlers, Özlem Gezer, Hauke Goss, Maik Großekathöfer, Barbara Hardinghaus, Maren Keller, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiebel, Jonathan Stock, Takis Würger. **Autoren, Reporter:** Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mingels, Alexander Osang, Cordt Schnibben, Alexander Smolczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. **Redaktion:** Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN Leitung: Dietmar Pieper, Dr. Susanne Weingarten (stellv.); **Redaktion:** Annette Bruhns, Angela Gatterbug, Uwe Klufmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter www.spiegel.de/kuerzel

KOORDINATION INVESTIGATIV Jürgen Dahlkamp (juergen_dahlkamp@spiegel.de), Jörg Schmitt (joerg_schmitt@spiegel.de)

KOORDINATION MEINUNG Markus Feldenkirchen, Christiane Hoffmann

MULTIMEDIA Jens Radü; Alexander Epp, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Anke Jensen (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Gesine Block; Christian Albrecht, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Ursula Junger, Sylke Kruse, Maika Kunze, Katharina Lüken, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann, Christel Bastillon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Anke Wellnitz. **E-Mail:** bildred@spiegel.de

SPiegel Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 212 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unsehl (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufer, Kristian Heuer, Louise Jessen, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm. **Sonderhefte:** Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Svenja Kruse, Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg

REDAKTIONSVERTRETUNGEN

DEUTSCHLAND **BERLIN** Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgänschen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Clauß, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Jan Friedmann, Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. 0711 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND **BOSTON** Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. +1 617 9452531

BRÜSSEL Peter Müller, Christoph Pauly, rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vloeberg 8018, Kapstadt, Tel. +27 21 4261191

KIEW Luteranska wul. 3, kw. 63, 01011 Kiew, Tel. +38 050 3839135

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. +44 203 4180610, Fax +44 207 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. +34 650652889

MOSKOW Matthias Schupp, Glasowski Peroulok Haus 7, Office 66, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Philipp Oehmke, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. +1 212 2217583, Fax 3026258

PARIS Julia Amalia Heyer, 12 Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. +33 1 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P. O. Box 170, Peking 100101, Tel. +86 10 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. +55 21 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P. O. Box 30119, San Francisco, CA 94133, Tel. +1 212 2217583

TEL AVIV Nicola Abé, P. O. Box 8387, Tel. Aviv-Jaffa 61083, Tel. / Fax +972 3 6835339

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Asagaya Minami 2-31-15 B, Suginami-ku, Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

WARSCAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222, Fax 3473194

DUKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cornelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arya, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkins, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Guseck, Jessica Kentschik, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Dr. Vasilios Papadopoulos, Ulrike Prieß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulja Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Tullio Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPiegel-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Faclman

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 70 vom 1. Januar 2016

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. 040 3007-2540, www.spiegel-qq.de

Verantwortlich für Vertrieb: Stefan Buhr

Verantwortlich für Herstellung: Silke Kassuba

Druck: Stark Druck, Pforzheim

MIX Papier FSC® C008208

VERLAGSLEITUNG Jesper Doub, Dr. Michael Plasse

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: 040 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:
Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Telefon: 040 3007-0, Stichwort „Investigativ“
E-Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ
Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet:
6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: 040 3007-2687 Fax: 040 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-ROM. Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: 040 3007-2869 Fax: 040 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de
übriges Ausland: The New York Times Syndicate
E-Mail: Thomas.Lotito@nytimes.com Tel.: +1 212 556-5119

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn www.spiegel-antiquariat.de Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V. Telefon: 06421 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: 069 9551240

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 228,80
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UNI SPIEGEL
Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland
Mengenpreise auf Anfrage.
Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80 (der Anteil für das E-Paper beträgt € 171,60)
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Kundenservice

Persönlich erreichbar
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de



Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg –
oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo



für € 4,40 pro gedruckte Ausgabe
 für € 3,90 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 3,30)
 für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,48) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe. Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

E-Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP16-003, SD16-006
SD16-008 (Upgrade)

INTERNET www.spiegel.de
REDAKTIONSLOG spiegel.de/spiegelblog
TWITTER @derspiegel
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DER SPIEGEL (USPS no 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of Publication: German Language Publications Inc, 153 S Dean St, Englewood NJ 07631, 1-855-457-6397. Periodicals postage is paid at Paramus NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.



SOBREN STACHE / PICTURE ALLIANCE / DPA

ROGER WILLEMSSEN, 60

In der Ausgabe vom 15. Januar 1990 wird Roger Willemssen zum ersten Mal im SPIEGEL zitiert. Es ging um eine erotische Anthologie, die der 34-jährige „Germanist, Übersetzer und Schriftsteller“ für den Reclam-Verlag angefertigt hatte, die den Verlagsoberen aber zu krass geraten war. Willemssen hatte die Literaturgeschichte allzu gründlich durchsucht und Ausschweifungen zusammengetragen, die weit über das hinausgingen, was einem für Schullektüre bekannten Verlag noch geheimer war. Der Artikel endete: „Der Sammler sitzt nun klamm auf seinem Erektionsstau und schmettert einen Schlachtruf des Grafen Mirabeau ins muckerische Ditzingen: ‚Zieht euch zurück, ihr eifernden Zensoren. Schließt, Frömmeler, Moralisten, Narren, eure Ohren!‘“

Seitdem hat Roger Willemssen das Bild des deutschen Intellektuellen revolutioniert. Hier sprach und schrieb einer, der kritisierte, aber den Leuten keine Angst einjagte, weder vor dem Weltuntergang noch voreinander; einer, der der Lust am Denken und am Leben einen gegenwärtigen Ausdruck gab. Der angstfrei, ja frech war – obwohl er nicht einmal Beamtenstatus genoss. Anders als so viele deutsche Geistesgrößen seit der Aufklärung verachtete er seine Gegenwart nicht, nicht einmal die zeitgenössische Kultur – mit Ausnahme vielleicht aller Sendungen von und mit Heidi Klum. Er liebte Jazz, Fotografie, das Kino und wurde zu einem Akteur im Massenmedium schlechthin, dem Fernsehen. Diese Arbeit betrieb er, ohne sich über seine Kollegen in den Sendern und den Studios zu erheben – schon gar nicht über sein Publikum. Sein wundervolles Buch „Deutschlandreise“ ist eine Liebeserklärung an die kauzige, schräge deutsche Provinz und ihre Bewohner. Willemssen war ein besessener Arbeiter, der – da ist die Episode mit dem Verlag ganz typisch – die ihm erteilten Aufträge ernster nahm, als seine Auftraggeber sie gemeint hatten. Wenn er zur Blattkritik kam, besprach er wirklich jeden einzelnen Artikel. Mit ihm befreundet sein zu wollen konnte zum Vollzeitjob werden – er machte die Dinge eben nie nur so halb.

Und so hielt er es auch mit den Werten des Westens. Seine Art der Subversion war es, sie ernst zu nehmen. Daher unterstützte er Amnesty International, reiste nach Afghanistan und zu den ehemaligen Häftlingen von Guantanamo. Er verbrachte ein Jahr im Bundestag und schrieb „Das hohe Haus“ – ein wichtiges, aufklärerisches Buch über den real existierenden Parlamentarismus. Willemssen war, auf eine heute fast vergessene Art, ein Liberaler mit einer Faszination für das Libertäre. Und weil die Freiheit sein eigentliches Element war, können wir ihn uns heute, da er alle irdischen Grenzen überwunden hat, im Glück vorstellen und so, wie er seine E-Mails unterschrieb: freudig winkend. Roger Willemssen starb am 7. Februar in Wentorf bei Hamburg. nm

MAURICE WHITE, 74

Um „kosmisches Bewusstsein“ ging es ihm und seinen Bandkollegen von Earth, Wind & Fire. Zu diesem Thema hielt er gern, heißt es, sehr lange und sehr spirituelle Reden. Gleichzeitig war seine Musik keineswegs verschraubt, nie übermäßig kompliziert, sondern stets geradlinig, ohne Zierrat. Und vor allem tanzbar: Songs wie „Shining Star“ oder „September“ gehörten zum Dance-Kanon der Siebziger. Den Sound hatte White, der Gründer der Band, im Chicago Soul der mittleren Sechzigerjahre geschmiedet. Dort hatte er sich zu einem nachgefragten Studiodrummer entwickelt, und dort er fand er wohl jenen Groove,



ROB VERHOEIST

den er dann in Kalifornien ausarbeitete und in die Discos brachte. Auch Barack Obama schwört auf seine Musik. Maurice White starb in der Nacht zum 4. Februar in Los Angeles. rho

DAVE MIRRA, 41

Seine Fans nannten ihn Miracle Man, weil seine Tricks auf dem BMX-Rad so atemberaubend waren. Bei den X Games, einer Art Olympia für Skater und BMX-Profis, gewann er 2 Medaillen. So wurde er einer der populärsten Extremsportler der USA. Mirra liebte es, die Grenzen seines Sports auszuloten. Manchmal ging das schief, nach einem Unfall musste ihm die Milz entfernt werden. Trotzdem stieg er immer wieder auf sein BMX-Rad. „Adrenalin ist wahrscheinlich das beste Schmerzmittel, das du kriegen kannst“, sagte er. Dave Mirra wurde am 4. Februar in Greenville, North Carolina, tot in seinem Auto gefunden. le

KARL OTTO MEYER, 87

Er war der wichtigste Kopf im Südschleswigschen Wählerverband (SSW), der Partei der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein: von 1960 bis 1975 als ihr Vorsitzender und zwischen 1971 und 1996 als einziger SSW-Abgeordneter im Landtag. Deutschlandweit bekannt wurde er 1987, als nach dem Tod Uwe Barschels seine Stimme das Zünglein an



ANGELIKA WARMUTH / DPA

der Waage bei der Wahl eines neuen CDU-Ministerpräsidenten war. Meyer stimmte am Ende mit der SPD und erzwang so Neuwahlen. Die gewann die SPD, und Barschels einstiger Rivale Björn Engholm wurde Ministerpräsident. „Man darf ein Bundesland nicht von einem Dänen regieren lassen!“, schimpfte Franz Josef Strauß damals aus Bayern. Karl Otto Meyer starb am 7. Februar in Schafflund bei Flensburg. lot

HARO SENFT, 87

Der Regisseur und Produzent stand in den Sechzigerjahren für einen Neuanfang des deutschen Kinos. Er war die treibende Kraft hinter dem Oberhausener Manifest, in dem 26 Filmschaffende 1962 eine Abkehr vom Konservatismus der Nachkriegszeit forderten. In seinem Spielfilm „Der sanfte Lauf“ (1967) gab er dem jungen Bruno Ganz seine erste Hauptrolle und griff die Generationenkonflikte in der bundesrepublikanischen Gesellschaft auf, die bald darauf 1968 eskalierten. Senft drehte packende Kurzfilme wie den über das erste kommerzielle Atomkraftwerk in Deutschland, Kahl, für den er eine Oscar-Nominierung erhielt. Später konzentrierte er sich auf Kinderfilme. Haro Senft starb am 4. Februar. lob



Kuss vom Mutanten

Der englische Fußballprofi **Wayne Rooney**, 30, erlebte kürzlich einen Superhelden hautnah. Rooney und seine Kollegen von Manchester United, darunter auch der deutsche Nationalspieler Bastian Schweinsteiger, treten in einem Internetwerbespot für den Kinofilm „Deadpool“ auf, der vergangenen Donnerstag auch in Deutschland anlief. Der Titelheld Deadpool, im Kino gespielt von Ryan Reynolds, ist ein Mutant in rot-schwarzem Ganzkörperanzug, er trägt zwei Samuraischwerter und

besitzt übermenschliche Kräfte. In dem Promovideo mit den Profis von Manchester United muss der Superheld einen Elfmeter verwandeln. Er läuft an, trifft und jubelt zusammen mit den Fußballstars. Im Freudentaumel gibt er Rooney einen Kuss auf den Kopf. Die Inszenierung ist ein Paradebeispiel für modernes Marketing: Kürzlich stellte Manchester United 20th Century Fox als Werbepartner vor. Das Hollywoodstudio darf jetzt Filme im Stadion des Vereins und über dessen Social-Media-Kanäle promoten. Manchester United erreicht über Facebook und Twitter mehr als 70 Millionen Menschen. **le**

Freiheit ohne Preis

Die indische Schriftstellerin **Arundhati Roy**, 54 („Der Gott der kleinen Dinge“), ist wegen „Missachtung des Gerichts“ angeklagt, ein Vergehen, das mit Gefängnis bestraft werden kann. Grund ist ein Text der Booker-Prize-Trägerin, der im Mai vergangenen Jahres erschienen war. Darin setzte sich Roy in einem Nebensatz für die

Freilassung eines schwerbehinderten Professors ein, der beschuldigt wird, einer links-extremistischen Gruppe anzugehören. Roy schrieb, es habe den Anschein, als wollten die Behörden nicht, dass der Professor das Gefängnis lebend verlasse. „Skandalös“, befand das zuständige Gericht und stellte Roy unter Anklage. Die Christin ist dem nationalistischen Hindu-Regime von Premierminister



SUKI DHANDA / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

Narendra Modi ein Dorn im Auge. Und sie ist nicht die einzige Autorin, die unter der restriktiven Herrschaft leidet. Freie Meinungsäußerung wird in Indien zunehmend erschwert. Seit Oktober haben über 40 indische Autoren, darunter auch Roy, ihre nationalen Literaturpreise zurückgegeben, aus Protest gegen die Ermordung dreier Regimekritiker und die schleppende Aufklärung der Fälle. **ks**

Sibirisches Silber

Jüngst bekam **Leonardo DiCaprio**, 41, seine sechste Oscarnominierung, diesmal für seine Hauptrolle im Überlebensdrama „The Revenant – Der Rückkehrer“. Ob der Schauspieler tatsächlich seinen ersten Oscar gewinnt, wird sich erst am 28. Februar



ABACUS USA / REFLEX MEDIA

bei der Verleihung in Los Angeles herausstellen. Eine andere Auszeichnung ist ihm aber schon sicher: aus Jakutien. DiCaprio beeindruckte eine Gruppe von Zuschauerinnen aus der sibirischen Permafrostprovinz so sehr mit seinem Porträt eines Schnee-und-Eis-Überlebenden, dass sie für ihn nun eine Statuette mit Oscar-Antlitz aus massivem Silber herstellen lassen wollen. Das Edelmetall steht in der Tradition der sibirischen Nomaden für Reinheit. „DiCaprio hat Respekt vor Ureinwohnern, das wollen wir würdigen“, sagte Tatjana Jegorowa, die Organisatorin des Projekts. Für DiCaprio ist Jegorowa und ihren Mitstreiterinnen nichts zu schade: Die Frauen ließen sogar ihren Schmuck einschmelzen, um Silber für die Trophäe zu sammeln. red

Glamour mit Substanz

„Ich habe darauf gewartet, 30 zu werden, seitdem ich 12 war“, sagte die Schauspielerin **Gemma Arterton** dem „Sunday Telegraph“ kurz nach dem lang ersehnten Geburtstag am 2. Februar. Begründung: Als Teenager habe sie sich immer zu alt für ihren Körper gefühlt. Jetzt sei sie „gespannt, was passieren wird. Ich möchte gern Kinder haben, und ich möchte Regie führen“. Die Britin, die als junge Agentin an James Bonds Seite 2008 internationalen Ruhm erlangte und danach einige Blockbuster drehte, ist im Moment im Apollo Theatre in London zu sehen. Bühnenarbeit, hochwertige Fernsehproduktionen oder Independent-Filme zieht Arterton dem Glamourzirkus Hollywoods inzwischen vor: „Mit den Blockbustern fühlte ich mich intellektuell unterfordert, ich konnte mich nicht richtig ausdrücken.“ Sie habe damals aus den falschen Gründen Rollen angenommen. In diesem Jahr werden fünf Filme mit ihr erscheinen,

auf die sie „stolz“ sei – und sie wirkt auch eifrig hinter den Kulissen: Die von ihr 2013 mitgegründete Produktionsfirma, mit der Arterton ausdrücklich die Arbeit von Frauen im Filmbusiness fördern will, soll das erste, noch geheime Projekt umsetzen. ks



ROWLEIGH / DANIA PRESS / DANAPRESS



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Die Augenzeugin

Rasierklingen im Mund

Diana Nuñez, 61, hat im Auftrag der Diakonie sieben Jahre lang als Abschiebungsbeobachterin am Frankfurter Flughafen gearbeitet. Ihre Aufgabe: Sie musste aufpassen, dass sich die Polizei angemessen verhielt.

„Bei meinem Einsatz am Frankfurter Flughafen habe ich etwa 1400 Abschiebungen beobachtet. Ich hatte nicht das Recht, einzugreifen oder gar die Maßnahme abzubrechen. Ich konnte den Menschen noch ein Telefonat ermöglichen oder ihnen die Adresse einer Hilfsorganisation in die Hand drücken, an die sie sich in ihrem Heimatland wenden können. Vor allem habe ich mich aber als Zeugin verstanden. Ich habe unter anderem darauf geachtet, dass die Bundespolizei korrekt handelt und die Verhältnismäßigkeit wahrtr. Das war bis auf seltene Ausnahmen, in denen Beamte aus meiner Sicht zu hart durchgriffen, immer der Fall. Trotzdem spielen sich dort natürlich Dramen ab. Die Bilder mancher Abschiebungen bleiben mir für immer im Kopf. Vor allem, wenn die Menschen sich wehren, wenn man sie fesselt und an Bord des Flugzeugs trägt – das sind schlimme Szenen. Meine Kollegin von der Caritas und ich haben uns meistens diejenigen Fälle ausgesucht, die besonders schwierig erschienen. Etwa wenn die Menschen, die abgeschoben werden sollten, psychisch krank waren, traumatisiert, oder wenn es abzusehen war, dass sie Widerstand leisten würden. Einmal rannte ein Afghane aus dem startbereiten Flugzeug die Treppe runter auf die Landebahn. Manchmal kam es auch vor, dass sich Menschen Rasierklingen in den Mund steckten oder sich sonst wie selbst verletzten, damit die Abschiebung abgebrochen wird. Was mich besonders beschäftigt hat, sind Abschiebungen, bei denen Kinder dabei waren. Ich erinnere mich an eine pakistanische Mutter und ihren achtjährigen Sohn. Sie sagte: Ihr Mann werde sie töten, wenn sie nach Karatschi zurückkehre. Der Junge hat die ganze Zeit versucht, seine Mutter zu trösten. Das war eine sehr schwierige Situation, auch für mich. Dass Kinder ihre Eltern so sehen – zitternd, weinend, hoffnungslos –, ist ein traumatisches Erlebnis. Ich habe den Job als Abschiebungsbeobachterin vor Kurzem aufgegeben. Jetzt bin ich Leiterin einer Flüchtlingsunterkunft im Taunus. Nun helfe ich Menschen, die in Deutschland ankommen, statt Menschen, die das Land verlassen müssen.“

Aufgezeichnet von Wolf Wiedmann-Schmidt



„Träte die CSU bundesweit an, wäre die AfD erledigt. So einfach ist das!“

Dieter Bogedain, Überlingen (Bad.-Württ.)

Was soll man denn wählen?

Nr. 6/2016 Die Hassprediger – Frauke Petry und die AfD: Bericht aus dem Innern einer gefährlichen Partei

Sie hat es geschafft – Frauke Petry ist auf der Titelseite des SPIEGEL.

Detlef M. Hartmann, Hamburg

Mal im Ernst, lieber SPIEGEL: Geht's auch locker? 'ne Karikatur Petrys mit Pinocchio-Nase und Papphütchen hätt's auch getan.

Tilman Gretenkord, Berlin

Als Deutscher mit Migrationshintergrund, der hier geboren ist, erlebe ich diesen gesäten Hass in meinem Alltag tagtäglich. Und nach dem Lesen des Artikels bestätigt sich ein Gefühl, welches mir seit geraumer Zeit sagt: Du musst weg aus diesem Land. Du bist hier nicht mehr sicher.

John Don Osmani, Nideggen (NRW)

Unser Land soll freier, sicherer, lebenswerter geworden sein durch die vielen Migranten? Wie kann man so etwas behaupten angesichts des Chaos, das Merkels einsame und unbedachte Willkommensentscheidung angerichtet hat?

Beate Maier, Steinheim a. d. Murr (Bad.-Württ.)

Den Artikel finde ich differenziert und deshalb lesenswert. Eine Frage, der man nachgehen könnte: Warum tun sich gerade einige Frauen um die vierzig bei AfD, Pegida oder Front National hervor? Und wer sind die „Denker“ im Hintergrund, die Stichwortgeber, Autoren, Verlage, auch Finanzierer einschlägiger Publikationen?

Günter Herrmann, Heilbronn

Hallo, geht's noch? „Ältere weiße Männer“ – die deutsche Bevölkerung ist nun leider überwiegend weiß, das muss man nicht extra hervorheben! Ich bin weiblich, mit 53 Jahren für Sie wahrscheinlich auch „älter“, aber mein 24 Jahre alter Sohn und meine 21 Jahre alte Tochter sehen in der Alternative für Deutschland gegenwärtig auch die einzige Alternative zu dem in dieser Bananenrepublik aktuell herrschenden korruptierten Parteienfilz.

Cornelia Gärtner, Spremberg (Brandenb.)

Der SPIEGEL reflektiert die Positionen der AfD. Allerdings gibt es keine ausreichende Reflexion der Demokratiedefizite in unserem Land. Es gab keine gesamtdeutsche Verfassung nach der Wiedervereinigung, keine Volksabstimmung über den Euro,

keine über die zu erwartenden Millionen Flüchtlinge, über die EU-Osterweiterung, die Rettungspakete. Alle Themen, die Sie der AfD vorwerfen, sind jene, die an der Bevölkerung vorbei entschieden wurden.

Dr. Thomas Wagner, Weimar

Schusswaffengebrauch an der Grenze ist zur Verhinderung eines illegalen, unkontrollierten Grenzübertritts in Paragraf 11 UZwG vorgesehen – Gesetz erlassen 1961 unter einer CDU/CSU-Regierung und von keiner nachfolgenden Regierung infrage gestellt. Frau Petry hat nur gefordert, geltendes Recht anzuwenden.

Christian Rohde, Kamen

Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer spitzt in der Flüchtlingsfrage weiter zu: Der Grünen-Politiker forderte im



AfD-Demonstration in Erfurt

„Schwäbischen Tagblatt“, den Zuzug zu begrenzen. Ein Mittel sei das Schließen der EU-Außengrenzen, notfalls bewaffnet. Wo blieb da der mediale Aufschrei?

Knut Kriegsmann, Ulm

Auf die AfD einzuprügeln ist eine Sache, besser wäre zu hinterfragen, warum es diese Partei überhaupt gibt.

Wolfgang Blanck, Inzlingen (Bad.-Württ.)

Was soll man in Deutschland denn wählen, wenn man gegen die überstürzte Energie- wende, die Griechenlandrettung und den unbegrenzten Zuzug von Flüchtlingen ist? Nicht rechtsradikale Spinner sind das Problem, das Kneifen der Konservativen ist es. Ein Trainer würde die Mannschaft neu aufstellen. Angela Merkel: Vorsitzende der SPD, Wolfgang Schäuble: Vorsitzender der CDU, Winfried Kretschmann: Vorsitzender der Grünen. So viel Vernunft in der Mitte würde die AfD wegfegen, die Linken möglicherweise gleich mit.

Joachim Grüner, Frankfurt am Main

Hilft, tröstet, macht klüger

Nr. 5/2016 Leitartikel – Die Aufgabe von Journalisten in nervösen Zeiten

Großer Beifall! Wenn sich nur alle Journalisten so der eigenen Verantwortung stellen würden.

Dr. Hans-Ulrich Wottge, Kiel

Ich weiß nicht, ob der SPIEGEL sich mit diesem selbstzufriedenen Leitartikel einen Gefallen tut. Sie stellen darin selbst fest, dass 40 Prozent der Deutschen kein Vertrauen mehr in ihre Medien haben, und dramatisch fallende Leser- und Abonnentenzahlen sprechen eine beredte Sprache. Ihre bemerkenswerte Reaktion auf diese Entwicklung: Selbstbeweihräucherung und Leserbeschimpfung.

Werner Steinschulte, Berlin

Wissen Sie, was das Problem ist? Es sind nicht die Dinge, die Sie schreiben. Es sind die Dinge, die Sie nicht schreiben! Es sind die Informationen, die die Medien nicht veröffentlichen. Es ist möglich, dass dies geschieht, weil die Medien der Meinung sind, dass sich mit manchen Informationen kein Geld verdienen lässt. Aber es ist halt auch möglich, dass die Konsumenten bestimmte Dinge schlicht nicht wissen sollen. Dass wir bevormundet werden oder gar belogen. Und wenn mir einer sagt, „vertrau mir!“ oder „glaube mir!“, dann bin ich immer besonders vorsichtig.

Daniel Froberg, Gardelegen (Sachs.-Anh.)

Ich habe den Eindruck, dass der SPIEGEL und auch viele Ihrer Kollegen in der Asylantenproblematik „fern der Schlacht“ berichten.

Joachim Höfert, Gelnhausen (Hessen)

Manches Verschweigen, Verdrängen, Vergessen, Beschönigen, Tabuisieren, Relativieren oder Verschleiern von Wahrheit durch die Medien mag mit einer falsch verstandenen Forderung nach politischer Korrektheit erklärt werden. Bestimmte Teile der Realität sollen der Gesellschaft nicht zugemutet werden, da sie die psychischen Verarbeitungskapazitäten der Bürger überfordern würden. Um politische Entscheidungen wird nicht mehr in kontrovers ausgetragenen parlamentarischen Debatten unter den gewählten Volksvertretern geführt. Die Debatten und Diskurse werden outgesourct und verlagert. Sie finden zunehmend in unzähligen Talkshow-Formaten statt, wo die immer gleichen Dis-

kutanten, zu Talkstars gewordene Volksvertreter, offensichtlich ein größeres und interessierteres Forum vorfinden als im Bundestag oder in den Landesparlamenten.

Dr. Michael Kindl, München

Herr Brinkbäumer, wie recht Sie haben! Allerdings verlangen Sie vom Bürger und Leser Zuhören, Vergleichen, Mit- und Nachdenken. Und das braucht unter anderem Zeit. Die Informationsflut jedoch droht uns normal Arbeitende zu überwältigen. Man denkt sich vielleicht seinen Teil, hat aber gar keine Zeit, sich in den sozialen Medien zu äußern.

Dr. Andreas Klug, Bretten (Bad.-Württ.)

Ich finde den gegenwärtigen Hass gegen die Medien völlig übertrieben und ungerechtfertigt. Allerdings haben die Medien selbst zur Mediensepsis beigetragen, und zwar über Jahrzehnte. Wenn Medien sich selbst zu wichtig nehmen, statt sich als Diener des demokratischen Prozesses zu verstehen, dann stoßen sie mündige Bürger ab und säen Zweifel ob ihrer Rechtfähigkeit. Diese Fehler begehen deutsche Medien seit Jahrzehnten. Warum muss Berichterstattung immer rechts, links, regierungsfreundlich oder -feindlich oder sonst wie parteiisch sein? Woher der Anspruch auf Gesellschaftsveränderung?

Walter Tichy, Karlsruhe



Texte wie „Presse gegen Lügner“ von Klaus Brinkbäumer sind der Grund, warum man unbedingt den SPIEGEL lesen muss. Hilft, tröstet, macht bei all dem Geschrei ringsum sicherer und klüger.

Elke Heidenreich, Autorin, Köln

Mogelpackung

Nr. 5/2016 Die Bundesregierung will mit viel Geld den Absatz von Elektroautos fördern – zu Recht?

Warum entwickelt die Autoindustrie kein Elektroauto, welches den Namen verdient? Es hat vier lenkbare, leichte Radmotoren. Dadurch kann es quer einparken. Zur Stromerzeugung hat es eine Brennstoffzelle. Das Gesamtgewicht liegt unter 600 Kilogramm bei Platz für fünf Personen und viel Gepäck. Der Preis ist unter 15 000 Euro. Ein solches Auto verkauft sich von allein, ich warte seit Jahren darauf. Die Technologie ist schon lange vorhanden.

Peter Rimbrecht, Karlsruhe

Korrektur

zu Heft 6/2016, Seite 74: „Horrende Zuschläge“

Die Deutsche Bahn führte den Zusatzbetrag bei Kreditkartenbezahlung bereits im November 2014 ein, nicht erst wie berichtet 2015.

Elektrofahrzeuge werden verkehrspolitische Nischenprodukte bleiben, weil sie nur bedingt zur Reduzierung der Belastung durch Abgase beitragen können. Sie verlagern Emissionen nur zeitlich und räumlich. Einschränkungen bei der Fahrerlaubnis für Fahrzeuge mit Dieselmotor in Ballungsräumen würden kurzfristig die Feinstaubkonzentration reduzieren und keine Milliarden an Steuergeldern wie die umweltpolitische Mogelpackung Elektroauto kosten.

Willi Nethen, Kempen (NRW)

Es braucht jede Menge Geld

Nr. 5/2016 Wie wir es schaffen – eine Agenda für Deutschland

Sie benennen all die Aufgaben, die Deutschland nun durchführen müsste, um die hier ankommenden Menschen zu integrieren. Es braucht Lehrer, Sozialarbeiter, Verwaltungsangestellte, neue Wohnungen, Infrastruktur, mehr Ärzte – kurzum: jede Menge Geld. Das Gute daran: Diese Investitionen kämen auch den Alteingesessenen zugute, und AfD und Co. hätten es schwerer, Deutsche und Flüchtlinge gegeneinander auszuspielen. Wieso haben Sie im Interview mit dem Bundesinnenminister keinen einzigen dieser Punkte angesprochen und gefragt, wie seine Pläne dazu aussehen? Denn dass die chronisch klammen Kommunen das alles ohne Hilfe vom Bund stemmen sollen, ist absolut utopisch.

Franziska Pfaff, Karlsruhe

Die Überschrift „Agenda 2016“ ist sehr gut gewählt – aber vermutlich nicht so gedacht. Wir einfachen Bürger haben uns noch nicht richtig von den enormen Belastungen der deutschen Einheit und den Schikanen der Agenda 2010 erholt und werden nun schon wieder mit dieser „Agenda 2016“ überrollt. Genau deshalb haben wir die Nase voll!

Roland Zips, Kammerstein (Bayern)

Ihre fragmentarische Sammlung von Beiträgen vermittelt den Eindruck eines breit angelegten Versuchs der Hilfe zur Selbsthilfe durch und für alle, die auf mittleren und unteren Entscheidungsebenen die Konsequenzen einer in fürstinnenhafter Manier getroffenen Entscheidung tragen müssen, weil die regierende Elite keinen Plan hat. Leider überwiegt der Eindruck, dass unsere Regierung die Bevölkerung im Stich lässt. Glauben wir Deutschen wirklich, dass wir die Probleme, die unsere



Flüchtlinge in Bayern

SEBASTIAN KAHNERT / DPA

ehemals großkolonialen EU-Nachbarländer bis heute nicht in den Griff bekommen haben, lösen, weil wir über mehr Geld, Demut und guten Willen verfügen? Oder einfach ahnungslos sind, was auf uns zukommt? Was geschieht, wenn Menschen, die in kulturell und religiös dogmatischen Gesellschaften aufgewachsen sind, in liberalen – oder im Grunde prinzipien-schwachen, weil vom Geld regierten – Gesellschaften aufgenommen werden?

Grit Westphal, Rostock

Erfolgreicher Einsatz

Nr. 5/2016 Wie sich Merkel in die Abhängigkeit der türkischen Regierung gebigt

Die Vorwürfe, dass die Türkei gegen Schlepper und irreguläre Migration nicht ausreichend vorginge, entsprechen nicht der Wahrheit. Die Türkei hat bei ihren Einsätzen in den vergangenen zwei Jahren rund 6150 Schlepper festgenommen und knapp 245 000 Flüchtlinge von diesen befreit. Im gleichen Zeitraum wurden 17 Geisterschiffe, die beim Menschenenschmuggel eingesetzt werden, festgesetzt und rund 2500 Flüchtlinge gerettet. Es stimmt nicht, dass in den vergangenen Monaten immer mehr Nordafrikaner über die Türkei illegal nach Europa gelangten. Die Türkei verlangt von Staatsangehörigen der Länder Algerien, Libyen und Ägypten ein Visum. Staatsangehörige bestimmter Länder, für die eine Visumpflicht gilt, können nur dann ein E-Visum erhalten, wenn sie im Besitz eines Visums oder einer Aufenthaltserlaubnis eines Schengen-Landes oder OECD-Mitgliedsstaates sind. Die Zahl der Tunesier, die in die Türkei einreisen, bleibt trotz Visafreiheit gering. Die Mehrzahl der Reisenden aus Marokko kehrt nach einem registrierten Aufenthalt wieder in ihr Land zurück. Bei Syrern gilt die eingeführte Visumpflicht nur, wenn sie über einen Drittstaat in die Türkei einreisen wollen.

Hüseyin Avni Karshoğlu, Berlin
Botschafter der Republik Türkei in Deutschland

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe (leserbriefe@spiegel.de) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter www.spiegel.de zu archivieren.

Befragung zu Alkoholverbot am Telefon?

Aus den „Schaumburger Nachrichten“

Bildunterschrift aus der „Heidenheimer Zeitung“: „Nach einer triumphalen Ehrenrunde im Königsbronner Rathaus-Foyer zog der von den Pfannaglopfern angestiftete närrische Haufen mit einer Bolognese in die Hammerschmiede ein, wo beim Weiberfasching noch bis tief in die Nacht weitergefeiert wurde.“

Gestreichelte Kälber geben mehr Milch

Aus „Der Praktische Tierarzt“

Aus dem SPIEGEL: „... nachdem ihn ein wütender Mob mehr als 7000 Kilometer entfernt von seiner Heimat gejagt und mit dem Leben bedroht hatte ...“

Aus einem Werbeprospekt für Reisen: „Auf 2 Etagen werden dort Original-Meisterwerke der Schatzkunst (Preziosen aus Gold, Silber, E-mail und Edelsteinen) anschaulich präsentiert.“

Magdeburg und Halle weiter auf Wachstumskurs

Zahl der Toten so hoch wie zuletzt 1994

Aus der „Magdeburger Volksstimme“

Aus den „Ruhr Nachrichten“: „Neben einem Schädlingsbekämpfer können auch Rattenbekämpfungsmittel in der Apotheke gekauft werden.“

Falsche Amtsträger bringen arglose Bürger um

Stuttgart (ots) - Mit einer trickreichen Masche bringen derzeit Täter arglose Opfer um ihr Geld

Meldung der Polizei in dem Internet-Städteportal Meinestadt.de

DER SPIEGEL

Geschichte



► Auch als App für iPad, Android sowie für PC/Mac. Hier testen: spiegel-geschichte.de/digital

Helden

*Der Freiheitskämpfer
Simón Bolívar*

Händler

*Die Niederlande
als Weltmacht*

Hausfrauen

*Die Ladys des
britischen Empire*

Zitate

Die „Süddeutsche Zeitung“ zur SPIEGEL-Berichterstattung über die WM-Affäre und die Rolle Franz Beckenbauers:

Der frühere Nationalspieler wird im Verband immer noch als „Lichtgestalt“ betrachtet, weil er gleich drei WM-Titel gewonnen hat. Als Spieler (1974), als Teamchef (1990) – und als Bewerbungschef, der das Turnier 2006 nach Deutschland holte und zum Sommermärchen machte. Doch ausgerechnet über dem Sommermärchen liegt inzwischen ein Schatten, seit das Magazin DER SPIEGEL vor wenigen Monaten einen dubiosen Deal im Vorfeld der WM 2006 enthüllt hat.

Die französische Tageszeitung „Le Figaro“ zum SPIEGEL-Titel „Die Einsame“ über die Kanzlerin (Nr. 4/2016):

Angela Merkel weiß, dass im konservativen Lager niemand Interesse daran hat, sie zu stürzen. Sie fühlt sich noch immer unantastbar. Vor einigen Tagen fasste es der sehr seriöse SPIEGEL in einem Wort auf dem Titel zusammen: „Die Einsame“. Im letzten September hatte das Magazin Angela Merkel als „Mutti Teresa“ präsentiert. Der Kontrast ist erstaunlich.

Die „Neue Zürcher Zeitung“ zum SPIEGEL-Gespräch mit dem Autor Navid Kermani (Nr. 4/2016):

Bemerkenswert ist der Vertrauensverlust, den staatliche Organe und Institutionen erleiden, weil sie Erwartungen bezüglich Sicherheit und Recht offenbar nur noch in einem ungenügenden Ausmass erfüllen können. Wenn Navid Kermani in einem lesenswerten Interview im SPIEGEL anmerkt, dass es in Deutschland zwar rechtsfreie Räume gebe, der Rechtsstaat selbst aber nicht in Gefahr sei, dann könnte diese Diktion durchaus als irritierend empfunden werden.

Die „Hannoversche Allgemeine Zeitung“ zum SPIEGEL-Titel „Die Hassprediger“ über den Aufstieg der AfD (Nr. 6/2016):

Nachdem Parteichefin Frauke Petry in der vergangenen Woche in einem Interview gesagt hatte, um Flüchtlingsgrenzübertritte zu verhindern, müsse man „notfalls auch von der Schusswaffe“ Gebrauch machen, wurde Storch auf Facebook gefragt, ob das auch für Frauen und Kinder gelte. Ihre knappe Antwort: „Ja“. Nun hat die EU-Abgeordnete erklärt, wie es zu der umstrittenen Nachricht gekommen sein soll: „Ein technischer Fehler“, erklärte sie im SPIEGEL. Sie sei auf ihrer Computermaus „ausgerutscht“.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

**Warum muss man eigentlich
alle Kerzen auf einmal auspusten,
damit sich ein Wunsch erfüllt?**

Wir können nicht alles erklären, aber wie Investmentfonds mehr aus Ihrem Geld machen können, schon

 **Union
Investment**

- Egal, ob Sie anlegen, ansparen oder für die Zukunft vorsorgen möchten, wir haben eine passende Lösung für Sie
- Auch mit kleinen Beträgen: Schon ab 25,- Euro monatlich sind Sie dabei
- Sie bleiben flexibel, denn Ihr Geld ist grundsätzlich bewertungstäglich verfügbar

Wenn Sie mehr wissen möchten, fragen Sie Ihren Berater bei der Volksbank Raiffeisenbank. Oder besuchen Sie uns auf www.geld-anlegen-klargemacht.de.

Geld anlegen



klargemacht

Weitere Informationen, die Verkaufsprospekte und die wesentlichen Anlegerinformationen erhalten Sie kostenlos in deutscher Sprache bei allen Volks- und Raiffeisenbanken oder direkt bei Union Investment Service Bank AG, Weißfrauenstraße 7, 60311 Frankfurt am Main, unter www.union-investment.de oder telefonisch unter 069 58998-6060. Stand: 1. Februar 2016.

Einfach QR-Code scannen und auf unserer Internetseite informieren.



**Jetzt
erleben!**

Bei Ihrem Toyota Partner



TOYOTA

NICHTS IST
UNMÖGLICH



DER NEUE RAV4. SOUVERÄNER DENN JE.

Mehr Platz, mehr Kraft: Erleben Sie den neuesten Toyota SUV mit bis zu 197 PS und dem proaktiven Allradantrieb E-FOUR.

Kraftstoffverbrauch RAV4 Hybrid Edition, 2,5-l-Hybrid 145 kW (197 PS) mit Frontantrieb innerorts/außerorts/kombiniert 4,8/5,0/5,0 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert 116 g/km. Kraftstoffverbrauch aller RAV4 Modelle kombiniert 6,8–4,7 l/100 km, CO₂-Emissionen kombiniert 158–115 g/km. Abb. zeigt Sonderausstattung.

Rot-Grün Wirtschaftsforscher stellen der Regierung Kraft ein Jahr vor der Wahl ein schlechtes Zeugnis aus

Kernkraft In Aachen und Umgebung wächst die Angst vor dem maroden Atommeiler im belgischen Tihange

Brauchtum BAP-Gründer Wolfgang Niedecken über Karneval unter Polizeischutz und fremdenfreundliche Kölner

Nachgehakt

„Was tun bei einem Hungerstreik?“



Joe Bausch, 62, ist Gefängnisarzt in Werl.

SPIEGEL: Michael Heckhoff, einer der gefährlichsten Geiseln

gangster Deutschlands, ist im Gefängnis Bochum in den Hungerstreik getreten. Was macht da ein Gefängnisarzt?

Bausch: Die Häftlinge werden gewogen, und der Arzt schaut alle ein, zwei Tage bei ihnen vorbei. Man kann bis zu 60 Tage hungern, das wissen wir von den RAF-Gefangenen. Die ersten zehn, zwölf Tage sind schlimm, danach geht es. Gefährlich wird es, wenn sie nicht mehr trinken, das hält ein Mensch nur fünf, sechs Tage aus.

SPIEGEL: Wann handeln Sie?
Bausch: Wenn akute Lebensgefahr besteht. Und die kann man riechen. Als Folge der Stoffwechselveränderung riechen diese Menschen stark nach Aceton.

SPIEGEL: Wie greifen Sie ein?
Bausch: Ein zweiter Arzt muss die lebensbedrohliche Situation bestätigen, dann würden wir über eine Magensonde künstlich ernähren. In meinen 29 Jahren als Gefängnisarzt konnte ich meine Patienten aber immer überzeugen, wieder zu essen.

SPIEGEL: Warum treten Häftlinge in den Hungerstreik?
Bausch: Das ist meistens ein Machtkampf. Es geht um Vergünstigungen, bessere Zellen, mehr Kontakt mit anderen Häftlingen. Heckhoff ist ein gefährlicher Mann, der das Personal für sich einnehmen kann. So kam es 2009 zur Geiselnahme und Flucht. Darum wird er jetzt alle paar Monate verlegt. Das ist nervig. Aber vor Jahren hat er bereits einen Hungerstreik abgebrochen. bas



Flohe 1976

Idole

„Flockes“ Revival

Günter Netzer nannte ihn „einen Brasilianer“, für Jupp Heynckes war er ein „Artist“, Franz Beckenbauer zählte ihn zu den technisch besten Profis der Welt: Der elegante Dribbler Heinz Flohe war mit seinen lässigen Körpertäuschungen in den Siebzigerjahren für viele Fans des 1. FC Köln ein Idol, nach heutigen Maßstäben, so sieht es der Kölner Journalist Frank Steffan, eine Art „deutscher Messi“. Steffan hat voriges Jahr einen Dokumentarfilm über den 2013 verstorbenen Euskirchener auf DVD veröffentlicht: „Heinz Flohe – der mit dem Ball tanzte“. Obwohl „Flocke“ Mitglied des Weltmeisterteams von 1974 war, sei er über das Rheinland hinaus nie genügend gewürdigt worden. Deshalb hat Steffan mit seinem Film eine Tour durch deutsche Programmkinos gestartet, die nächsten Stationen sind Berlin, Nürnberg und Leipzig. Es ist „Flockes“ Revival-Tournee. kra

Kommentar

Bochumer Theatermurks

Trägt Johan Simons' Konzept fürs Schauspielhaus?

Die spezielle Theaterbegeisterung der Bürger Bochums hat der Regisseur Peter Zadek mal so beschrieben: „Die Leute jubelten. Es war fast egal, was wir ihnen auf der Bühne zeigten.“ Tatsächlich wird Bochum von vielen Kulturmenschen aus anderen Gegenden der Welt bis heute bewundert für das leidenschaftliche Interesse, das die Menschen dort den Darbietungen im Schauspielhaus entgegenbringen. Nun haben die Bochumer Kulturpolitiker einen Coup verkündet: Der 69-jährige Niederländer Johan Simons, ein international hoch respektierter Theatermacher, wird im Herbst 2018 die Intendanz übernehmen. Simons, Exchef der Münchner Kammerspiele und noch bis 2017 Intendant des renommierten Musik- und Theaterfestivals Ruhrtriennale, ist eine überraschende Wahl – und überraschend ist auch

seine Ankündigung, das Bochumer Theater in ein internationales „Haus der Kulturen“ zu verwandeln. Konkret plant Simons einen regelmäßigen Austausch von Bühnenarbeiten und Schauspielern mit den Theatern in Rotterdam und Gent – in beiden Häusern wird er gleichfalls Führungsaufgaben bekleiden. Drei Bühnen kooperieren, während ein und derselbe Mann die Strippen zieht: Das ist ein unter finanziellen Aspekten verheißungsvolles Modell, das Sparpolitiker freut. Künstlerisch ist es eine Absage an die Einzigartigkeit des Theaterstandorts Bochum. Er sei ein Mann mit einem „europäischen, mondialen Blick“, sagt Simons. Mit seiner Kür haben Bochums Politiker den Mythos vom ganz besonderen Theatergeist ihrer Stadt kaltblütig abgemurkst. Wolfgang Höbel



Des Kümmerns müde

Rot-Grün Gut ein Jahr vor der Wahl ist die Bilanz des Kabinetts Kraft ernüchternd. Statt das Land in die Zukunft zu führen, attestieren Wirtschaftsforscher eine schleichende Deindustrialisierung.

Manchmal verraten die kleinen Termine mehr über den Zustand einer Regierung als die großen Auftritte in aller Öffentlichkeit, in Talkshows, auf Marktplätzen oder vor dem Parlament. Es war ein netter Abend in der Düsseldorfer Kunstsammlung K21, das Deutschlandradio stellte seinen neuen Landeskorrespondenten vor, und Hannelore Kraft hatte eine kurze Rede gesprochen.

Ein kleiner, persönlicher Termin, wie geschaffen für die Ministerpräsidentin, die Nahbare, die Kümmerin.

Anknüpfungspunkte für ein paar gelungene Willkommenssätze bot der Rundfunkjournalist zur Genüge: Moritz Küpper, 35, hat Politologie studiert und über Seiteneinsteiger in der Politik promoviert; auch die Diplomökonomin Kraft ist erst nach einem Jahrzehnt als Unternehmensberaterin für die SPD ins Parlament gezogen. Doch in ihrer Rede hob die fußballbegeis-

terte Regierungschefin vor allem die Prüfung zum Spielervermittler hervor, die Küpper abgelegt habe. Der Mann vom Deutschlandradio dankte verlegen, sah sich aber genötigt, einiges richtigzustellen: Erstens sei er bei der Prüfung durchgefallen, und zweitens habe er das alles nur aus journalistischer Neugier gemacht – um darüber berichten zu können.

Der Ministerpräsidentin gefroren die Gesichtszüge. Natürlich schreibt sie ihre Reden nicht selbst; aber weder ihr noch ihrer Umgebung war aufgefallen, dass das zuweilen halbseidene Gewerbe der Fußballspielervermittlung und ein promovierter Politologe irgendwie nicht zueinanderpassen.

Natürlich könnte man den Fauxpas mit dem Landeskorrespondenten als Kleinigkeit abtun, als Unachtsamkeit im Trubel eines vollgepackten Arbeitstags – wenn er denn nicht symptomatisch wäre für Krafts Management auch in den größeren Dingen;

wenn ihr nicht bei politisch relevanten Geschehnissen – wie der Silvesternacht in Köln – das Gespür für den Augenblick, fürs Timing und für handwerkliche Präzision abhandengekommen wäre.

Seit fünfeinhalb Jahren regiert Hannelore Kraft mit den Grünen das Land. Einst als Kanzlerkandidatin und Zukunftshoffnung der SPD gefeiert, wirkt sie heute, mit 54 Jahren, oft blass, mürrisch und angespannt.

In diesem Frühling geht sie in das letzte Fünftel der laufenden Legislaturperiode, mithin wird abgerechnet, aufgerechnet, und ihre Bilanz, 15 Monate vor der Wahl, ist ernüchternd: Die Schulden steigen, der Wirtschaft geht es schlecht, die Arbeitslosigkeit ist höher als in allen anderen westlichen Flächenländern. Das Risiko, im Kraft-Land Opfer eines Wohnungseinbruchs zu werden, ist fast fünfmal so hoch wie in Bayern. Und die Infrastruktur stellt sich als ein einziges Jammertal dar:

„INDUS investiert gezielt in den Mittelstand. Die Zusammenarbeit mit der WGZ BANK öffnet uns dabei viele Türen.“

Jürgen Abromeit
Vorstandsvorsitzender
INDUS Holding AG



INITIATIVBANKING FÜR DEN MITTELSTAND

Als führender, wachstumsorientierter Finanzinvestor für Unternehmensbeteiligungen im deutschen Mittelstand erwirbt die INDUS Holding AG hauptsächlich inhabergeführte Gesellschaften und unterstützt diese bei ihrer unternehmerischen Entwicklung.

„Zum Erwerb von Unternehmensbeteiligungen greifen wir auf langfristige Kreditmittel der WGZ BANK zurück, die uns auch bei Auslandsaktivitäten sowie Themen rund um unsere INDUS-Aktie begleitet. Auch bei unserer Beteiligung an der OBUK Haustürfüllungen GmbH & Co. KG

öffnet uns die WGZ BANK neue Türen“, so Jürgen Abromeit, Vorstandsvorsitzender der INDUS Holding AG.

WGZ BANK – die Initiativbank für den Mittelstand: **0211/778-2112**
initiativbanking@wgzbank.de



marode Brücken, kaputte Straßen und Staus ohne Ende.

Wer Hannelore Kraft in ihrem Büro im zehnten Stock der Düsseldorfer Staatskanzlei besucht, hat schnell ein Bild ihrer Herzensangelegenheit vor Augen. Bessere Chancen für Kinder hat sich die Mutter eines inzwischen erwachsenen Sohns zum Ziel gesetzt. Deshalb ließ sie hinter ihrem Schreibtisch auch kein teures Kunstwerk aus der landeseigenen Sammlung aufhängen, sondern eine quietschbunte Kinderzeichnung.

Die Tochter eines Straßenbahnfahrers aus Mülheim an der Ruhr mag solche Symbole. Kein Luxus, kein Pomp, sondern da sein für die Menschen im Land. Sie trat an mit der Devise: „Wir lassen kein Kind zurück – Beste Bildung für alle“, doch nun klappt ausgerechnet im Umgang mit den Kleinsten eine Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Im vergangenen Jahr teilte das Statistikamt mit, dass jetzt 26 Prozent der Kinder unter drei Jahren einen Betreuungsplatz hätten. Im Umkehrschluss heißt das aber auch, dass mehr als 70 Prozent der Steppkes keinen Platz haben – und deren Eltern auf Tagesmütter, Großeltern oder private Initiativen angewiesen sind.

Und für jene, die einen Platz für die Kleinsten ergattert haben, bedeutet die Betreuung bisweilen einen tiefen Griff ins Portemonnaie: Bis zu 638 Euro monatlich zuzüglich Verpflegungsgeld kostet die Versorgung für unter Zweijährige in Kindertagesstätten in Köln.

In den Schulen, noch so ein Vorzeigeprojekt von Rot-Grün, sieht es nicht viel besser aus. „Wir hatten große Hoffnungen in Frau Kraft gesetzt“, berichtet Ulrich Czygan, Vorsitzender der Landeselternschaft der Gymnasien. Als Oppositions-

chefin habe sie die Defizite der CDUgeführten Vorgängerregierung klar benannt und angeprangert.

Seit ihrer Amtsübernahme, so Czygan, habe sich jedoch kaum etwas verbessert. Die Schüler aus NRW schnitten in Bildungsvergleichen immer noch unterdurchschnittlich ab. Und was den Elternvertreter besonders ärgert: „Die Lehrpläne werden zusammengestrichen, wichtige Fachinhalte fallen zugunsten anderer Kompetenzen weg.“

Auch bei der Inklusion, also der Integration von Kindern mit besonderem Förderbedarf in den Alltag an Regelschulen, sind die Reformbemühungen stecken geblieben. Im vergangenen August reichten 52 Städte und Gemeinden Klage ein, weil sie die Landesmittel für unzureichend halten. Eltern mahnen zusätzliche Lehrer, Sozialarbeiter und Räumlichkeiten an – oder sie warnen vor Sparkonzepten, die die Schließung zahlreicher Förderschulen vorsehen.

Dabei hat das Land noch nie in seiner Geschichte mehr Steuern eingenommen als heute. Wer wissen will, warum Steuereinnahmen in Höhe von derzeit 49,8 Milliarden Euro nicht reichen, der wird schnell fündig in den Anfängen der rot-grünen Koalition 2010.

Damals überzeugte die grüne Fraktionsvorsitzende Sylvia Löhrmann die rote Fraktionsvorsitzende Kraft, sich in einer Minderheitsregierung zu verbünden. Viele Grüne hätten angesichts traumatischer Erfahrungen als Juniorpartner der SPD lieber einen Pakt mit der CDU geschlossen, aber dafür reichte das Wahlergebnis nicht.

Um Rote und Grüne aufeinander einzuschwören, wurde ein komplizierter Koalitionsvertrag ausgehandelt, mit üppigen Wohltaten für die Klientel beider Parteien. Die Ausgaben des Landeshaushalts sind seither um 30 Prozent gestiegen. Die bescheidenen Personalabbauvorhaben der Regierung Jürgen Rüttgers wurden umgehend gestoppt; den Hochschulen die Selbstständigkeit wieder eingeschränkt und zunehmend vorgeschrieben, wie sie zu arbeiten haben. Jüngst wurden 13 Lehrstühle für Gender-Forschung eingerichtet.

Für ihre großstädtische Klientel setzte die SPD ein kostenloses drittes Kita-Jahr durch, auch Studiengebühren werden nicht mehr erhoben.

Harte Schnitte wurden vermieden, Streitpotenziale weiträumig umschifft. Akribisch achteten die Koalitionäre darauf, dem Partner bei dessen Kernthemen nicht auf die Füße zu treten. Diese Konsenspolitik gipfelt in dem Umstand, dass das grüne Umwelt- und das rote Wirtschaftsministerium gemeinsam für die Abwicklung des Steinkohleerbes zuständig sind.

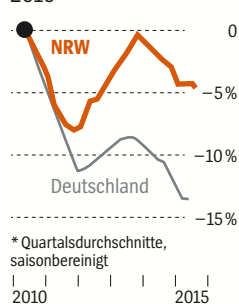
Die früheren Ministerpräsidenten Wolfgang Clement, Peer Steinbrück und Jürgen Rüttgers hatten eine Vision von der Zukunft des Landes. Vieles war überambitioniert, manch Leuchtturmprojekt scheiterte krachend. Die Vision der Hannelore Kraft besteht darin, die Braunkohle bis in die Mitte des Jahrhunderts zu fördern. Ein hoch entwickeltes Industrieland wie Deutschland müsse rund um die Uhr Strom garantieren können, so ihr Credo. Die Erneuerbaren könnten das noch nicht, außerdem fehlten Speicherkapazitäten.

Die Folgen sind fatal: „Die lange Fokussierung auf Stahl, Kohle, Energie hemmt die wirtschaftliche Fortentwicklung des Landes“, sagt Christiane Schönefeld, Chefin der Agentur für Arbeit in NRW, und sieht darin eine Ursache für die weiterhin überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit im Ruhrgebiet.

Ende 2013, während der Koalitionsverhandlungen zwischen Sozialdemokraten und Union im Bund, ließ sich Kraft in die Arbeitsgruppe zum Thema Energie wählen, um dort die Interessen von NRW zu vertreten. Doch anstatt die Chance zu nutzen und die Region als Vorreiter einer neuen, modernen Wirtschaft zu positionieren, wie es ihr grüner Koalitionspartner seit Langem fordert, setzte die Ministerpräsidentin auf die traditionellen Energielieferanten, auf klimaschädliche Kohle und den Erhalt fossiler Kraftwerke. Vergangenes Jahr setzte sich Kraft sogar gegen Parteichef und Wirtschaftsminister Sigmar Ga-

Arbeitslosigkeit

Veränderung gegenüber 2010*



Schulministerin Löhrmann in einer Schule in Essen: Warnung vor Sparkonzepten



Braunkohletagebau Garzweiler

WESTENBERG / IMAGO

briel durch, der alte Kohlemeiler mit einer Abgabe belegen und so schneller vom Netz nehmen wollte.

„Ein Sieg für NRW war das damals nicht“, urteilt Agora-Geschäftsführer Patrick Graichen. Wenn NRW Energieland bleiben wolle, müsse es sich als Energiewendeland neu erfinden, so der Chef des Berliner Thinktanks für Energiefragen. Es fehle aber bislang ein schlüssiges Konzept.

Tatsächlich hat Nordrhein-Westfalen mit einem Ökostromanteil von nicht einmal zehn Prozent an der Stromerzeugung schon jetzt den Anschluss an den Rest der Republik verloren. Für die Versäumnisse der Landesregierung bezahlen die Stromkunden in NRW einen hohen Preis. Mit jeder Stromrechnung erhebt der Bund nämlich eine sogenannte EEG-Umlage. Mit ihr wird der Bau von Solar- und Windanlagen in Ländern, die Ökostrom favorisieren, finanziert. Bayern, Niedersachsen oder Mecklenburg-Vorpommern profitieren von dieser Mechanik.

Rund 3,1 Milliarden Euro flossen nach offiziellen Berechnungen der Energiebranche allein im vergangenen Jahr auf diesem Wege ab. „Viel Geld, das Verbrauchern und Unternehmen in NRW fehlt“, sagt Roland Döhrn, Forscher beim Rheinisch-Westfälischen Institut für Wirtschaftsforschung (RWI) in Essen.

In ihren jüngsten Konjunkturberichten dokumentieren die Wissenschaftler des RWI eine besorgniserregende Entwicklung. In vielen Bereichen, etwa Investitionen, Bau- und Industrieproduktion, belegt NRW schlechte Plätze – und fällt im Vergleich zu Nachbarn und zum Bundesdurchschnitt immer weiter zurück (siehe Grafik). Große Fabriken wie Opel in Bochum wurden geschlossen, schwächelnde Branchen wie die Schwerindustrie, die Stahlproduzenten oder die klassischen Energieerzeuger bauen Tausende Arbeitsplätze ab. „Wir erleben in NRW eine schleichende Deindustrialisierung“, sagt Döhrn.

Frühere Ministerpräsidenten konnten noch auf Hilfe aus der Hauptstadt hoffen. Doch die Bedeutung Nordrhein-Westfalens im Berliner Politikbetrieb hat gelitten. Das

hat viel mit Hannelore Kraft und wenig mit ihrem Land zu tun.

Mit ihrem sehr lauten „Nie“ auf die Frage nach einer Karriere in Berlin, womöglich gar im Kanzleramt, hat die stellvertretende Parteivorsitzende ihren Einfluss selbst drastisch beschnitten. Die eigene Landesgruppe sieht das mit Sorge. Früher saßen eigentlich immer NRW-Finanzminister in der Hauptstadt am Tisch, wenn die Länder mit dem Bund übers Geld redeten. Heute obliegt dem Hamburger Bürgermeister Olaf Scholz die Zuständigkeit für die Finanzbeziehungen mit der Bundesregierung. „Kraft grätscht nur noch rein, wenn es um NRW-Interessen geht“, sagt ein Genosse, der seit Jahren im Bundestag sitzt. Für Partei- oder Bundesbelange verkämpfe sie sich schon lange nicht mehr.

Aber auch in Düsseldorf lässt ihre Präsenz zu wünschen übrig. Im vorigen Sommer baten die landespolitischen Berichterstatter höflich um eine Pressekonferenz pro Monat mit Kraft. Keine Zeit, lautete die Antwort aus der Staatskanzlei. Ist dem wirklich so?

Oder liegt die Unlust am Diskurs mit Journalisten an jener Mischung aus „Ideniosigkeit und Ermüdung“, die Armin Laschet, der CDU-Oppositionsführer in Düsseldorf, seiner politischen Gegnerin attestiert? Nordrhein-Westfalen, ätzt Laschet,

sei ein „starkes Land, aber unter Wert regiert“.

Und manchmal, so hat es den Anschein, wird es gar nicht mehr regiert. Nach der desaströsen Silvesternacht in Köln beispielsweise wartete das Land auf eine Botschaft der Ministerpräsidentin. Nicht einmal die Oberbürgermeisterin erhielt einen Anruf aus Düsseldorf. Kraft zeigte sich erst Tage nach den Ereignissen, die weltweit für Schlagzeilen sorgten, „entsetzt über die Eskalation der Gewalt“.

Rätselhaft, wie Krafts größtes Kapital so verschüttgehen konnte: Auf Leute zugehen, Gefühle und Mitgefühl zeigen, das kann kaum eine deutsche Politikerin besser. Ihre Rede vor Opfern und Angehörigen der Love Parade – wenige Wochen nach ihrem Amtsantritt – rührte sogar Unbeteiligte zu Tränen. Auch nach dem Absturz der Germanwings-Maschine vor knapp einem Jahr kümmerte sich Kraft ganz persönlich um die Hinterbliebenen.

In Wahlkämpfen geht sie so offen auf wildfremde Menschen zu, dass man als Beobachter glaubt, da träfen sich alte Freunde. Und nun, gut ein Jahr vor der Landtagswahl?

Da überlässt die Kümmerin-Mutter dem allzeit bereiten und chronisch servilen Laschet die Bühne in Talkshows und Nachrichtenendungen. „Hannelore nimmt den Herausforderer nicht ernst genug“, murren sie nun selbst in ihrer Partei, und der grüne Koalitionspartner spricht von vertanen Chancen. Kraft lässt dagegen wissen: „Politik machen heißt nicht, in Talkshows sitzen.“ Dafür müsse man „hart arbeiten“.

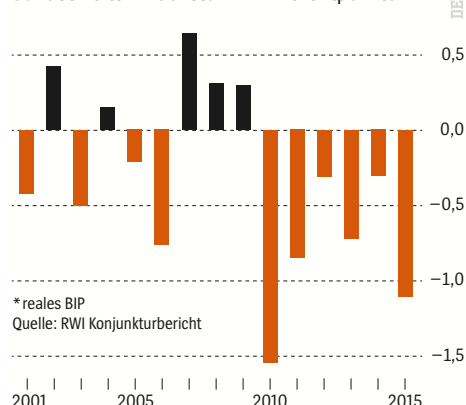
Bei den jüngsten Umfragen lagen SPD und CDU fast gleichauf. Nach nicht einmal sechs Jahren hat sich der Reiz des Neuen verbraucht, Düsseldorfers weibliche Doppelspitze steckt in einer Vertrauenskrise – und Hannelore Kraft weiß das. Vor ein paar Wochen sagte sie in einem Moment der Besinnung zu Sylvia Löhrmann: „Das war unser schwerstes Jahr.“

Es sieht nicht danach aus, dass 2016 einfacher wird.

Frank Dohmen, Ildiko Holderer, Horand Knaup, Barbara Schmid, Fidelius Schmid

Sechs Jahre im Minus

Abstand Nordrhein-Westfalens vom bundesweiten Wachstum* in Prozentpunkten





Proviand für vier Wochen

Kernkraft Die Stadt Aachen fühlt sich durch einen störanfälligen Atomreaktor in Belgien bedroht. Hilfsangebote des RWE-Konzerns lehnte man dort ab.



Kraftwerk Tihange: Tausende kleine Risse

Es ist kurz vor 20 Uhr, als ein Lehrer in der Aula Carolina der Stadt Aachen das Wort ergreift. Die Katastrophenübungen gegen die drohende atomare Verseuchung, die geplante Ausgabe von Jodtabletten an Kindergärten und Schulen, all das halte er für wichtige Maßnahmen. Allerdings reichten sie nicht aus.

Dann holt der Mann eine Atemschutzmaske, Handschuhe und einen Plastikanzug aus der Tasche. Diese einfache Schutzkleidung gegen radioaktiven Staub sei für etwa zehn Euro zu haben. Damit müssten die rund 50 000 Kinder im Stadtgebiet ausgestattet werden. Rund eine halbe Million Euro würde das kosten. Das müsse die Sicherheit der Kinder doch wert sein.

Die Menschen in der Halle applaudieren. Aachens Oberbürgermeister Marcel Philipp nimmt die Vorlage dankend auf. „Ja, bei der Sicherheit darf es keine Tabus geben“, beschwört er die Gäste. Deshalb habe man vor einigen Wochen den Ernstfall einer nuklearen Verseuchung durchgespielt, deshalb habe man Jodtabletten gegen Strahlenerkrankungen deponiert, und deshalb müsse man auch den Vorschlag mit der Schutzkleidung ernsthaft prüfen.

Wieder brandet Beifall auf. Aachen, die beschauliche 250 000-Einwohner-Stadt an der Grenze zu Belgien, befindet sich im Ausnahmezustand – seit Wochen. Verängstigte Bürger und aufgebrachte Politiker führen hier einen Abwehrkampf gegen

eine drohende atomare Verstrahlung aus dem Nachbarland.

Das Objekt, das die Gemüter bewegt, steht rund 65 Kilometer hinter der Grenze, nahe der Provinzhauptstadt Lüttich. Es ist das Atomkraftwerk Tihange, ein unscheinbarer Kasten mit drei Druckwasserreaktoren. Gebaut wurde das Kraftwerk Ende der Sechzigerjahre. Seit 1975 ist der erste Block in Betrieb – und das ist das Problem.

Der Reaktor ist alt, die Sicherheitssysteme sind überholt, immer wieder kam es zu teils erheblichen Störfällen. Und so war die Hoffnung groß, als ein Reaktor trotz einer zuvor von der belgischen Regierung erteilten Laufzeitverlängerung im März 2014 wieder vom Netz genommen wurde.

Schon 2012 hatten die Sicherheitsbehörden bei einer Überprüfung des Kraftwerks in Lüttich und bei einem baugleichen Reaktor in der Nähe von Antwerpen Tausende Haarrisse im Reaktordruckbehälter entdeckt. Die Hülle, die Brennstäbe und gefährliche radioaktive Strahlung von der Umwelt trennt, schien nach erster Begutachtung zunächst für einen Weiterbetrieb geeignet. Zwei Jahre später tauchten weitere Probleme auf. Der Reaktor musste wieder vom Netz. Ein erneutes Anfahren hätte sich kaum jemand vorstellen können.

Doch für Belgien war der Ausfall der beiden Atomkraftwerke ein wirtschaftliches Desaster. Das Land ist zu gut 50 Prozent von Atomstrom abhängig. Es drohten Blackouts. Die Regierung reagierte mit Notfallplänen. Ganze Gemeinden sollten nach einem festgelegten Schema bei Stromengpässen für Stunden oder Tage vom Netz gekappt werden.

Umso erstaunlicher, dass die Belgier damals konkrete Hilfsangebote ausschlugen. Der nordrhein-westfälische Stromprimus RWE etwa hatte angeboten, ein nicht ausgelastetes Großkraftwerk nahe der Grenze zur Verfügung zu stellen. „Dazu“, erinnert sich ein RWE-Sprecher, „hätten wir nur ein paar Kilometer Hochspannungsleitung verlegen müssen.“ Doch die Belgier winkten ab.

Den Grund dafür glaubt man in Aachen zu kennen: Die Belgier hätten von Anfang an geplant, die abgeschriebenen Meiler

wieder in Betrieb zu nehmen. Alternativen hätten bei diesem Vorhaben nur gestört.

Tatsächlich setzten die Aufsichtsbehörden gemeinsam mit dem Betreiber Electrabel eine internationale Expertenkommission ein. Beide Kraftwerke, sagt Electrabel, wurden monatelang mit neuesten wissenschaftlichen Verfahren geprüft, und zwar ohne vorherige Festlegung. Das Ergebnis: Vom Reaktor gehe keinerlei Gefahr aus.

Und so ging der Reaktorblock mit Erlaubnis der Sicherheitsbehörden und nach angeblich gründlicher Überarbeitung am 14. Dezember 2015 wieder ans Netz. Vier Tage später brannte auf dem Gelände ein Trafo ab. Die Stromproduktion wurde erneut bis Weihnachten unterbrochen.

Seit diesem letzten Störfall gibt es diesseits der Grenze kein Halten mehr. Politiker jedweder Couleur äußerten ihre Bestürzung über den Zustand des Reaktors. Bundesumweltministerin Barbara Hendricks (SPD) reiste vor zwei Wochen sogar persönlich nach Brüssel, um die belgische Regierung zur Abschaltung der Meiler zu bewegen – ohne Erfolg.

In Aachen und Umgebung rüsten Politik und Umweltverbände deshalb weiter auf. Geplant sind Mahnwachen, Protestmärsche und Infoveranstaltungen. Mithilfe Tausender Flugblätter fordern die Internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkriegs die Bevölkerung auf, Proviand und Getränke für vier Wochen zu bunkern und Atemschutzgeräte zu kaufen.

Die Stadt geht gemeinsam mit anderen Kommunen auch juristisch gegen Tihange vor. Außerdem sollen in den nächsten Wochen Jodtabletten verteilt und neue Katastrophenschutzsirenen installiert werden.

Nicht nur für zahlreiche Belgier grenzt das inzwischen an Hysterie. Atomkraftbefürworter wie der Nuklearwissenschaftler Hans-Josef Allelein warnen eindringlich davor, „ein gefährliches Spiel mit der Angst der Bevölkerung zu betreiben“.

Aachens OB Philipp und seine Mitstreiter lässt das unbeeindruckt. „Wir schüren keine Angst, die Menschen haben Angst“, sagt er. „Das wird sich erst ändern, wenn der Pannereaktor abgeschaltet ist.“

Frank Dohmen



WDR 4

FÜR EIN GUTES GEFÜHL

HITREISEN

LIEBLINGSHITS HÖREN
UND REISE GEWINNEN!

HOTEL CALIFORNIA
ONE NIGHT IN BANGKOK
DOWN UNDER
AFRICA



DAS NEUE WDR 4
JETZT EINSCHALTEN

Alle Infos auf wdr4.de und bei  facebook.com/wdr4

EXPLORER
FERNREISEN
www.explorer.de



„Koalition des Anstands“

Brauchtum BAP-Gründer Wolfgang Niedecken, 64, über seine Verehrung für Angela Merkel, Karneval unter Polizeischutz und das Erbgut des Kölners

SPIEGEL: Herr Niedecken, Sie haben Ihr halbes Musikerleben lang gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit gekämpft. Wenn Sie nun die massive Kritik an Angela Merkels Flüchtlingspolitik betrachten: War Ihr Engagement vergebens?

Niedecken: Nein, ich bin weit davon entfernt, zu resignieren. Ich habe „Kristallnacht“ 1982 geschrieben, damals gab es „Rock gegen Rechts“, wir traten gegen Neonazis und Skins an. Zehn Jahre später, nach den pogromartigen Bränden von Rosstock und Mölln, starteten wir die „Arsch huh“-Bewegung, und wieder war mir bewusst: Diese Probleme bleiben uns erhalten. Alles andere wäre blauäugig gewesen.

SPIEGEL: Aber möchte man nicht – indem sich die Verhältnisse bessern – auch mal belohnt werden?

Niedecken: Was kann ein Musiker tun? Er kann seinen Teil dazu beitragen, dass die Menschen nicht verhärten. Musik handelt von und mit Gefühlen. Ich predige keine Gewissheiten. Ich bilde mir nicht ein, dass ich als Künstler schlauer bin als mein Schuster oder mein Zahnarzt. Sagen zu wollen, wo es langeht, wäre anmaßend.

SPIEGEL: Sie sind frei von Eifer, die Menschen zu überzeugen?

Niedecken: Ich kann Songs schreiben und auf der Bühne präsentieren, die bei den Leuten einen Impuls setzen. Nachzudenken. Nachzufragen. Dinge zu hinterfragen. Ich habe viel erreicht, wenn die Leute sich bei einem Song vorstellen, wie es wäre, wenn in Deutschland ein Bürgerkrieg toben würde. Und keiner fliehen könnte, weil die Grenzen nach Frankreich oder Dänemark dicht sind. Was das bedeutet, würde ich wahrscheinlich sogar einem AfD-Wähler klarmachen können.

SPIEGEL: Also ist Ihr Sendungsbewusstsein doch noch intakt.

Niedecken: Jene, die jetzt der AfD folgen, sind hoffentlich nicht alle so verbohrte Typen am Mikrofon, wie Petry, Höcke oder wer sich da sonst noch hervortut. Zum AfD-Publikum gehören ganz viele ratlose, schlecht informierte Menschen, die eventuell gar nicht so verhärtet sind, dass sie nicht mehr erreichbar wären. Und um die lohnt es sich zu kämpfen.

SPIEGEL: Was haben Sie empfunden, als Ihre Heimatstadt Köln nach der Silvesternacht weltweit als Hort sexueller Übergriffe Schlagzeilen machte?

Niedecken: Ich war überrascht, dass dies ausgerechnet in diesem Melting-Pot Köln passieren konnte. Und erstaunt, wie

schnell sich ein Keil in unsere Gesellschaft treiben lässt. Wie schnell das Pendel umschlägt von der Willkommenskultur im Herbst zu den Reaktionen nach Silvester.

SPIEGEL: Haben Sie eine Erklärung?

Niedecken: Wahrscheinlich setzen sich zu wenige Menschen mit politischen Fragen auseinander. Was im Nahen Osten passiert, hat uns viel zu lange nicht interessiert; das konnte man ja auch bequem wegzappen. Jetzt sind die Flüchtlinge aber bei uns angekommen. Und auch der Terrorismus schlägt nun unübersehbar hier in Mitteleuropa zu. Wegzappen geht nicht mehr.

SPIEGEL: Aber Zurückschicken ginge – und Mauern bauen.

Niedecken: Das ist doch nur Wahlkampf, und zwar ein ganz spießiger. Ich habe einen großen Respekt vor Angela Merkel, wie sie sich positioniert hat und das durchhält. Zum ersten Mal seit ewigen Zeiten sehe ich das C in dem Parteinamen nicht als Etikettenschwindel an. Ich bin froh, dass sich aus allen ernst zu nehmenden,

demokratischen Parteien eine Koalition des Anstands gebildet hat.

SPIEGEL: Köln hat diesmal Karneval unter Polizeischutz gefeiert. Die Jecken haben sich in ihrem Frohsinn davon nicht stören lassen ...

Niedecken: ... was anderes hätte ich von meinem Stamm auch nicht erwartet. Karneval ist hier eine Naturgewalt. Als nach Beginn des Irakkriegs 1991 der Rosenmontagszug abgesagt wurde, haben die Kölner, ungehörig wie sie sind, sofort eine Alternative ins Leben gerufen: den Geisterzug, ohne Mottowagen, ohne Kamelle, nur mit Trommlern und einer durchaus politischen Botschaft. Diesen „Jeisterzoch“ gibt es seitdem jedes Jahr am Karnevalssamstag.

SPIEGEL: Wieso ist es den Kölnern gelungen, mit den Vorfällen am Hauptbahnhof vergleichsweise unbeeindruckt umzugehen?

Niedecken: Kölner sind per se Weltmeister im Verdrängen. Aber sie reagieren auch besonnen. Als vor anderthalb Jahren die „Hooligans gegen Salafisten“ am Breslauer Platz wüteten, haben alle gepennt, die Bürger, die Stadt, die Polizei. Bei ihrer zweiten Demonstration hatte Hogesa schon keine Chance mehr – die Gegendemonstration war um ein Vielfaches größer. Was ich sagen will: Die Silvesternacht war furchtbar, aber sie hat die kölsche Seele nicht auf einen anderen Trip bringen können.

SPIEGEL: Wie ist diese Immunisierung gegen rechte Parolen erklärbar?

Niedecken: Wenn ich hier an meinem Schreibtisch sitze und rausgucke, sehe ich den Rhein. Das ist die eine Verkehrsader, die seit Jahrhunderten die Leute hierherbringt. Und die andere war hier seit der Römerzeit über viele Jahrhunderte die einzige Brücke über den Fluss, das ist die Rheinüberquerung, wo heute die Deutzer Brücke steht. Zwei Handelswege, die sich kreuzen, haben Köln zu einer Metropole gemacht, in der man immer mit Fremden klarkommen musste. Notgedrungen.

SPIEGEL: Das Erbgut des Kölners ist fremdenfreundlich?

Niedecken: Ich bin 1971 als Kunststudent in die Teutoburger Straße gezogen, Hausnummer 5, Hochparterre. Ich war der einzige Deutsche in dem Haus. Es gab eine griechische Familie, eine türkische, die übrigen waren Italiener. Zehn Jahre bin ich dort geblieben und denke immer noch gern an die Zeit mit all den Nicolettis, den Guccugliatas und den Belürs, die mich Jungspund unter ihre Fittiche nahmen.



Bandleader Niedecken

„Wegzappen geht nicht mehr“

MARINA WEIGEL

Interview: Alfred Weinzierl